This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

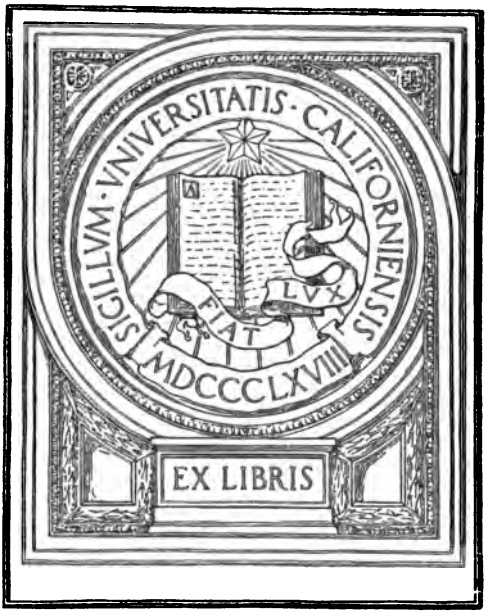
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 161 550
Y0154621

· FROM · THE · LIBRARY · OF ·
· KONRAD · BURDACH ·



Gotthilf Heinrich von Schubert.

Ein Lebensbild

gezeichnet

von

Dr. H. Schneider,
Pastor in Schroda.

Bielefeld.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1863.

BURDACH

Inhalt.

I. Die Kindheit. Seite

1. Das Elternhaus 1
2. Die natürliche Ausstattung 5
3. Ein wunderbarer Familienzug 9
4. Geistliche Führung 11

II. Die Lernjahre.

5. Lichtenstein 16
6. Die Schule in Hohenstein und das Gymnasium in Greiz 18
7. Weimar 21
8. Leipzig 29
9. Wilhelm Ritter und Joseph von Schelling 35
10. Schubert in Jena 42

III. Wanderungen und Wandelungen.

11. Die Werbung 47
12. Ein schwerer Anfang 53
13. Wieder in die Schule 62
14. Abraham Gottlieb Werner und seine Schule. . . . 64
15. Das Leben in Freiberg 67
16. Zwei Bücher 71
17. Das neue Leben, neue Freuden, neue Sorgen . . . 76
18. Geistliches. 85
19. Die Amtsgenossen 90
20. Die Anfänge des Amtslebens 101
21. Ein Kind Gottes 105
22. Die Erweckung 109

M345339

Seite

23. Zwei Sterbelager 113
24. Fortgang des Lebens 119
25. Das neue Band 121
26. Abschied von Nürnberg 125
27. Die neue Heimat 128
28. Zu Hause und auf Reisen 130
29. Altes und Neues 141
30. Hangen und Bangen 146
31. Zur Entschuldigung 151

IV. Der freundliche Führer aus den Reichen der Natur in's Himmelreich.

32. Die alten und die neuen Freunde 153
33. Die Schweizerreise 159
34. Lehrer und Schüler 177
35. Der Schriftsteller 182
36. Erlebnisse im Amt und im Hause 192
37. In München 197
38. Die letzte Station des Lebens 201
39. Schuberts Tod 206
40. Schluß 210

I.

Die Kindheit.

1. Das Elternhaus.

Wer in dem achten oder im Anfange des neunten Zehendes des vorigen Jahrhunderts in das Pfarrhaus zu Hohenstein im sächsischen Erzgebirge eintrat, empfing einen tiefen Eindruck von der Gewalt, welche die Liebe zu Gott über die Herzen der Menschen übt. In den bessern Räumen des Gebäudes, die freilich selbst den mäßigsten Ansprüchen kaum genügen wollten, wohnte der alte Pfarrer mit seinem Weibe, seinem jüngsten Sohne und einigen andern zu seinem engern Haushalte gehörigen Personen. Ein kleines Zimmer, in welches niemals ein Sonnenstrahl fiel, hatte die Familie des Pfarrgehülfen aufgenommen. Dort arbeitete der auch schon alternde Mann für sich und den alten Herrn; dort waltete die Hausfrau; dort spielten und lernten die sieben Kinder. Ihre Schlafstelle hatten sie alle neun auf dem Boden unter dem Dache, und das jährliche Einkommen, mit dem sie reichen mußten, belief sich noch nicht ganz auf zweihundert Thaler. Bei nur mäßiger Neigung seiner Einwohner zu Ehrgeiz, Neid oder Eitelkeit wäre das Haus eine Hölle geworden; die nahen verwandtschaftlichen Bande — die Frau des Substituten war die Tochter des Pfarrers — würden dem nie endenden Streite verdoppelte Nahrung gegeben haben. Und es war vielmehr eine Stätte des Friedens, ein Tempel des lebendigen Gottes.

Es waren aber auch liebe Menschen, welche dort ihr Wesen hatten. Der Pfarrer Gotthilf Werner, eines Predigers Sohn und durch seinen Vater in Berührung mit August Hermann Francke, dem Gründer des Halliſchen Waiſenhauſes, gebracht, hatte ſich in der Zeit des herrſchenden Halbglaubens mit ganzem Herzen zu ſeinem Heilande gewendet und ſeinen Glauben unter mancherlei Anfechtungen freudig bekannt. Armuth und Kränklichkeit führten ihn zeitig in die Schule der Geduld und des Gebetes, in welcher er Treue gehalten hat — bis an's Ende. Sein Weib war bei aller Frömmigkeit und bei allem demüthigen Eingehen in den Sinn ihres Mannes eine friſche und heitere Natur. Der Enkelſohn, mit dem wir uns in vorliegendem Büchlein zu beſchäftigen haben, ſieht die Munterkeit ſeines Geiſtes als ein Angebinde an, das ihm die Frau Großmutter in die Wiege gelegt habe.

Der Glaube der alten Leute wurde, als ſie ſchon jenſeit aller Lebensſorge und Mühe zu ſein meinten, noch auf eine recht ſchwere Probe geſtellt. Ihres Herzens Troſt und ihrer Augen Luſt war ihr Sohn Gabriel. Er war der Gehülfe des kranken Vaters und dieſem ein gutes Kind und ein treuer Freund; der Welt aber war er außerdem ein junger Gelehrter, deſſen große Tüchtigkeit in der Sprache des Morgenlandes zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigte. Dieſer Sohn nun ward den Eltern im Jahre 1768 durch einen unerwarteten Tod entriſſen.

Da entſchloß ſich der wackere Schwiegerſohn Chriſtian Gottlob Schubert, damals zweiter Pfarrer in Lunzenau an der Mulde, der Bitte ſeines ſterbenden Freundes und Bruders nachzugeben. Er opferte die nahe Ausſicht auf ein reich beſoldetes Amt und trat an Gabriels Stelle als Gehülfe des Vaters ein.

Chriſtian Gottlob Schubert war in Schwarzenberg geboren; ſeine Eltern trieben einen Kleinhandel, der ihnen ſauer wurde, aber doch die Mittel gewährte, ihren Sohn ſtudiren

zu lassen, nachdem es ihnen — zuletzt durch ein wunderbares Traumgesicht — zur Gewißheit geworden war, daß es der Wille Gottes sei. Freilich hat sich Gottlob als Schüler und als Student sehr einschränken und manch liebes Mal sein Mittagbrod „in der Sonne“ einnehmen müssen, aber er wußte, daß seine Eltern für ihn thaten, was sie vermochten, und so entbehrte er mit freudigem, dankbarem Herzen. Der Vater war ein schlichter frommer Mann, von welchem der Sohn namentlich das reich gesegnete Erbe körperlicher Rüstigkeit empfangen hat, das auch auf den Enkel übergegangen ist. Die Mutter aber ist eine seltne Frau gewesen und hat, ob sie gleich hundert Jahre früher lebte, ehe man von innerer Mission sprach, doch deren Sinn und Werk prächtig verstanden und geübt. Namentlich möchte ich ihr Rechnungsbuch manchem Kaufmann zur Einsicht wünschen. Darin hatte sie nämlich all' ihre reichen Schuldner sorgfältig verzeichnet, wofern sie solche hatte; die armen Leute aber, die ihr bischen Nothdurft von ihr entlehnten, verzeichnete sie in Räthselworten: „die Frau an der Ecke“, „der arme Mann beim Stein am Wasser“ u. s. w. Das war dann nach ihrem Tode für das hochlöbliche Nachlaßgericht verlorne Mühe, diese Kunden zu suchen, und das hatte Frau Schubert auch gewollt. So stand sie zu den Menschen; wie sie mit ihrem Gotte redete, davon mag die Anhöhe vor Leipzig zeugen, auf der sie eine Stunde im Gebet lag, nachdem sie ihren Sohn der hohen Schule übergeben hatte und auf der sie dann mit ihm ebenso innig Gott pries, als sie drei Jahre später den Jüngling an Leib und Seele unverdorben zurücknahm.

Gottlob war der würdige Sohn dieser Mutter; als Geistlicher ein Freund der Armen, ein Helfer mit Rath und That, ein Seelsorger im schönsten Sinne des Wortes, aber auch ein Beistand in leiblichen Dingen. Er hat in Lunzenau bei einem Feuer auf den obersten Balken des bedrohten Hauses löschen helfen und sich auch bei anderen Gelegenheiten in ähnlicher Weise

hervorgethan. Als Gottesgelehrter hatte er sich der Schule des Christian August Crusius angeschlossen, eines Mannes, der mit tiefem Ernst der damaligen Zeitrichtung entgegentrat und von dem wir lesen, daß er wenige, aber dann auch begeisterte Anhänger gehabt habe. Als Prediger war er einfach und brachte gerade dadurch eine bedeutende und nachhaltende Wirkung hervor. Noch in seinem Alter verdunkelte, wenn wir so sagen dürfen, die Kraft seiner schlichten gläubigen Rede die kunstvolle Weise berühmter Kanzelredner, die vor oder nach ihm sprachen. In seinem Hause war er still und ernst; er hatte gelernt, Kummer und Sorgen im stillen Herzen zu verschließen, das sich nur im Gebete aufthat. Seinen Kindern war er ein strenger Vater; Ungehorsam, Widerspruch vollends, ja selbst vorlautes Reden nur wurde nicht geduldet. Er waltete wie jener Patriarch, den die westphälische Dichterin beschreibt, d. h. er erzog seine Kinder „zu Gottes Ehr' und ihrer Pflicht und nach der Vordern Art," und lehrte sie der Rechenschaft, die er zu geben hatte, eingedenk, „seinen Blick zu lesen."

Des Vaters Strenge wurde durch die Milde der Mutter glücklich ergänzt. Das war eine Frau! „Sie war" (vergl. was Gotthilf Heinrich Schubert im vierten Theile seines Buches „Altes und Neues" erzählt) „ein Bild der Liebe, der Demuth und der stillen Gottergebenheit. Es war eine Liebe, welche wenig Worte machte, sondern immer nur in ihrem Herzen sprach: Herr Jesu, ich deine arme Magd will ganz dein sein; hier bin ich, leite du mich nach deinem Wohlgefallen." Dieser stillen Seele schien alles das, was dem Zorn, dem Haß, ja nur dem heftigen Unwillen gleicht, gänzlich fremd, ja unmöglich zu sein; ihre Kinder haben nie ein hartes Wort von ihr gehört; wenn der Vater, der von Natur zur Heftigkeit neigte, aus menschlicher Schwäche dem Zorne gegen sie Raum gab, da schwieg sie wie ein Lamm. Ihre Dienstboten und Arbeiter wurden von ihr nur sanft zurechtgewiesen, und über einen abwesenden Menschen urtheilte sie nie-

mals hart, mochte dies auch an Andern nicht leiden. Und dennoch hat wohl selten eine Frau in ihrer ganzen Umgebung so viel willige Unterwürfigkeit und Gehorsam, so viel Ehrfurcht und Liebe gefunden, als diese. Der Geist der Gottesfurcht, des Fleißes und der Ordnung, der von der Frau des Hauses ausging, nahm auch die Widerstrebenden in seine Gewalt. Sie schien eines jener Gefäße zu sein, durch welche Gott nur wohlthun und segnen will. Auch zur Zucht der Kinder genügten ihr das Wort und der Blick; aber ein solcher Blick hatte Wunderkraft, ging wie ein treuer Wächter den Kindern auf allen ihren Wegen nach und hielt sie mit starkem Arm vom Bösen zurück. So wenig gesprochen und so viel gethan haben wohl wenige Frauen. In Lunzenau und auch in Hohenstein hat sie oft, wenn Mann und Kinder schon schliefen, bei mitternächtiger Lampe mit der Nadel das erworben, was die Schlafenden am andern Tage erquicken und bekleiden sollte. Der Reinheit und Lauterkeit ihrer Seele entsprach die Ordnung und Sauberkeit ihres Hauses. Daß Gebet und Gesang ihr oft von den Lippen strömte, stets ihr Gemüth erfüllte, mögen wir gern glauben. In ihrer Armuth war sie eine Mutter der Aermeren und Verlassenen, in ihrem Wohlstand blieb sie es; „weder Armuth noch Reichthum konnten sie hindern, wohlthätig zu sein gegen Jedermann.“

In diesem Hause, von diesen Eltern wurde Gotthilf Heinrich Schubert am 26. April 1780 geboren.

2. Die natürliche Ausstattung.

Heinrich war ein gesundes kräftiges Kind, dem die strenge väterliche Erziehung und die Schule der Entbehrung, in welche er so zeitig eingeführt wurde, gar wohl bekam. Langsam gelernt hat er freilich das Laufen, dann aber es nur um so munterer geübt. Seine natürliche Stärke wurde durch einen frischen Muth und eine gewisse Gleichgültigkeit gegen den Schmerz gehoben. Es war ihm kein Weg zu weit, kein Baum zu schlank oder hoch,

und er sah später als Mann mit Grausen zu den Wipfeln empor, die er als Kind erklommen hatte. In die Stollen und Schachte des Gebirges folgte er dem Bergmann gern nach; er vertraute sich ihnen aber auch ruhigen Herzens ganz allein, selbst ohne Grubenlicht.

Zu dieser schönen Naturgabe, die er später so trefflich verwerthet hat, kam die andere eines besonders lebhaften Sinnes für die lebendige Natur, die allerdings in seiner Heimath großen Reiz entfaltete. Theilnahme, Nachsinnen, Suchen und Versuchen, Sammeln, Ordnen und so weit dies möglich, Nachbilden, verbreitete sich allmählich über alle Gebiete der sinnlichen Schöpfung. Von dem kindischen Spiele, das sich an den „Hühnchen" (den Blüthenknospen) der Päonie freute und dieselben, ehe sie noch aufbrachen, durchschnitt, um hinter das Geheimniß ihrer Entfaltung zu kommen, schritt er rasch weiter. Er prägte sich die Bilder der einzelnen Blumen und Kräuter, die er auf seinen Streifereien fand, so tief ein, daß er sie noch in den spätesten Jahren vor seine Seele zurückzurufen vermochte. Er taufte sie aus eigner Machtvollkommenheit und übte sich darin, sie zu beschreiben. Als ihm endlich im Garten ein eignes Beet ward, so wurde dieses zum Versuchsfelde, auf welchem er das tägliche Wachsen der Pflanzen sorgfältig beobachtete.

Noch lebendiger scheint er sich für das Steinreich interessirt zu haben, obgleich sich hier freilich sein Eifer auf Sammeln beschränken mußte. Ein Mitschüler, der eine gar zu kaufmännische Ader hatte, verkaufte ihm seltne Steine, die er sich aus nahe gelegenen Bergwerken zu verschaffen wußte. Diesen Schatz hielt unser kleiner Sammler besonders theuer. Er barg ihn erst in der versteckteften Stube des Hauses, dann in einem Spalt der Gartenmauer und trug ihn fleißig von Ort zu Ort, bis er sich durch die ernsten Worte der Heiligen Schrift wider das Schätzesammeln bewogen fand, davon zu lassen. Vielleicht auch — er selbst gibt die Möglichkeit zu — fand sein bewegter Geist eine

andere beſſere Nahrung. Dieſe gewährte allerdings der in Hohenſtein ſelbſt wieder aufgenommene Bergbau. Hinter der Welt, die ſich hier aufthat, trat ja doch alles Andere zurück; auch die merkwürdige Sammlung von Füßen einheimiſcher und fremder Vögel, die der Knabe veranſtaltet hatte, ohne zu ahnen, daß einer ſolchen wirklich ein wiſſenſchaftlicher Werth zukommen könnte. Was war das für eine Luſt, wenn er an der Hand des Steigers in den dunkeln Grund der mütterlichen Erde eintreten und ihre Reichthümer ſchauen durfte, oder wenn er am Abend in ſtiller Ehrfurcht mit angehaltnem Athem den Geſprächen folgte, die der erfahrene Mann mit ſeinem Vater führte, oder wenn er ungebundener den invaliden Bergmann aufſuchte, der am Eingange der Höhlen die Erze zerklopfte und ſeinen Bericht über die „Tiefen da unten" mit allerlei Erzählungen von den Berggeiſtern und dem doppelten Geſichte würzte. Allmählich richtete ſich auch das junge Auge über den engen Geſichtskreis der Heimat und der unmittelbar ſichtbaren Dinge hinaus. Die Gelegenheit dazu kam von verſchiedenen Seiten. Zwei Feuersbrünſte hatten Hohenſtein heimgeſucht, deren eine eine weite Verheerung angerichtet, Kirche und Pfarrhaus bedroht hatte, und nur durch die Umſicht des Grafen von Waldenburg und die unermüdete Thätigkeit des Bürgermeiſters und des Paſtors aufgehalten worden war. Beim Räumen des Hauſes waren Heinrich die rieſigen Kartenwerke, welche der Vater vom Schwager Gabriel geerbt hatte, in die Hände gefallen, und zu den Bildern ausländiſcher Thiere und Pflanzen, mit denen die Ränder verziert waren, gaben Vater und Schweſtern den lehrreichen Text. Der andere Brand hatte einen Torfmoor ergriffen und ängſtliche Gemüther mit der Sorge vor dem nahen Ausbruch des Feuers aus den nächſten Bergen erfüllt. Hier hatte der Vater, in der Geſchichte der Natur ſelbſt gründlich gebildet und voll Theilnahme für dieſelbe, Veranlaſſung zur anſprechendſten Belehrung. Der Magnet in ſeiner Arbeitsſtube, der Kompaß auf ſeinem Schreibtiſch,

ergänzten einen Unterricht, der eben so gern ertheilt als empfangen wurde. Von den mancherlei Versuchen, unter denen Heinrich Gelesenes oder Gehörtes auf die Probe stellte, ist mir derjenige besonders interessant gewesen, in welchem er in seinem zehnten Jahre Lemerys künstlichen Vulcan nachzubilden bemüht war. Er sammelte einige Freunde um sich, hielt ihnen nach besten Kräften Vortrag über die Sache, mischte Eisenfeilspäne und gestoßenen Schwefel, vergrub die Mischung unter den Rasen und erwartete — leider vergeblich — den Ausbruch, auch nachdem die minder gläubigen Freunde sich zerstreut hatten, bis der Ruf des Vaters ihn in's Zimmer zurückführte.

Es liegt wohl in der Natur der Sache, daß ein in solcher Art genährter Geist auch Ruhe bedurfte und suchte. Wir können uns also nicht wundern, daß Heinrich oft seine Spielgefährten verließ, um an einsamen Stellen des Waldes oder Feldes seinen Träumereien nachzuhängen, das heißt, in seiner reichen Phantasie Nahes und Fernes mannigfach zu verweben. Auch dieser Zug zur stillen Beschaulichkeit ist ihm bis in sein Alter geblieben.

Einen anderen, der mit ihm in nahem Verhältnisse stehen mochte, hat er in seinem Leben überwinden müssen: die namenlose Schüchternheit, vorzüglich vor vornehmen Leuten. Wenn er die Zeitung zum Herrn Bürgermeister zu tragen hatte, hat er wohl öfters eine Stunde lang vor der Thüre gewartet, ehe er sich ein Herz faßte, einzutreten. Noch mehr Pein hatte er, wenn Besuch zu den Eltern kam, und als gar einmal der Herr Graf seinen Vater mit einem solchen beehrte, da hat er sehr viel ausgestanden; denn er nahm seine Zuflucht in die Ecke eines Zwischenbodens, hielt viele Stunden in diesem traurigen Versteck aus, sah und hörte, wie besorglich ihn Mutter und Schwestern suchten, aber auch, mit welcher Opferwilligkeit ihm letztere die besten Stücke von der Mahlzeit aufhoben, die der Graf durch seine Diener hatte auftragen lassen.

Diese Menschenfurcht hat ihm noch in seinen späteren

Schuljahren manche Freude verdorben, ihn namentlich darum gebracht, bei einer großen Schulfeier vor dem Weimarischen Hofe an einer Aufführung seiner Kameraden mitwirken zu können.

Das Lernen wurde ihm sehr leicht; sein Gedächtniß erwies sich als ebenso schnell empfänglich wie sicher bewahrend, und der mündliche wie der schriftliche Ausdruck bereiteten ihm gar keine Schwierigkeit. In seiner frühen Kindheit, als er kaum zu lesen und schreiben begann, war er ein fertiger Reimschmied. Es kann an dieser Gabe nicht viel gewesen sein, da sie in dem späteren Leben unentwickelt bleibt, aber den Freunden ist sie groß erschienen, und den jungen Dichter, dessen kleine Seele nicht frei von Eitelkeit war, erfüllte sie mit der Hoffnung schriftstellerischer Zukunft. Da ihn ein Gefährte in's Wasser wirft, steigt er, glücklich gerettet, mit dem Gedanken wieder herauf: das kommt einmal in deine Lebensgeschichte. Er hat auch in seinem sechsten Jahre den ersten Versuch selbständiger Schriftstellerei unternommen. Sein Werk über den Wallfischfang, welches so schön mit „Alldieweil" anhob, ist aber leider nicht über die zwölfte Zeile gediehen.

3. Ein wunderbarer Familienzug.

Wir haben noch von einer weiteren Naturgabe zu reden, die Schubert vor den meisten andern Sterblichen voraus hatte, und die auf sein inneres Leben, wie auf sein Verhältniß zu derjenigen Wissenschaft, der er sich später widmete, so bedeutsam geworden ist, daß wir nicht davon schweigen dürfen.

Er, und nicht er allein unter den Geschwistern, hatte von seiner Großmutter in Schwarzenberg die Gabe des Traumes geerbt. Diese einfache und verständige Frau war, wie schon erwähnt wurde, durch eine nächtliche Erscheinung bewogen worden, ihren Sohn Christian Gottlob studiren zu lassen. Ein Mann in geistlichem Gewande hatte sie ob ihrer Abneigung dagegen gescholten und sie aufgefordert, Luthers Vorrede zum kleinen Katechismus zu lesen, und in

dieſer, die ihr bis dahin fremd war, hatte ſie die eindringlichen Worte gefunden, denen ſie nicht zu widerſtehen vermochte. — Ihr Chriſtian erfuhr Aehnliches. Er war Hofmeiſter in Rochsburg, als ſeine Mutter ſtarb. Der Tod trat ganz unerwartet ein, dennoch rief der Sohn dem Schwarzenberger Bürger, der ihm die Trauerkunde bringen ſollte, entgegen: Ihr bringt mir gewiß die Nachricht vom Tode meiner Mutter. Sie war ihm in der vorangegangenen Nacht am Bett erſchienen, hatte ſeine Hand genommen und zu ihm geſprochen: Chriſtian Gottlob, lebe wohl und Gott ſegne dich, du wirſt mich nun auf Erden nicht mehr ſehen. Einen ebenſo rührenden Abſchied hatte er ſpäter von ſeinem eignen Sohne Adolf genommen, der als Soldat im Kriege der Deutſchen wider die franzöſiſchen Freiheitsmänner in der Gegend von Coblenz dem Lazarethfieber erlag. Hier hatte ihn der Traum an das Sterbelager des Kindes geführt, um die letzten Zeugniſſe ſeiner Liebe und Dankbarkeit, wie ſeines ſeligen Glaubens zu empfangen.

Ein anderes Mal unterrichteten Träume den Vater von der ſittlichen Gefahr, die das Leben ſeines jüngſten Sohnes, damals Schülers in Greiz, bedroheten, ſo daß dieſer zu nicht geringer Ueberraſchung durch Briefe aus der Heimat zur Beſinnung gebracht wurde.

Dieſe Traumgabe erſtreckte ſich auch auf das dritte Glied, ſie ging auf Johanna und auf Gotthilf Heinrich Schubert über. Letzterer weiß von mehreren Erſcheinungen zu reden, deren Erinnerung ihn noch im hohen Alter mit tiefem Ernſte erfüllte, und unter denen diejenige die gewichtigſte war, in der er durch ſeine verſtorbene Mutter die Nachricht erhielt, daß ſeine Frau bald ſterben werde. Ein ſpäterer Traum nannte ſogar den Todestag.

Es iſt hier nicht der Ort, dem Grunde und der Bedeutung ſolcher Zeichen nachzugehen, in denen die unſichtbare Welt in die

ſichtbare hineingreift. Wir haben es einfach mit einer Thatſache zu thun, welche ſich nicht hinwegleugnen läßt, denn die Bekenntniſſe eines Mannes, der mit ſo ſicherm Schritte ſeiner nahen Rechenſchaft entgegen geht, wie Schubert es that, hat das Recht auf unſern Glauben. Wir können auch hier nicht, wie in vielen ähnlichen Fällen, von krankhafter, nervöſer Körperſtimmung reden, denn wir haben eine Familie vor uns, die mit vorzüglicher Kraft und Geſundheit geſegnet war. Wir beugen uns alſo vor einem Geheimniſſe der göttlichen Allmacht, ohne doch zu vergeſſen, wo wir den ſichern, gewiſſen Grund unſeres Glaubens zu ſuchen haben, und ohne dieſen Erſcheinungen einen höheren Werth beizumeſſen, als den, daß wir ſie zu den vielen Wahr- und Warnungszeichen rechnen, durch welche wir vor den Verführungen des gröbſten Unglaubens behütet werden ſollen. Jedenfalls aber werden wir es begreiflich finden, daß dieſe Wundergabe den mit ihr Ausgeſtatteten eine beſondere Geneigtheit gab, Aug' und Ohr dem Worte Gottes aufzuthun und ähnlichen Spuren ſeiner Wunderhand nachzugehen.

4. Geiſtliche Führung.

Indeſſen fehlte es unſerm Heinrich nicht an der Hand, die beſſere und kräftigere Lebenskeime in ſeine Seele legte. Die ächte, ungeſchminkte Furcht Gottes umgab ihn wie die Luft, die ſein Leib einathmete; er ſog ſie ſchon mit der Muttermilch ein. Das war ein Geringes, daß im väterlichen Hauſe der Tag mit Gebet begann und endete, daß das Eſſen unter Dankſagung empfangen ward und beim Geläute der Abendglocke ſich alle Kniee im Hauſe beugten. Aber ein Größeres war es, daß das Gebet im Geiſt und in der Wahrheit geſchah, und das Größte, daß ſich ſeine Kraft im Laufe des Tages mannigfach bewährte.

So geſchah es, daß jeder im Hauſe, der mit dem Knaben verkehrte, ihm ein Führer zu Gott ward. Zuerſt ward dies ſchöne Loos dem Großvater zu Theil; ſein Gebet erweckte den ſchlum-

mernden Trieb in der Seele des Kindes. Dessen früheste Erinnerung ist die, daß er als Knabe von kaum zwei Jahren den alten Pfarrer ganz allein knieen sah und laut reden hörte, ohne daß er eine andere Person im Zimmer bemerkte; und daß die Erscheinung des Greises ihn mit einer heiligen Scheu erfüllte, deren Eindruck sich niemals in seinem Gemüthe verwischt hat.

Als er etwas älter war, wirkte die Art und Weise, in welcher die Eltern und Geschwister von seinem verstorbenen Schwesterchen redeten, von der himmlischen Heimat, in die es eingegangen, und von der Seligkeit des Wiedersehens, die ihrer warte, anregend und heiligend auf den stillen Zuhörer. Diese Einflüsse geschahen ohne bestimmte Absicht der Erzieher, die es jedoch auch sehr wohl verstanden, ihren Heinrich zu lehren und zu weisen.

Er stand in seinem vierten Jahre, als er nach langwieriger Krankheit auf dem Arme des Vaters zum ersten Male wieder die Pracht des Frühjahres sah, und dieser ernste verschlossene Mann ward beredt und warm, indem er die stille Genesungsfeier und die Freude des Knaben benutzte, um ihm von dem Vater im Himmel zu reden. Der sei es, der alle die schönen Blumen und die fleißigen Bienen und die bunten Vögelein geschaffen und noch versorge; er habe dem kranken Liebling das Leben geschenkt, und dabei walte er von jedem Auge ungesehen. Einmal aber sei er sichtbar geworden. Hier begann er nun von Jesu Christo zu erzählen — und das Alles in der schlichten Kindersprache, so daß das Knäblein wohl zuzuhören vermochte.

Bald darauf nahm die Mutter ihren Heinrich einmal mit zu seiner Schwester Christiane, welche in Waldenburg an den Apotheker Helmers verheirathet war. Die Reise war ganz einfach; die Frau Pfarrerin lief, und ihren kleinen Buben trug eine Arbeitersfrau im Korbe auf dem Rücken. Der plötzliche Uebergang aus der großen Beschränkung des elterlichen Hauses in den Reichthum des Gewürzladens, wo allerlei Nä-

schereien bereit standen, hatte die natürliche Folge, daß das vierjährige Kind eigensinnig wurde. Zuletzt schlief es ein, wurde schlafend nach Hause getragen und erwachte recht ärgerlich im engen Substitutenstübchen in Hohenstein. Schreiend verlangte es zu seiner Christel zurück. Freundlich nahm es die Mutter auf den Arm und sprach: „Deine Christel, mein Heinrich, die wird jetzt mit ihrem Mann am Tische sitzen und viel zum lieben Gott beten und ein schönes Lied singen, denn deine Christel ist fromm und kommt gewiß einmal zum lieben Gott. Mein Heinrich aber war gestern in Waldenburg in der Apotheke nicht fromm. In dem Haus und in dem Garten deiner Christel da ist es wohl recht schön; aber in dem Himmel beim lieben Gott da ist es noch viel tausend Mal schöner. Deine Christel will auch nicht immer in der Apotheke bleiben, sondern sie will lieber einmal zum lieben Gott in den Himmel, wo es viel schöner ist. Sieh nur, wie die Sonne auf das Kirchendach scheint und auf den Thurm. Und die Leute singen und beten in der Kirche, denn dein Papa hält eben Betstunde. Sie wollen alle gern in den Himmel kommen, zum lieben Gott. Ich und mein Heinrich wollen aber auch in den Himmel kommen, darum wollen wir fromm sein und beten, und dann trinkst du deine Milch und dann geht das Kind zu der großen Blume in den Garten."

Ein ander Mal war Heinrich ausgezogen, um in die Abendröthe hineinzugehen und die Engel singen zu hören. Mit seinem Abendbrot hatte er den Sohn des Nachbars, eines Perrückenmachers, bestochen, daß er mit ihm liefe. Der ist auch mitgezogen, so lange er an dem Brote aß; dann ist er umgekehrt und der Andere hat zuletzt auch heimgehen müssen, damit er beim gemeinschaftlichen Gebet nicht fehle. Als er dann die Mutter zur Vertrauten machte, sagte sie ihm: „In die Abendröthe führt kein Weg, aber in das schöne Morgenroth wollen wir gehen, in das Morgenroth der Ewigkeit. Dahin tragen uns einmal die Engel, wenn wir fromm sind."

In demſelben Jahre ſtarb Vater Werner; ſechzehn Jahre hatte ihn der Schwiegerſohn vertreten; nun kam er an ſeine Stelle und dadurch in eine freie, ſorgenloſe Lage. Zugleich nahm die Familie von dem ganzen Hauſe Beſitz. Mit andächtigem Ernſte, Thränen im Auge, führte die Mutter ihre Kinder in das Zimmer des Großvaters: „Hier hat er geſeſſen, für uns gebetet und uns geſegnet; nun hat ihn Gott in ſeinen Himmel hinübergenommen, und wir wollen nun hier und überall beten, daß wir auch einmal ſelig werden.“ Es war, als ob etwas von dem Segen, der den Kindern Häuſer baut, über die fromme Tochter und ihre Kinder ausgegoſſen würde.

Auch die Strafe wurde zur Lehre, und jene Schläge, die Heinrich erhielt, als er einſt mit andern Knaben aus einem fremden Garten Narziſſen entwandt und nachher den Vater zu belügen verſucht, haben ihm lange nicht den Abſcheu wider die Lüge beigebracht, wie die ernſte Vorhaltung, das ſcharfe, Mark und Bein durchſchneidende Verhör und die Nöthigung, das ſiebente Gebot zu ſprechen, womit die Züchtigung eingeleitet ward.

Zwei Jahre nach dem Tode des Großvaters ſtarb die Großmutter, die ihren jüngſten Enkelſohn mit großer Zärtlichkeit in ihr Herz geſchloſſen hatte. Im Gebete mit ihr war er gewöhnt einzuſchlafen. Wunderlicher Weiſe war er beim letzten Aufenthalt in Waldenburg durch den plötzlichen Tod eines jungen Arbeiters, der die ganze Stadt in Bewegung ſetzte, in eine nachhaltig ernſtere Stimmung verſetzt worden und beſchäftigte ſich viel mit Todesbetrachtungen, als er eines Nachmittages aus der Schule an das Sterbebett der Großmutter gerufen wurde. Sie vermochte ihn noch zu erkennen, lächelte ihm zu und ſagte:

„Mein Heinrich, Gott ſegne dich und mache einen recht frommen Menſchen aus dir, der den Herrn Jeſum von ganzem Herzen lieb hat und ſeinen Namen hier auf Erden verkündigt. Bei dem Herrn Je-

ſus, das hoff' ich, das weiß ich, ſehen wir uns einmal wieder." Ein Gebet, das Erhörung gefunden hat.

Unter Gebet und Segen ſtarb die fromme Pilgerin. Die Leichenrede nahm zum Texte die Verheißung: „Sei getreu bis in den Tod, ſo will ich dir die Krone des ewigen Lebens geben." Alles an dieſem Sterbefalle war geeignet, unſerm Heinrich zu zeigen, was der Tod für den Chriſten ſei.

Keime nannte ich oben dieſe heiligen Wirkungen auf die Seele des Kindes, welche in dieſelbe gelegt würden. Solche Keime wollen mit regelmäßigem treuen Fleiße gepflegt werden. Dieſe Arbeit übernahm Eleonore, die jüngſte Tochter des Hauſes; ſie lehrte den Knaben, ſie erzählte ihm aus der heiligen Geſchichte und auch Anderes aus dem Reiche Gottes, ſie erklärte ihm, was ihm an der Rede der Eltern dunkel blieb, ſie erſchloß ihm den Sinn unſerer Feiertage.

So geſchah es, daß ſie einſt an einem Charfreitage, welcher beſonders feierlich begangen worden war, den Bruder anredete: „Weißt du denn, Heinrich, was heute an dieſem Tage geſchehen iſt?" Und nun redete ſie ihm wie eine Botin aus der andern Welt; und jedes Wort war ein Thautropfen, welcher erquickend, oder ein Sonnenſtrahl, der ſegnend auf die Lebenskeime fiel, welche die Eltern in ſein Herz gelegt hatten. Die ganze Seele ging ihm auf, und ob er gleich das Was und Wie der Rede vergeſſen haben mag, meinte er noch am Abend ſeines Lebens, dieſer Charfreitag habe über daſſelbe entſchieden, und nannte jene Feierſtunde: „Die Weihe für die That des Lebens.

II.

Lernjahre.

5. Lichtenstein.

Den ersten Schulunterricht empfing Schubert in seiner Vaterstadt. Der Kantor Tag, in dessen Klasse er eingetreten war, verstand es wohl, seinen Schülern das Lesen und Schreiben, allenfalls auch die Elemente des Rechnens beizubringen und durch fleißige, sowie gründliche Anwendung des Rohrstockes sie in äußerlicher Zucht zu halten, aber es fehlten ihm eigne Kenntnisse, und vorzüglich war es ihm nicht gegeben, die Knaben zu wecken. Ein so fähiges Kind, wie unser Heinrich, der obendrein nicht einmal die nöthige Furcht vor dem Stabe Wehe hatte, fand natürlich bei solchem Manne keine Nahrung für seinen Geist. Dieser aber, der nicht müßig sein konnte, wandte sich auf allerlei andere Dinge; einsame Träumereien und muthwillige Streiche wechselten ab. Der Vater sah in beiden eine gleiche Gefahr und schritt rüstig ein.

Um jene Zeit hatte sich Schwester Wilhelmine mit dem Rector Hüttenrauch zu Lichtenstein im Schönburgischen vermählt, welcher als ein vorzüglicher Schulmann galt. Ihm wurde Heinrich übergeben. Dem ist es gewaltig schwer geworden, von seiner Mutter, seinem lieben Lorchen, von allen den Plätzen seiner stillen und lauten Freuden zu scheiden, so schwer, daß seine Augen Thränenbächlein wurden, daß er die Reise nach Lichtenstein unter Bezug auf Ps. 126, 5 einen geistigen Frühregen nennt und gesteht, er sei in seinem ganzen Leben niemals trauriger gewesen, als dort. Es mag dabei mitgewirkt haben, daß die häuslichen Verhältnisse der Schwester anfangs recht trübe waren. Sie hatte nämlich im Hause ihres Mannes dessen Mutter und deren Schwester gefunden. Diese

gaben die Führung des Hausweſens nur ungern in die Hände der jungen Frau, obgleich, oder weil es von ihnen ohne die nöthige Rückſicht auf die Einnahme des Rectors geführt worden war und es nun zu den erſten Pflichten Wilhelminens gehörte, überall Maß und Beſchränkung eintreten zu laſſen. Hierin lag die Quelle manches Streites, welcher auf das ganze Haus verſtimmend, auf ein achtjähriges Kind einſchüchternd wirken mußte.

Und dennoch bekennt Schubert wiederum, daß keine Zeit für ihn größeren Segen gebracht habe, als die zwei Lichtenſteiner Jahre. Er lernte lernen, lernte arbeiten, und wer weiß, was das für einen Knaben heiße, der meint, er lernte leben. Rector Hüttenrauch gehörte nicht zu den Schulmännern, welche damals verlangten, man ſolle das Lernen zum Spiele machen; unter ſeiner Zucht war es Arbeit und Bewegung des Geiſtes, der dabei ſeine Kräfte erkennend ſich ihrer freute. So lernte Heinrich mit wachſender Luſt die Anfangsgründe der fremden Sprachen. In den Mußeſtunden durfte er leſen, auch vorleſen; dadurch wurde zugleich eine ſorgfältige Aufſicht über ſeine Lectüre geübt; denn die Schweſter bezeichnete ihm, was er zu überſchlagen, was er auszuwählen habe.

Von ſeinen Mitſchülern ſind zwei nicht ohne Einfluß auf ſeine weitere Lebensführung geweſen. Karl Gottlieb Bretſchneider, der nachmalige Gothaiſche General-Superintendent, vier Jahre älter, genoß mit ihm zuſammen den Privatunterricht des Schwagers. Seine glänzenden Fortſchritte, nicht blos in den Wiſſenſchaften, ſondern auch in der geiſtlichen Laufbahn, waren ein ausgeſetzter Anreiz für Schuberts nächſte Verwandte, ihn aufzuſtacheln. — Minder glänzend, aber wunderlicher, war der Lebensweg des nachherigen Matroſen Mehnert; und das Merkwürdigſte war, daß dieſer Knabe ſeinem Freunde in Lichtenſtein öfters erzählte, er habe die beſtimmte Ahnung, daß er einmal den Werbern in die Hände fallen, zum Matroſen gepreßt werden und ferne Länder ſehen werde. Solche Züge prägten ſich

bei Schubert tief ein und ſtärkten ſeine Neigung, den dunkeln Tiefen des Geiſtes nachzugehen.

Minder erheblich iſt es, daß er in Lichtenſtein bei einer Aufführung zu Ehren des eben zum Fürſten erhobenen Herrn von Schönburg vor dieſem ſprechen mußte, was ihm eine gräßliche Marter war. Daß er es aber gethan, gut gethan und in ſeiner ganzen Kindheit und Jugend nur dieſes eine Mal ſeine Scheu vor vornehmen Herrſchaften überwunden hat, beweiſt, welche Gewalt der Schwager über ihn hatte. Deßhalb war es für Heinrich gewiß kein Glück, daß Hüttenrauch 1790 zum zweiten Pfarrer in Lichtenſtein ernannt ward. Die Schule ſollte nun in andre Hände kommen, und das veranlaßte den Pfarrer Schubert, ſeinen Sohn ſchon Oſtern wieder zurückzunehmen.

6. Die Schule in Hohenſtein und das Gymnaſium in Greiz.

Er jubelte und trat nach wenig mehr als zweijähriger Abweſenheit wieder in die Schule ſeiner Vaterſtadt ein. Der Empfang war aber nicht freundlich. Der Rector, in deſſen Klaſſe er jetzt kam, war ein Bruder des Kantors und ſah — wohl nicht ganz mit Unrecht — eine Kränkung gegen Beide darin, daß der Mann, unter deſſen beſonderer Hut die Schule ſtand, ſein Kind derſelben entzogen hatte. Er ließ ſeinen Aerger an dieſem aus, und dem wäre die abſonderliche Strenge gewiß recht heilſam geweſen, hätte der gute Lehrer nur die Linien der Gerechtigkeit nicht zu weit überſchritten und ſelbſt die guten Leiſtungen des Knaben getadelt, oder als unter fremder Hülfe entſtanden beargwöhnt. Nichts iſt ſo geeignet, junge Gemüther zu erbittern und Herzen zu verführen, als wenn ſie Unrecht tragen müſſen. Demnach wirkte auch bei Heinrich die Grämlichkeit des Lehrers das Gegentheil; er wurde nachläſſig, träge, ſelbſt roh.

Der Rector ſtarb. Die Zwiſchenherrſchaft übernahm ein Kandidat. Der meinte es gut mit Heinrich, ermunterte ihn zum

Lernen, zeichnete ihn aus und erweckte dadurch die Eitelkeit. Ueberhaupt war er kein Schulmann, sondern schwankte zwischen schwächlicher Güte und unbilliger Härte, ohne Ordnung schaffen zu können. Desto tüchtiger war der folgende Rector Roch. Mit seinem Amtsantritt ging wieder eine neue Sonne an Schuberts Lebenshimmel auf. Dieser würdige Mann, welcher seine mannigfaltigen und reichen Gaben unter die Zucht des göttlichen Wortes gestellt hatte, war ein ächter Lehrer, weckend und leitend, in die besondere Gabe seines Zöglings eingehend und das Andere nicht zurückstellend, gütig und streng. Er erweiterte den Kreis der Kenntnisse seines Lieblinges auch dadurch, daß er ihn in die neueren Sprachen einführte. Die Eitelkeit desselben machte freilich auch gewaltige Fortschritte, und er wagte es, vor der Mutter zu prahlen, daß er ja schon mehr wisse als der Vater, dem das Italienische fremd sei; aber die stille Kraft ihres Blickes brachte ihn zur Besinnung.

Dieser letzten Zeit in Hohenstein fehlte es auch sonst nicht an Segnungen. Das Haus der Schwester Christiane Helmers in Waldenburg wurde fleißig besucht. Der junge Helmers, Christianens Ehemann, hatte eine reichhaltige Sammlung guter Bücher, in denen Heinrich viel las, und wurde ihm auch sonst ein freundlicher Lehrer und Führer im Gebiete der beschreibenden Naturwissenschaften. Zu dieser geistigen Anregung kam noch eine geistliche. Das Schlafzimmer, welches unmittelbar neben dem des alten Helmers stand, wurde zur Gebetsschule. Wenn der Greis am Morgen und Abend niederkniete und in lauten deutlichen Worten ohne Schonung und Selbstbetrug das erfahrene Herz vor seinem Gotte ausschüttete, da wurde das Gemüth des jungen Gastes im Nebenzimmer gar tief ergriffen. Dieses war damals besonders empfänglich; denn die Einsegnung stand nahe bevor oder war eben geschehen. Vater Schubert nahm es ernstlich mit derselben und trug seine Schüler auf betendem Herzen. Seine Worte gingen tief in und durch die Seelen, und wenn auch das

Mädchen, das durch das Gebet des Pfarrers in der letzten Unterrichtsstunde zu tagelangem Weinen bewegt ward, und welches, nachdem er einmal die Frage: weißt du, daß du ein Sünder bist? erklärt hatte, mit unermüdlicher Treue auf sich Acht hatte, eine früh gezeitigte Saronsblume war, so waren doch solche Erregungen nichts Seltnes. Heinrich pflegte den Erwerb aus dem väterlichen Unterrichte in der eifrigen und andächtigen Lectüre des Messias von Klopstock, sowie in Gesprächen mit Schwester Lorchen und der erwähnten Mitconfirmandin noch weiter zu verarbeiten.

Nun ward es Zeit, ihn einer gelehrten Schule zu übergeben. Schwager Hüttenrauch lenkte die Wahl auf Greiz im Voigtlande. Sie war keine glückliche. Zwar das erste Jahr mochte gerühmt werden. Die Secunda, für welche er reif befunden war, stand unter Konrector Müller, einem treuen Manne, dessen Fleiß den seiner Schüler weckte; aber in der Prima fehlte ziemlich Alles, und fast der einzige Gewinn, welchen er aus derselben davon trug, war eine anregende Unterweisung in der Himmelskunde. Sonst war der Rector ein kalter, denkgläubiger Mann; das größere Uebel lag in der Einrichtung der Klasse. Ihre wenigen Zöglinge verfolgten entgegengesetzte Zwecke, die meisten wollten sich dem bürgerlichen Leben widmen, nur wenige studiren. Je leichter es Schubert wurde, sich auszuzeichnen, desto mehr ließ sein Eifer nach. Es scheint in der That eine Periode der traurigsten Unfruchtbarkeit eingetreten zu sein. Seine frühere Lernlust sank so tief, daß er sich dem Gedanken hingab, ein Zeugschmied werden zu wollen. Wo die gesunde Nahrung fehlt, läßt die schädliche nicht warten. Sie bot sich namentlich in den Leihbibliotheken. Erst wurde nur das Gute gelesen, bald ohne Wahl, zuletzt das Schlechte mit Vorliebe. Der Organist, in dessen Hause Heinrich war, ward seiner vergeblichen Arbeit müde, der Jüngling bezog eine eigne Wohnung, und aus der Freiheit erwuchs ihm eine neue Gefahr. Es ist schon erzählt,

daß briefliche Ermahnungen des Vaters ihn auf die Verführung achten lehrten, welcher er fast schon erlegen war. Es muß aber auch gesagt werden, daß das Unkraut den guten Samen nicht erstickt hat, sonst wäre die Bekehrung minder rasch vor sich gegangen. — Eine wahre Freundschaft mit dem späteren Naturforscher Gebler konnte dem besseren Keime in dem bedrohten Herzen nur gute Kräfte zuführen.

Heinrich selbst sehnte sich aus Greiz fort; er hatte weder Freude noch Genuß an seinem Müßiggange, und Gottes Gnade ließ ihn den rechten Weg finden.

7. Weimar.

„Schubert, magst du nicht mit mir eine Reise nach Weimar machen? Die Schule ist hier so schlecht; da will mich mein Vater dorthin bringen, wo eine gar vortreffliche Schule ist.“

So redete einer seiner Mitschüler den damals gerade sechzehnjährigen Jüngling an, und wie schlecht es auch mit seiner Kasse bestellt war, so befand er sich doch schon am andern Morgen unterwegs. Die Wanderschaft selbst war nicht ohne Nutzen. Er war hungrig ausgezogen, hatte sich zudem noch verleiten lassen, im ersten Städtchen, das sie erreichten, anstatt nahrhafter Speise einen Kuchen zu genießen, und wurde beim Weitergehen von Heißhunger überfallen. Wie er so matt und blaß vor dem Stege, welcher über irgend ein Bächlein führte, ruhen mußte, trifft ihn ein Bauersmann; derselbe erräth den Grund seines Leidens, erquickte ihn mit altem harten Brote, fügte aber dann noch eine körnige Zugabe bei. „Junkherrlein,“ sagte er, „jetzt sieht Er, was im Schwarzbrod für Kraft liegt; geh' Er künftig niemals wieder wandern ohne einen Bissen Schwarzbrot in der Tasche. Zum Abschied und zum Andenken will ich Ihm aber noch einen Liedervers mit auf den Weg geben, den merk' Er sich, besonders wenn Er einmal ein Pfarrherr wird.“ Das Verslein heißt:

„Dein Wort meine Speis' laß allweg sein,
Damit meine Seel' zu nähren,
Mich zu wehren,
Wenn Unglück geht daher,
Das mich bald mög' abkehren."

Sie kamen nach Weimar. Der Gefährte suchte frühere Bekannte auf, welche die dasige gelehrte Schule besuchten und von denen die beiden Greizer sehr freundlich aufgenommen wurden. Namentlich wurde ihnen der nur um ein Jahr ältere Friedrich Ludwig Froriep, der hernach als Arzt eine hohe Berühmtheit erlangt hat, zu einem begeisterten Lobredner der Schule und zu einem geistigen Führer. Durch ihn ermuthigt, suchten sie den Director Böttiger auf, um die Erlaubniß zu erlangen, seinem Unterrichte einige Stunden zuhören zu dürfen.

Karl August Böttiger, ein berühmter Kenner des griechischen und römischen Alterthums, verband mit einer bedeutenden Gelehrsamkeit einen feinen Sinn für die Kunst und die Gabe eines klaren, gewinnenden Vortrages. Außerdem war er mit einer seltenen Arbeitskraft ausgerüstet, die im Dienste der rühmenswerthesten Gefälligkeit stand. Unter seiner Erklärung wurden die alten Weisen und Dichter lebendig, und ihre Darstellungen traten in anschaulicher Gegenwart vor die Seele der Hörer. Nicht Formen und Worte, sondern Geist und Sinn der Alten waren ihm die Hauptsache. Vor fünf Jahren hatte Herder Böttigers Berufung von dem Gymnasium zu Bautzen, dem er vorstand, an dasjenige zu Weimar durchgesetzt; dieses war durch seinen Director rasch emporgeblüht, und 1796 sah er sich, damals 36 Jahre alt, in seiner Prima von mehr als sechzig Jünglingen umgeben, welche mit gleicher Verehrung an ihm hingen und mit ihm die Begeisterung für die Wissenschaften theilten.

Ein Zeugniß geben die Erfolge. Nicht wenige seiner Schüler aus damaliger Zeit haben sich in den verschiedensten Fächern hervorgethan. So der schon vorhin genannte Arzt Froriep; so Karl Benedict Hase, als Alterthumsforscher und Vor-

ſteher der Bibliotheken zu Paris bekannt und unzähligen ſeiner Landsleute in der fremden Weltſtadt zum Wohlthäter geworden; ſo Wilhelm Martin Leberecht de Wette, der berühmte Gottesgelehrte; ſo Karl Heinrich Peucer, als Rechtsgelehrter hoch geſtiegen, als Ueberſetzer ausländiſcher Dichtungen beliebt.

Man denke ſich, mit welcher Theilnahme Schubert unter dieſen Schülern an dem Munde dieſes Lehrers hing, wie ſeine Seele glühte und wie leidenſchaftlich er ſich's wünſchte, nach Weimar übergehen zu dürfen. In den nächſten Ferien eröffnete er ſich erſt der Schweſter, dann den Eltern. Er bekannte auch dem Vater die Verirrungen des vergangenen Jahres und erlangte Verzeihung. Von der Schule in Greiz durfte er ſofort abgehen, mußte aber erſt daheim bleiben, um wieder arbeiten zu lernen. Das elterliche Haus war inzwiſchen leer geworden; Schweſter Johanna hatte einen Arzt Fröhnelt, Eleonore einen Rechtsanwalt Wirth in Hohenſtein geheirathet. Letzterer war vermögend und deßhalb in der Lage, eine ihm in Leipzig gebotene beſſere Stelle aufzugeben, damit ſeine Braut ihre alten Eltern nicht verlaſſen dürfe. So hatten dieſe Zeit und Mittel für die Erziehung des einzigen Sohnes. Zunächſt wurde er in ernſte Zucht genommen, die auch anſchlug. Tiefer aber als alle äußere Nöthigung und Gewöhnung zur Arbeit ergriff ihn die Warnung, welche ihm vom himmliſchen Vater gegeben wurde. Am Morgen vor dem Weihnachtsabend traf nämlich den alten Schubert ein Nervenſchlag, und acht Tage ſpäter ſtarb ihm ein Enkelkind. — Der alte Herr war noch nicht außer Gefahr und nicht ſicher, ob er ſeinen Heinrich je wieder ſehen würde, als er ihn am Neujahrstage mit ernſter Mahnung und mit dem Wunſche entließ, daß Gott ihn doch ſeine heiligen Wege führen, alle hochfahrenden eignen aber ihm mit Dornen vermachen wolle.

Gott der Herr hat das Gebet erhört. Heinrich zog nach Weimar. Der Segen des Vaters und eine ernſte heilige Stim-

mung leiteten ihn. Dennoch ging er ſchon dorthin auf ſelbſterwähltem Wege. Wir wollen ihm das aber nicht übel nehmen, um ſo weniger, als ihm derſelbe recht dicht mit Dornen vermacht war. Von Greiz aus nämlich, wo er auf Befehl des Vaters von den bisherigen Lehrern Abſchied genommen hatte, machte er die Reiſe mit ſeinem Freunde zu Wagen. Da dieſer zu langſam fuhr, ſtieg Schubert aus und lief voran. Am Kreuzwege ſchlug er anſtatt der gewöhnlichen Fahrſtraße die der Poſt ein und kam Abends nach Neuſtadt a. d. Orla, in der Erwartung, ſich dort mit dem Wagen zu treffen. Statt deſſen erfuhr er da, daß er vergeblich warte und einige Stunden zurückgehen müſſe, um den Anderen in einem Dorfe hinter Roda zu begegnen. Das konnte er nicht über ſich gewinnen, er wäre ſpäter angelangt, als das langſame Geſpann; lieber blieb er die Nacht in einer Stube, wo ein gefallner Ochſe vor irgend einer fürſtlichen Kommiſſion zerlegt ward, und lief andern Tages bei ſcharfer Kälte bis Weimar. Nicht weit vor der Stadt übermannte den Ermüdeten der Schlaf, und hier hätte er einen gewiſſen Tod gefunden, wenn Gott nicht einige Handwerksburſchen denſelben Weg geführt hätte. Faſt verſchmachtet und ohne Baarſchaft langte er in Weimar einige Stunden vor dem Freunde an und fand auch dort unerwartete Hülfe bei einer armen alten Witwe.

Er bezog nun die lateiniſche Schule. Wie er zu Greiz der Erſten Einer geweſen war, ſo ward er hier Einer der Letzten; ſein Selbſtgefühl erfuhr bei aller Schonung, die ihm Lehrer und Mitſchüler angedeihen ließen, doch eine gründliche Demüthigung, wenn er die Anderen geläufig auf Fragen antworten hörte, bei denen ihn der Gedanke, ſie könnten auch einmal an ihn gerichtet werden, erzittern machte. Er hat aber treulich gearbeitet, manche Nacht zum Tage gemacht und iſt in nicht langer Zeit nachgekommen, zu ſeiner und ſeines Vaters großer Freude. Neben dem gewöhnlichen Schulunterrichte bildete er ſich noch in der

hebräiſchen, engliſchen und franzöſiſchen Sprache. In letzterer hatte er einen ſtillen Geiſtlichen zum Lehrer, welchen die Revolution aus ſeinem ſchönen Vaterlande vertrieben hatte. Außerdem wandte er viel Zeit auf die Naturkunde. Bücher und Vorträge wurden treulich benutzt.

Tage der Arbeit ſind Segenstage, die nicht blos dem Kopfe Frucht bringen. Wir erfahren das an uns ſelber, und empfangener Segen drängt zur Mittheilung.

Schwager Hüttenrauch hatte ſich eines ſehr begabten, aber ebenſo armen Weberjungen, Namens Würzner, angenommen, ihn auf das Gymnaſium zu Greiz gebracht und ihm dort Freitiſche verſchafft. Er war der Grund, daß Schubert dorthin gegeben wurde. Jetzt in ſeinem Glück dachte der des einſam Zurückgebliebenen und lud ihn ein, nachzukommen. Wie dieſer aber an ſeine Armuth und an die Unterſtützungen, die ihm in Greiz wurden, erinnert, iſt der Andere kurz entſchloſſen. Er hat vom Vater zu ſeinem Unterhalte wöchentlich einen Kronenthaler. Der reicht für Beide, ſofern ſie ſich einſchränken wollen, und ſo nimmt denn der ſiebzehnjährige Schüler den Freund in Koſt und Wohnung auf.

Es iſt die erſte, aber lange nicht die letzte größere Liebesthat, die ſeinen Lebenspfad ziert.

Die Eltern haben's ſtillſchweigend geduldet. Der Vater machte keine Geſchäfte in der Sentimentalität, und die Mutter verbarg die Freudenthräne ſo gut wie die Kummerzähre vor fremdem Blicke. Indeſſen hatte der Strumpfwirker, welcher die elterlichen Sendungen an den Jüngling brachte, ſeit der Zeit immer noch eine Beilage von der Frau Mutter an den jungen Herren mit. Später gewährte die Frau Herzogin Amalie Schubert in Anerkennung ſeines Fleißes eine Unterſtützung. Er überließ ſie Würznern.

So war ihm Weimar in ſeinem engſten Schul- und Hausesкreiſe eine glückliche, friedliche Stätte. Aber es war noch mehr.

Weimar und Karl August! Welcher deutscher Leser wüßte nicht, was für mächtige Anregungen im Wendepunkt des vorigen Jahrhunderts Karl August seinem Lande, ja seinem ganzen deutschen Vaterlande gegeben habe? Um seinen Hof waren die edelsten und gewaltigsten Geister der Zeit versammelt worden, und es ging eine Begeisterung für alles Gute, Wahre und Schöne von demselben aus, die in ihrem innersten Grunde heiligen Ursprunges war, wenn auch da oder dort, namentlich von Schülern oder Nachbetern der großen Meister die Form verletzt oder die Gränze überschritten ward. Der Sinn für die ewigen Güter des Menschen, die Theilnahme an den geistigen Besitzthümern der Nation, das Verlangen nach Bildung durchdrang weite Kreise, und es ist ein schwer zu beklagendes Unglück, daß die Männer so selten waren, welche so gewaltige Ströme in's rechte Bett leiteten und das Volk durch seine geistige Bewegung hindurch zu geistlichem Leben führen konnten. Es hätte sich kaum ein Bürger- oder Bauernhaus gefunden, in welchem nicht einzelne Werke der großen Dichter gelesen worden wären. In wie hohem Grade mußte diese Strömung einen so lebensfrischen Geist, wie den Schuberts, fortreißen, ein Gemüth, welches die Bewunderung und Begeisterung in seinen achtzig Lebensjahren nie verlernt hat. Die Plätze, wo er einem Göthe oder Schiller, oder auch nur Wieland begegnen, wo er gar ein Wort von ihnen auffangen konnte, wurden sorgfältig aufgesucht.

Aber die höchste Verehrung gehörte Johann Gottfried von Herder — „einem Manne," so sagte Schubert im Jahre 1798 selbst zu einem Verwandten, „dem ich, wenn es sein müßte, zu Fuße und barfuß in Hitze und Frost, Hunger und Durst, mitten hinein nach Asien nachziehen möchte, um mich an seinem Anblick und Worte zu erfreuen und zu beleben," und 1854 versicherte er, daß seine Liebe zu dem großen Manne nicht nachgelassen habe.

Es ist hier nicht der Ort, ausführliche Nachricht über Her-

der, dieſen Leuchtthurm bei anbrechender Nacht, wie Schubert ihn nennt, zu geben. Es genügt, daran zu erinnern, daß er eben einer jener Männer war, welche aus geiſtiger Lebendigkeit eine geiſtliche zu ſchaffen beſtrebt waren. Es iſt die That ſeines Lebens, durch ſeine Schriften, ſeine hinreißenden Predigten und ſeinen perſönlichen Umgang zahlloſe Gebildete zur Heiligen Schrift zurückgeführt oder bei ihr erhalten zu haben. Daß dieſe älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechtes auch an Vollendung der Form, an Schönheit der Sprache, an Tiefe und Reichthum der Gedanken jedes andere Buch der Welt weit hinter ſich laſſe, das hat er zuerſt wieder in überwindender Weiſe zur Anerkennung gebracht. Er hat die Stimmen der Völker ſprechen laſſen, um ein Zeugniß für den gemeinſamen Grundton zu geben, aus welchem das menſchliche Gemüth zu allen Zeiten, an allen Orten redet; er hat die göttliche Führung in der Geſchichte der Menſchheit und den geheimen, aber innigen Zuſammenhang zwiſchen dem irdiſchen Schauplatz, auf welchen der Herr den Menſchen geſetzt, und zwiſchen dieſem ſelbſt nachgewieſen; er hat uns die heilige Geſchichte, namentlich die erſten Jahrhunderte der chriſtlichen Kirche durch ſeine ſchönen Legenden lieb gemacht. Bei alle dem war er einer von den Menſchen, welche durch ihre Gegenwart noch mehr wirken als durch ihre Schriften.

Schubert verſäumte keine ſeiner Predigten und verehrte ihn, daß ich ſo ſage, von ferne, bis ſich eine Gelegenheit zur Annäherung bot. Herder war der oberſte Leiter des Gymnaſiums; er nahm die Prüfung ab, und zu dieſer verlangte er von jedem Schüler einen eignen deutſchen Aufſatz. Dabei war Alles freigelaſſen, und die jungen Leute arbeiteten oft Monate lang für den einen Tag. Schubert hatte ſich ganz beſondere Mühe gegeben, die Anſchauung von der Natur, welche er auf Anregung der Herder'ſchen Ideen durch Bücher und durch eignes Nachdenken gewonnen hatte, in einer ausführlichen Abhandlung darzu-

legen. Er hatte den schon nicht geringen Schatz seiner Kenntnisse auf diesem Wissensgebiete zusammen genommen, um zu zeigen, daß die ganze Schöpfung ein einiger eng zusammengeschlossener Leib im Großen, wie es der menschliche Körper im Kleinen sei, und wie dieser von dem eignen, so werde die Schöpfung in allen ihren Gliedern vom göttlichen Geiste bewegt. Die Arbeit wurde immer und immer wieder verbessert, sauber abgeschrieben und eingereicht. Der Prüfungstag kam. Am Schlusse desselben wurden die Hefte zurückgegeben, jedes mit einem Urtheil; in der Regel die besten zuerst; nur die allerschwächsten blieben ohne jede Erwähnung. Fast schien es, als wäre die Schubert'sche unter diesen, denn es war der ganze Weg von dem freundlich gerühmten Aufsatze de Wette's bis zu den fehlerhaften der Anfänger zurückgelegt. Da — ganz zuletzt wird unser Freund aufgerufen. Die bloße Nennung seines Namens berührt ihn wie ein elektrischer Schlag; nun muß er vortreten und hört das Urtheil: „In Ihrer Arbeit finde ich mehr als in den andern, eigene Gedanken und dabei einen rühmlichen Fleiß. Gehen Sie weiter fort auf diesem Wege. Ein redliches Forschen bleibt niemals ohne Lohn, auch Sie werden zu einem guten Ziele kommen." „Ich hatte mich," so erzählt der Aufgerufene selbst, in „meinem ganzen Leben noch niemals so freudig erhoben, so tief bewegt gefühlt, als in diesem Augenblicke. Mir war es wie einem Träumenden, als mir das widerfuhr, was mir als das Höchste über all' mein Hoffen und Erwarten gehende Glück erschien." Herder öffnete ihm nämlich von nun an sein Haus und erlaubte noch selben Tages seinem Sohne Emil die Ferienreise zu seinem ältern Bruder in Freiberg über Hohenstein, und bis dahin in Heinrichs Gesellschaft zu machen. Im Herder'schen Familienkreise machte dieser nun auch andere bedeutende Bekanntschaften,

so die des Dichters J. P. F. Richter, gewöhnlich Jean Paul genannt, der sich trotz des Altersunterschiedes von 18 Jahren vertraulich mit ihm beschäftigte und einen Verkehr anknüpfte, der bis tief in's Mannesalter herabgereicht hat. Das Beste war aber doch Herders Umgang, seine Erzählungen, seine Urtheile, seine Weisungen. Er meinte, Schubert sei berufen, sich den Naturwissenschaften zu widmen. Da ihm dieser entgegnete, er wolle, dem Vater gehorsam, ein Prediger werden, so fügte er zu anderen Wohlthaten auch noch die, daß er ihn an dem Religionsunterrichte Theil nehmen ließ, welchen er seinem Emil gab.

Auch der Director wandte in diesem Jahre den zur hohen Schule Abgehenden einen besonderen, zusammenfassenden Vortrag zu, so daß Schubert gut vorbereitet war, als er, nur Dank im Herzen, 1799 Weimar verließ, um die Universität Leipzig zu beziehen.

8. Leipzig.

Die Zeit seines Aufenthaltes in Leipzig hat vorzüglich für seine innere Entwickelung Bedeutung. Er tritt uns während derselben als ein frischer, freier Student entgegen, welcher es vom ersten Augenblick an mit seinem Berufe ehrlich meint und durch seine ganze Erscheinung unser Herz gewinnt. Dabei leidet er aber doch unter einem inneren Zwiespalt, für den seine gesunde Natur zuletzt die richtige Lösung findet.

Nach dem Willen seines Vaters studirte er zuerst Theologie; er gab sich große Mühe, diesem Studium einige Theilnahme abzugewinnen. Es war vergeblich. Selbst der Reiz der Kanzel, obgleich zeitig versucht, versagte seine sonst bewährte Kraft. Schon im ersten Halbjahr predigte er für einen Landgeistlichen über das Evangelium des 4. Sonntages nach Trinitatis. Mit großem Eifer strafte er die blinden Leiter in wohlgearbeiteter Rede, welcher auch der Beifall der Hörer nicht fehlte. Der alte Invalide, gerade der Kanzel gegenüber, der seinem kleinen

Buben das Köpfchen mit beiden Händen nach derſelben hinrichtete, ſtörte ihn zwar ſo ſehr, daß er ſich nur durch eine Wiederholung vor dem Steckenbleiben retten konnte; aber das ward nicht gemerkt. Eine zweite Predigt hielt er ein Jahr ſpäter auf einem Dorfe bei Lichtenſtein für ſeinen eben verwitweten Schwager Hüttenrauch, und dieſe erlangte ſogar den Beifall des Vaters. Ihn aber ängſtigte die hohe Wichtigkeit ſeines Berufes, ihn quälte die Sorge, wie er den Prüfungen werde genügen können, da er keine rechten Fortſchritte in ſeinen Kenntniſſen zu bemerken vermochte, ihm lag das Wort Herders im Sinne, daß er zum Arzt berufen ſei; ja die Rede des alten Mannes, der ihn als kleinen Knaben bei ſeinen Unterſuchungen getroffen und geſagt hatte: Du kleiner Heinrich mußt einmal ein Doktor werden, gewann für ihn Bedeutung, und ſchließlich waren das nur verſchiedene Töne, in denen ſich der innerſte Grund ſeines Herzens aufthat. Er offenbarte ſich Oſtern 1800 dem Vater und erlangte deſſen Erlaubniß, ſich dem Studium der Heilkunde widmen zu dürfen.

Er wählte dieſes nicht ſowohl um des Zieles, als des Weges willen und wurde von einer gütigen höheren Hand ſo geleitet, daß auch ein gutes Stück von den Wünſchen ſeines Vaters an ihm in Erfüllung ging.

Es hat keinen Werth für uns, Schubert in Vorleſungen zu begleiten, welche für ihn ohne Einfluß blieben, und ſelbſt ſeine naturwiſſenſchaftlichen Arbeiten in Leipzig treten hinter den ſpäteren zurück. Aber wir folgen ihm gerne, wenn er mit der Pflanzentrommel auf dem Rücken über Land zieht und an einem Tage ſeine ſechs, ſeine neun Meilen zurück legt, um ſeltne Feldblumen zu gewinnen. Mag er dabei auch einmal den durch wiederholte Feuersbrünſte beunruhigten Einwohnern von Starſiedel hinter Zeitz auffallen und von ihnen als Mordbrenner ergriffen werden; „ſo jung und ſchon ſo ſchlecht.“ Er hat ja ſeine Matrikel bei ſich, und der Pfarrer kann doch ſo viel Latein, um

ſie den Leuten zu überſetzen, die nun ihr Unrecht wieder gut zu machen bemüht ſind.

Er war überhaupt ein rüſtiger Fußgänger, hatte ſchon von Weimar aus mit Würzner ſeinen Spaziergang nach Eiſenach und zur Wartburg gemacht; von Leipzig aus wanderte er einmal nach Dresden, um die daſigen Kunſtſchätze zu ſehen. Er traf dort am erſten Abend mit vier Jenenſer Burſchen zuſammen; mit dieſen kam er in ſo angenehme Unterhaltung, wie er ſeit Weimar nicht mehr gehabt hatte. Da die aber am andern Morgen nach Leipzig aufbrechen wollten, war er kurz entſchloſſen; Dresden meinte er, könne er ja noch oft ſehen, die Gefährten vielleicht nie wieder; er kehrte, ohne einen Beſuch gemacht zu haben, mit ihnen zurück,

„um lieber als unter den Bildern allein
mit luſtigen Burſchen vergnügt zu ſein.“

Daß er in Leipzig ſo einſam lebte, hatte außer der Größe der Stadt, die ein eigentliches Aufthun der Studirenden nicht zuließ, und außer ſeiner eigenthümlichen Neigung für die Einſiedelei noch einen beſonderen Grund. Leipzig war damals durch die Stutzerhaftigkeit, welche bei den meiſten Schülern der daſigen Univerſität im Schwange war, bekannt. Schubert war auch recht wohl ausgerüſtet hingekommen, aber er hatte ſich ſeine ſchönen Kleider von einem Betrüger, der ſeine Gutmüthigkeit mißbrauchte, abſchwindeln laſſen, ohne auf einen Erſatz von Hauſe rechnen zu dürfen. „Mein Rock konnte nicht ſprechen und mich ſah man nicht.“ So blieb er einſam, und Einzelne, die ſich ihm dennoch anſchloſſen, wie Erfurt, ſpäter ein gründlicher Kenner der griechiſchen Dichtung, wurden doch durch die Verſchiedenheit des Berufes fern gehalten.

Auch ſonſt mußte Studioſus Schubert ſparen, denn der wöchentliche Thaler, der ihm von Hauſe bewilligt war, geſtattete um ſo weniger große Sprünge, als er es, ſo lange er noch Theolog war, für geboten hielt, diejenigen Bücher, die er ſich

aus Neigung zu den Naturwiſſenſchaften kaufte, nicht auf die väterliche Rechnung zu ſetzen; aber er ſchlug ſelbſt über die Nothwendigkeit hinaus die allerniedrigſte Tonart der Genügſamkeit an. Ein Morgenimbiß von Brot und etwas Obſt, — in Ermangelung deſſelben mußte Waſſer genügen, — Mittags und Abends Milch und Brot; das waren ſeine gewöhnlichen Mahlzeiten. Er ging noch weiter und unternahm es, ganze Tage zu faſten, ganze Nächte ſchlaflos zu bleiben. Zu dieſer Ueberſpannung ſeiner Kräfte beſtimmten ihn unklare, aber gut gemeinte Anſichten, daß man den Leib in unbedingten Gehorſam des Geiſtes zwingen müſſe, daß der Menſch durch andere als Pflanzenkoſt verwildere u. dgl. Dank ſeiner überaus guten Natur überſtand er dieſe Selbſtqual und trug nur eine vorübergehende Aufgeregtheit und Weichheit davon, die allerdings ihre Gefahren gehabt haben mag. Der Zuſtand nämlich, in welchem ſich der Geiſt nach durchwachter und durchfaſteter Nacht beſonders frei und leicht zu jeder Arbeit fühlt und Naturſchönheiten ſieht, wie nie vor- und nachher, in welchem dann aber der Jüngling durch faſt gleichgültige Ereigniſſe zu heißen Thränen bewegt wird, iſt kein geſunder mehr.

Einiger Humor kam in die Lebensweiſe Schuberts, nachdem ihn ſein Berufswechſel und ſein längerer Aufenthalt in Leipzig in Verbindung mit lieben Kameraden gebracht hatte. Der liebſte unter ihnen war ihm Auguſt Köthe, ein Theolog, der ſpäter durch Wort und Schrift im Segen gewirkt und eine auch äußerlich ehrenvolle Stelle eingenommen hat. Der bedeutendſte war Friedrich Gottlieb Wetzel, ein Mediziner. Er iſt durch ſeine Dichtungen, ſonderlich durch ſeine begeiſterten Volkslieder wider die franzöſiſche Herrſchaft, durch ſeine Trauerſpiele Jeanne d'Arc und Hermanfried, durch ſeine Legenden — wer kennt denn nicht Eliſabeths Roſen? — in weiteren Kreiſen beliebt. Es war ihm ein reicher Geiſt verliehen und als freundliche Zugabe eine kindliche Genügſamkeit am Leben —

aber seine Gutmüthigkeit, sein blindes Vertrauen zu Menschen kannten keine Grenze. Das war ein Studentenscherz, daß er auf einer gemeinschaftlichen Reise den Laubthaler, den ihm Schubert als Nothgroschen zur Verwahrung gegeben hatte, einer kinderreichen armen Familie, die unter dem Schuppen nächtigte, schenkte; er überließ indessen später auch das nicht geringe Vermögen seiner Frau den unzuverlässigen Händen ihrer Brüder und brachte sich dadurch in die traurigste Lage, aus der ihn erst die freundliche Theilnahme des berühmten Georg Wilhelm Hegel befreit hat. Der empfahl ihn zu der Stelle eines Zeitungs-Redakteurs (Bamberger Courier). Als solcher hatte er das täglich erscheinende Blatt ganz allein zu schreiben und zusammen zu stellen.

Wohl war das ein traurig Leben für einen Dichter, der so gern seine Kraft an die höchsten Aufgaben des Lebens gesetzt hätte.

Nach den Wolken ging sein Streben;
Tief im Staube, von der Hand
In den Mund doch mußt' er leben.
Eingepfercht und eingedornt
Aechzt er zwischen Thür und Angel;
Der Bedarf hat ihn gespornt,
Und gepeitscht hat ihn der Mangel.

Aber er hat seiner Pflicht als ein Mann gestanden, treulich gearbeitet und seine Zeitschrift so gehoben, daß sie eine weite Verbreitung fand und allgemeine Achtung genoß. Freilich bedurfte es für ihn dazu der härtesten Anstrengungen.

Endlich sank ihm doch die Kraft,
Aus sein Ringen, aus sein Schaffen,
Nur zuweilen fieberhaft
Konnt' er noch empor sich raffen.
Nachts oft von der Muse Kuß
Fühlt er seine Schläfe pochen,
Frei dann flog der Genius,
Den des Tages Drang gebrochen.

Freiligrath's Requiescat.

Wenden wir uns von dem düstern Bilde des späteren Lebens zu den fröhlichen Tagen der Jugend zurück. Da finden wir im Hause des Dr. Michaelis eine gar muntere Gesellschaft. Dasselbe lag an der Straße höher als am Graben, so daß die Bewohner, je nachdem sie den Eingang wählten, eine Treppe mehr oder weniger zu steigen hatten. Von der Straße aus fünf, sechs und sieben Treppen hoch wohnten die Freunde zusammen, die sich unter verschiedenen Bedingungen, zum Theil rückhaltslos unter Schuberts Hausordnung gefügt hatten. Dieser theilte sein Zimmer im fünften Stockwerke mit Köthe; auch sein Bette, denn das unbequemere Lager beförderte das frühe Aufwachen; nur in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntage schliefen sie allein. Neben dem Bette lag die Taschenuhr, die Ziffern 3 und 4 mit Wachskügelchen bezeichnet, damit auch in der Dunkelheit durch Tasten die rechte Zeit zum Aufstehen erkannt würde. Die Zwei nun weckten die Andern; Wetzel, der nicht zu ermuntern war, wurde aus dem Bette gehoben und an die Wand gestellt. Nachdem alle angekleidet waren, vereinigten sie sich zum Morgengebet oder Gesang, und nach diesem lasen Schubert und Köthe zusammen etwa Schleiermachers Reden über die Religion oder Aehnliches. Die leibliche Kost, die dann unter Scherzen und Lachen bereitet ward, bestand in Erbsen und Kartoffeln. Erstere wurden früh abgekocht, nicht zu weich und wegen mangelnder Butter meist etwas angebrannt. Dann stellte man sie mit Löffeln frei, und Mittags genoß nun Jeder, wie viel ihm von dieser kalten Küche behagte. Wer sie aber tadelte, ward von Wetzel an die Eskimo's erinnert, welche diese Speise für die größte Leckerei hielten. — Die Kartoffeln wurden als Salat gegessen. Da aber Schubert und Wetzel, von dem Grundsatz ausgehend, daß der Geschmack beim Essen völlig gleichgültig sei und es nur auf den Nahrstoff ankomme, statt des Essigs verdünnte Vitriolsäure anwandten, erhob sich doch ein kleiner Sturm. Allmählich kehrten später alle in das Gleis eines gesunden Lebens zurück; auch währte es

nicht lange, so zerstreuten sie sich. Schubert hatte Verlangen nach einer andern Universität, Wetzel wollte von ihm nicht lassen. Die väterliche Einwilligung ward ertheilt. Lange schwankte die Wahl zwischen den Hochschulen zu Halle und Jena. Zwei Namen entschieden für letztere. —

9. Wilhelm Ritter und Joseph Schelling.

Die Neigung Schuberts für die Betrachtung und Erkenntniß der lebendigen Schöpfung war ihm angeboren und hatte sich bei ihm, wie wir gesehen haben, unabhängig von den Bestrebungen seines Zeitalters entwickelt. Dennoch war sie nicht zufällig. Es ist ein wunderbares Geheimniß der Vorsehung, daß Talente nicht Gaben der Natur, sondern der Zeit sind. Die göttliche Weisheit bewegt und führt die Welt nach sehr bestimmten Plänen; sie sendet ihr keinen großen Mann, sie habe ihm denn seine Boten vorausgesendet, habe die Geister geschickt gemacht, ihn zu verstehen und halte ihm die Dienstleute bereit, die, was er im Großen schafft, im Einzelnen und Kleinen auszuführen fähig sind. Wie ein mächtiger Strom alles, was in seinen Bereich fällt, unwiderstehlich mit sich fortreißt, so geschieht es dann auch mit gewissen Bestrebungen der Menschen, und diese selbst pflegen zu sagen: Es lag etwas davon in der Luft.

So hatte der ewige Leiter der menschlichen Herzen etwas mehr als zweihundert Jahre nach der Reformation beschlossen, Geist und Sinn der Menschen mit besonderer Kraft der Erforschung ihrer irdischen Heimat zuzuwenden, und indem er die Naturwissenschaft emporblühen ließe, uns eine neue Seite, nicht des Wissens allein, sondern des Lebens aufzuthun. Gott hat auf die Arbeiten der Menschen auf diesem Gebiete einen reichen Segen gelegt; mit überraschender Schnelligkeit sind sie vorwärts gegangen und das Wissen von gestern scheint dem von heute ein längst überwundener Irrthum. In glücklicher Stunde hat man es ver-

ſtanden, das eben Gelernte aus der Schule in's Leben zu tragen und die Kräfte der Natur, die vor Kurzem noch ungekannt in ihr ruheten, dem Fleiße der Menſchen dienſtbar zu machen. Der elektromagnetiſche Draht, der Dampfwagen, die Dampfmaſchine, die Gasflamme haben dem öffentlichen wie dem häuslichen Leben eine neue Geſtalt gegeben; ja ſie haben das zur Wahrheit gemacht, was vordem als Zauberei und Wunder von der ſehnenden und ahnenden Phantaſie gedichtet ward. — Freilich hat es uns, die wir uns Alle noch mitten im Strome befinden, nicht wiſſend, wohin die Hand Gottes uns führen werde, nicht an ſolchen gefehlt, welche die Ufer aus dem Auge verloren haben; freilich iſt das Unbegreifliche geſchehen, daß der menſchliche Geiſt in übermüthiger Freude an den Wundern, welche ihm offenbar wurden, ſich ſelbſt vergötterte oder zuletzt ſein eigen Weſen verkannte und auf Grund einer Geiſtesarbeit ſonder Gleichen das Daſein des Geiſtes leugnete. Jedoch hat die Wiſſenſchaft ſelbſt gegen ſolche Ausſchreitungen die beſte Waffe, indem ſie täglich beweiſt, wie tiefen Irrthümern wir unterworfen ſeien, indem ſie oft genug nach Jahrzehenden eine Wahrheit wieder an's Licht ſtellt, welche lange Zeit als thörichter Wahn verſpottet war. Auch hat es nie an Männern gefehlt, die in der Schöpfung den Schöpfer ſuchten und zeigten. Zwei von ihnen gehen uns näher an.

Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ſtand die Naturforſchung im Feuer der erſten Liebe. Die Meiſter hatten Geiſtesthaten vollbracht, hinter denen die Siege großer Feldherren zurückſtehen müſſen, und die Jünger zogen lernend und ſuchend, lehrend und ausführend nach allen Richtungen aus, um dereinſt ihre Lehrer zu überbieten. So gehen wir in den nächſten Jahren, die wir zu beſchreiben haben, immerfort den Spuren eines Mannes nach, dem es dann gegeben ward, den geiſtigen Erwerb eines ganzen Jahrhunderts in ſeinem Kosmos zu einer großartigen Umſchreibung des 104. Pſalms zuſammenzufaſſen.

Unter den verschiedenen neuen Entdeckungen, welche damals geschehen waren, gehörte die der thierischen Elektricität durch den Italiener Galvani zu den interessantesten. In Deutschland waren es vornehmlich zwei junge Männer, welche diesen Erscheinungen nachdachten, sie wissenschaftlich begründeten, von ihnen aus weiter gehende Folgerungen schlossen und durch die Bedeutung ihrer Entdeckungen die des Italieners überboten: Alexander von Humboldt, der sich aber bald denjenigen Wissenszweigen zuwandte, die nachher die Arbeit seines Lebens ausmachten, und Johann Wilhelm Ritter.

Dieser war 1776 zu Samitz in Schlesien geboren und lebte als Docent an der Universität Jena, auf der er seine Ausbildung empfangen hatte. Sein Name glänzt unter denen der Gelehrten ersten Ranges. Viele seiner Entdeckungen und Ankündigungen haben das Feuer der strengsten Prüfung bestanden oder erst in der allerneuesten Zeit sich im vollsten Lichte bewährt, und in der Geschichte der Physik und Chemie wird er unvergessen bleiben. Ein Mann vom Fach, nicht Schubert und kein Freund seiner geistlichen Richtung, rühmt ihm nach: „Die Tiefe seines Geistes kannte kein endliches Maß; die Lebendigkeit seiner Seele, die Regsamkeit seines Verstandes gehören zu den Seltenheiten; die glühende Liebe für Erforschung der Natur mit tiefem Sinne gepaart, war vielleicht einzig.“ Außerdem erhöhten die Schönheit seiner äußeren Gestalt, die freudige Begeisterung, mit welcher er lehrte und seine aufrichtige Frömmigkeit den Eindruck seiner Vorträge. Uebrigens führte ihn ein besonderer Zug gern in die unergründlichen Tiefen, welche Gott seiner Macht vorbehalten hat, und er liebte es, den Spuren der Geisterwelt, wo sie in das Körperliche eingreift, nachzugehen.

Leider wurde sein Geist frühe durch den Drang des Tages gebrochen. Auch von ihm gelten die Worte des wackern Westfalen aus dem eben angeführten Gedichte:

Auch deſſen, der mit Schädel und mit Hirn
Darbend pflügt, ſei nicht vergeſſen.
Er auch iſt ein Proletar,
Ihm auch heißt es: darbe, borge,
Ihm auch bleicht das dunkle Haar,
Ihn auch hetzt in's Grab die Sorge.
Mit dem Hunger, mit der Noth,
Wie die Andern, muß er ringen,
Und der Kinder Schrei nach Brot
Lähmt' auch ihm die freien Schwingen.

Seine Ehe, welche, wie wir uns aus Harms Theſen erinnern, mit den Worten: „was Gott gebunden hat, das ſoll der Menſch nicht ſcheiden, es ſei denn aus gewichtigen Gründen", eingeſegnet worden war, iſt unglücklich geweſen, denn die Hausfrau verſtand es nicht, Einnahme und Ausgabe in ein richtiges Verhältniß zu bringen. So trieb ihn außer der unerſättlichen Lernbegierde auch die Noth zu einem Fleiße, dem ſeine Natur erlag. Er iſt 34 Jahre alt in München geſtorben. Wir werden noch einmal von ſeinem Tode zu erzählen haben.

Gewaltiger als Ritter, reicheren Geiſtes, klareren Auges, feſteren Sinnes und darum ruhiger in ſeinem Gemüthe und glücklicher in ſeinem Leben war ſein nur ein Jahr älterer Kollege Friedrich Wilhelm Joſeph Schelling. Von ihm mag Schubert ſelbſt erzählen: „Wer zu meiner Zeit in Jena in einer ſpäteren Stunde des Nachmittags über den Marktplatz ging, der konnte da einem Zuſammenlaufe der Studirenden begegnen, der ſo zahlreich, als zu keiner anderen Stunde des Tages war. Nicht das Feſtgelage irgend einer Landsmannſchaft, nicht die Verſammlung der Angehörigen einer einzelnen Fakultät konnte der Grund ſolches Zuſammendranges ſein, denn man ſah da Jünglinge aus den verſchiedenſten Landſchaften beiſammen, mit den Theologen zugleich Juriſten und Mediziner, unter ihnen auch gereiftere Männer, welche den Lauf der akademiſchen Studien längſt zurück-

gelegt hatten oder von anderem Stande waren als dem der Gelehrten.

Nur die Fremdlinge konnten fragen: was gibt es hier? Jeder, der nur seit wenigen Tagen an der Universität gelebt hatte, der wußte es; jetzt ist die Stunde, in welcher Schelling seine Naturphilosophie liest.

Was war es, das Jünglinge wie gereifte Männer von ferne und nahe so mächtig zu Schellings Vorlesungen hinzog? War es nur die Persönlichkeit des Mannes oder der eigenthümliche Reiz seines mündlichen Vortrages, darin diese anziehende Macht lag? Allerdings, wenn ich aus eigener Erfahrung sprechen darf, war der Eindruck, den diese Persönlichkeit machte, von so ungemeiner Art, wie ich ihn bei keinem anderen Universitätslehrer meiner Zeit gefunden. Schelling war, als ich ihn hörte, seinen Jahren nach ein Jüngling unter uns Jünglingen; die Ehrerbietung, mit welcher wir Alle ihn beachteten, galt einer anderen, in seinem ganzen Wesen liegenden Würde, als jene ist, die das höhere gereifte Alter und die vieljährige Erfahrung einem ergrauten Haupte verleihen. In seinem lebendigen Worte lag eine hinnehmende Kraft, welcher, wo sie nur einige Empfänglichkeit traf, keine der jungen Seelen sich erwehren konnte. Es möchte schwer sein, einem Leser unserer Zeit, der nicht wie ich jugendlich theilnehmender Hörer war, es begreiflich zu machen, wie es mir, wenn Schelling zu uns sprach, öfters so zu Muthe wurde, als ob ich Dante, den Seher einer nur dem geweihten Auge geöffneten Jenseitswelt, läse und hörte. Der mächtige Inhalt, der in seiner, wie mit mathematischer Schärfe in Lapidarstil abgemessenen Rede lag, erschien mir wie ein gebundener Prometheus, dessen Bande zu lösen und aus dessen Hand das unverlöschende Feuer zu empfangen, die Aufgabe des verstehenden Geistes ist.

Aber weder die Persönlichkeit noch die belebende Kraft der mündlichen Mittheilung konnten es allein sein, welche für die Schelling'sche Philosophie, alsbald nach ihrem öffentlichen Kund-

werden durch Schriften, eine Theilnahme und eine Aufregung für oder wider ihre Richtung hervorriefen, wie dies vor- und nachher in langer Zeit keine andere literarische Erscheinung ähnlicher Art vermocht hat. Hier mußte dies einzig der Inhalt für sich selber thun.

Man wird es da, wo sich's um sinnlich wahrnehmbare Dinge oder natürliche Erscheinungen handelt, einem Lehrer oder Schriftsteller sogleich anmerken, ob er aus eigener Anschauung und Erfahrung spricht, oder blos von Dem redet, was er von Anderen gehört, ja nach eigener selbstgemachter Vorstellung sich ausgedacht hat. Nur was ich selbst gesehen und erfahren, das hat für mich Gewißheit; ich kann davon mit einer Ueberzeugung reden, die sich auch Anderen in siegreicher Weise mittheilt. Auf die gleiche Weise, wie mit der äußeren Erfahrung, verhält es sich mit der inneren. Es gibt eine Wirklichkeit von höherer Art, deren Sein der erkennende Geist in uns mit derselben Sicherheit und Gewißheit erfahren kann, als unser Leib durch seine Sinne das Sein der äußeren, sichtbaren Natur erfährt. Diese, die Wirklichkeit der leiblichen Dinge, stellt sich unseren wahrnehmenden Sinnen als eine That eben derselben schaffenden Kraft dar, durch welche auch unsere leibliche Natur zum Werden gekommen. Das Sein der Sichtbarkeit ist in gleicher Wase eine wirkliche Thatsache, als das Sein des wahrnehmenden Sinnes. Auch dem erkennenden Geiste in uns hat sich die Wirklichkeit der höheren Art als geistig-leibliche Thatsache genaht; er wird ihrer inne werden, wenn sich sein eigenes Erkennen zu einem Anerkennen Dessen erhebt, von welchem er erkannt und aus welchem nach gleichmäßiger Ordnung die Wirklichkeit des leiblichen wie des geistigen Werdens hervorgeht. Und jenes Innewerden einer geistigen, göttlichen Wirklichkeit, in der wir selber leben, weben und sind, ist der höchste Gewinn des Erdenlebens und des Forschens nach Weisheit. — Daß Schelling thatsächlich gläubiger Christ war und ist, das hat er bei

jeder Gelegenheit, wo es galt, öffentlich bekannt. Schon zu meiner Zeit gab es unter den Jünglingen, die ihn hörten, Solche, welche es ahnten, was er unter der intellektuellen Anschauung meinte, durch welche unser Geist den unendlichen Urgrund alles Seins und Werdens erfassen muß. Sie hatten dafür das Wort Glauben gehört.

Mehr denn vierzig Jahre nachher sprach eine Gesellschaft von Männern, die an geistiger Erkenntniß und Erfahrung gereifter waren, an ihrer Spitze August Neander und Twesten, als Schellings Zuhörer in Berlin, in ihrem Danksagungsschreiben an den verehrten Lehrer es aus, daß seine Vorlesungen ihnen den Weg zu einer „positiven, Begriff und Leben, Glauben und Wissen in Einklang bringenden Philosophie gezeigt haben." Ja, wie ich dies vorhin andeutete, nicht in der Persönlichkeit, nicht in der Gabe der Rede lag die Macht, durch welche Schelling mit seiner Philosophie so allgemeines Aufmerken weckte, sondern in ihrer inneren Wahrheit. Schelling sprach mit Ueberzeugung aus, was er selber geistig geschaut, erfahren hatte, und diese Ueberzeugung von einem Etwas, das wirklich so ist, theilte sich Anderen in siegreicher Kraft mit."

Wer sich mit dem Leben und den Schriften dieses großen Mannes näher vertraut gemacht, weiß, daß der begeisterte Schüler hier manches auf den Jüngling Schelling übertragen hat, was erst dem Greise nachgerühmt werden kann, er weiß aber auch, daß selbst bedeutendere Männer als Schubert in gleicher Weise von der Macht seiner Persönlichkeit ergriffen wurden.

Wir haben noch zu bemerken, daß Schelling ein Schüler des in diesem Jahre so hochgefeierten Philosophen Fichte war und in denjenigen Anfängen schriftstellerischer Thätigkeit, mit denen er als neunzehnjähriger Jüngling auftrat, sich als einen solchen bekannte, daß er aber bald eigne Bahnen einschlug und der Schöpfer der sogenannten Naturphilosophie wurde. Zur volks-

thümlichen Darstellung derselben und zur Verbreitung ihres reichen Gedankeninhalts hat Niemand so viel gethan wie Schubert.

10. Schubert in Jena.

Durch einen Aufsatz von Ritter, den er in irgend einer gelehrten Zeitschrift gefunden hatte, zu ihm gezogen, unternahm Schubert, wie er es vordem beim Wechsel der lateinischen Schule gethan, mit Wetzel eine Gastreise nach Jena, hörte Schelling, sprach Ritter und war in seinem Entschlusse, ein Schüler von Beiden zu werden, fest. Ostern 1801 bezog er die Universität Jena. Unter seinen Lehrern waren außer den Genannten der ebenso bescheidene, wie gelehrte Chemiker Göttling und der joviale Mineraloge Lenz die bedeutendsten. Der allgemein verehrte Botaniker Batsch wurde ihm noch bekannt, aber er starb so bald, daß der Neuangekommene keine Vorlesungen mehr von ihm hören konnte. Lenz war ein Greis, der sich namentlich durch seine Sammlungen hohe Verdienste um Jena erworben hatte und der es wohl verstand, den trockenen Gegenstand, welchen er vorzutragen hatte, durch allerlei lustige fremde Beithat zu würzen. Göttling war so erfüllt von der Würde und Wichtigkeit seiner Wissenschaft, daß er selbst den Schmuck der Rede zu gering achtete, um durch ihn zu wirken oder auch nur mitzuwirken.

Die Verhältnisse der Studirenden waren in Jena ganz andre, wie in Leipzig. Um den Gegensatz, welcher kaum schärfer gedacht werden kann, zu bezeichnen, mögen wir an den Unterschied erinnern, welcher noch vor Kurzem zwischen Berlin und Halle waltete. In der Handelstadt Leipzig verschwand der Student und fügte sich deßhalb in Kleidung und Sitte in die Gebräuche der Bürger. In Jena war er freier Herr. Die hohe Schule war der Mittelpunkt der Stadt; der Bürger lebte für sie, mit ihr. Da hatte geistige Munterkeit ein freies Feld, da war selbst dem Uebermuth Raum gegeben und zu

mancherlei Ausschreitungen wurde Anlaß geboten. Unter Lehrern und Schülern fanden sich wunderliche Naturen, die man frei gewähren ließ, wie jenen bejahrten Professor, der den neuanziehenden Studenten entgegenreiste und ihnen, unter der Form eines theilnehmenden Privatmannes, seine eignen Vorlesungen anpries. — Es war eben alles naturwüchsig. Und trotz der großen Freiheit, welche die Professoren den Jünglingen ließen, trotz der Rücksicht, welche sie auf dieselben nahmen, herrschte ein gesunder und reiner Geist unter ihnen; sittlich, keusch, nüchtern und mäßig, nennt Schubert noch nach funfzig Jahren das Leben seiner Jugendgefährten, und er hatte offne Augen und ernste Worte für die Sünde. Der Grund dieser Sittlichkeit lag in der geistigen Bewegtheit der Jugend, in den bedeutenden Leistungen der Lehrer. Schubert trat hier in eine neue Welt und fand sich, ehe er sich dessen versah, in einem weiten Freundeskreise; er wohnte nämlich neben Kleinaltorf, so nannte man das Wucher'sche Haus, in dem just so viele Studenten wohnten, als auf der bairischen Universität Altorf überhaupt studirten. —

Auch begegnete er einigen seiner früheren Weimarischen Freunden, wie de Wette und K. B. Hase, die in stillem Fleiße weiter arbeiteten; mit Anderen verband ihn aber die gemeinsame Verehrung für Schelling. Seine Vorlesungen „bildeten" — erzählt Schubert — „den Mittelpunkt eines geistigen Verkehrs der Studirenden, der für Alle, welche an ihm Theil nahmen, ein höchst wohlthätiger und förderlicher wurde. Man fühlte das Bedürfniß, wie bei der glücklichen Lösung eines tiefsinnigen Räthsels, sich den Fund des Verständnisses, den man bei dem weiteren Eingehen in die Gedanken des Lehrers gemacht hatte, gegenseitig mitzutheilen und das zu vernehmen, was Andere daraus erfaßt hatten. Bei dieser Gelegenheit kamen sich Solche innig lich nahe, die bei der Verschiedenheit ihres äußeren künftigen Berufes und ihrer sogenannten Brotstudien, sich nur im Vorübergehen würden begegnet sein. Der wissenschaftliche Gemein-

ſinn, welcher alle beſſeren Zuhörer Schellings ergriff, ward zu einem Bunde der Seelen, der bei dem Hinausgehen ſeiner Mitglieder in die verſchiedenſten Richtungen des bürgerlichen Lebens nichts von ſeiner anfänglichen Feſtigkeit verlor, ſondern durch das Fortwirken in gleicher Geſinnung mit den Jahren immer nur kräftiger wurde. In dieſen Bund trat ich, durch das Zuſammenfinden mit ihm in Schellings Vorleſungen, mit meinem vielthätigen, reichbegabten Freunde Gottlieb Friedrich Mohnike, dem nachmaligen Conſiſtorial- und Schulrathe bei der Provinz von Neuvorpommern und Rügen in Stralſund.“ —

Die erſte Begegnung geſchah auf dem Corridor, wo Schubert hörte, wie der Andere eine fade Bemerkung wider den Meiſter treffend zurückwies und ſich dadurch bewogen fand, ihm die Bruderhand zu reichen. Das dort geſchloſſene Freundſchaftsband hat erſt der Tod getrennt. Andre begabte junge Männer, die ſich zum Theil glänzend hervorthaten, haben doch keine gleich kräftige und andauernde Wirkung auf Schubert geübt und dürfen darum ohne Erwähnung bleiben.

Leider konnte die zum Unterhalte beſtimmte Summe den größeren Anſprüchen nicht genügen und ſchon gegen Ende des erſten Halbjahres ſah Schubert ſeine Mittel ſo ſehr erſchöpft, daß auch die Rückkehr zu ſeiner unmäßigen Mäßigkeit die Ordnung nicht wieder ſchaffen konnte, und daß er zuletzt zum Aerger des Vaters, zum tiefen Kummer der Mutter und zu eignem Schmerz eine nicht ganz kleine Schuldenlaſt in Jena zurück ließ. Eine Familienunterſtützung von zwanzig Thalern gab ihm die Möglichkeit zu einer größeren Reiſe, die nach Nürnberg, durch Würtemberg, an den Rhein und über Frankfurt zurückgehen ſollte. Doch wurde ſie anders ausgeführt. Er ſah die Hochſchulen Bamberg und Würzburg; an beiden war es ihm eine Empfehlung, daß er von Jena kam, Schelling gehört habe. Trotz der kurzen Zeit knüpften ſich auch hier in der gei-

ſtigen Begegnung Bande, die ſich dauernd bewährten, z. B. mit Dr. Pfenfer in Bamberg.

Einmal wurde unterwegs ſeine Kenntniß der Heilkunde auf eine ſchwere Probe geſtellt. Die Frau eines Eiſenhammerknechtes führte ihn, da ſie hörte, er ſei ein junger Arzt, zu ihrem kranken Mann. Sorgſam erwog er den genauen Krankenbericht; aber die Zeichen paßten mindeſtens auf zehn ihm bekannte Krankheiten; welche hatte er vor ſich? Die eigenthümliche, damals weitverbreitete Lehre des Engländers Brown, zu deren gläubigſten Jüngern er ſich zählte, half ihm aus der Noth. Nach jener haben alle körperlichen Leiden ihren Grund entweder in zu geringer oder zu großer Kraft. So gab er denn der Frau zwei Mittel, ein kühlendes und ein ſtärkendes. Sie ſollte bei ihrem Manne erſt das eine verſuchen; wenn es hülfe, es fortbrauchen laſſen, ſonſt es durch das andere erſetzen. Da der junge Heilkünſtler ſeinen Rath durch ein gutes Stück Geld unterſtützte, ſo waren die Leute mit ihm ebenſo zufrieden, als er ſelbſt es mit ſich war.

Schließlich war er mit ſeiner Baarſchaft früher fertig als mit der Reiſe und wollte die letzte Nacht ſitzend ſchlafen, um keine Ausgabe für Streu oder Bett zu haben. Er traf es aber beſſer; ein höherer Beamter, in dem Dorfe durch ein Amtsgeſchäft für mehrere Tage aufgehalten, war hocherfreut, an dem jungen Studenten einen Unterhalter zu finden. Als er ihn aber näher kennen lernte und hörte, mit welcher Freudigkeit er von ſeiner Mutter redete, gewann er ihn von Herzen lieb und wollte, zufällig von ſeiner Verlegenheit unterrichtet, ihn nicht blos dort freihalten, ſondern ihm auch durch ein Geſchenk oder ein größeres Darlehn weiter helfen. „Denn wer ſo von ſeiner Mutter ſpricht, hat auf das größte Vertrauen gerechten Anſpruch.“ Schubert nahm nur eine Kleinigkeit an, die er ſofort von Jena aus zurück ſandte. Sein Dankbrief wurde beantwortet und die neue Bekanntſchaft noch in einigen Briefen fortgeſetzt.

Wieder heimgekehrt wandte er ſich mit erneutem Eifer dem Studium zu, und gerne hätte er demſelben durch große Reiſen einen weiteren Umfang und eine tiefere Grundlage gegeben. Humboldt reiſte in Südamerika; ſeine Berichte, ſowie die Nachrichten über ihn wurden mit großer Begier gehört und geleſen, und der Wunſch, in gleicher Weiſe andere ferne Stätten zu durchwandern, lag nahe. Dr. Ilgen ſtand mit Humboldt in Verkehr und hatte noch andere überſeeiſche Verbindungen. Er war geneigt, Schubert als Lehrer, Secretär oder deß etwas nach Südafrika zu empfehlen. Hier ſtand dieſer an einem wichtigen Scheidepunkte des Lebens. Wäre er fortgezogen, ſo würde ſein innerer und äußerer Lebensgang ein ganz anderer geworden ſein. Er wäre wahrſcheinlich ein größerer Gelehrter geworden, als er geweſen iſt, aber kein Lehrer ſeines Volkes, der wie er es gethan hat, von den Thaten Gottes zeugte, und wer mag wiſſen, ob er ſelbſt den Frieden gefunden hätte, der ihn beſeligte. Gott wollte ihn zu anderem Dienſte und hielt für die Durchforſchung Afrika's andere, anders erzogene Männer bereit; darum fügte er es ſo, daß Schubert ſeinen Plan aufgab.

Wie er dazu beſtimmt wurde, gehört in die Geſchichte ſeines weiteren Lebens. Hier nur noch die Erwähnung, daß er, wie zu erwarten ſtand, ſeine Prüfungen ehrenvoll beſtand und als Dr. Schubert mit rühmlichen Zeugniſſen und in dem Bewußtſein in's Vaterhaus zurückkehrte, daß er ſeine Lernjahre redlich benutzt habe, zugleich aber mit dem Entſchluſſe, nun erſt recht zu arbeiten und zu lernen.

III.

Wanderungen und Wandelungen.

Den Eingang in einen neuen Abſchnitt von dem Leben unſeres Helden eröffnet die Erzählung von Verirrungen. Wir dürfen uns derſelben nicht entziehen, denn das erſte und höchſte Geſetz für den Biographen iſt Treue und Wahrheit. Es wäre ja auch keine Lebensgeſchichte, ſondern eine glatte, intereſſeloſe Herzählung von unwichtigen Begebenheiten, wenn wir es anſtatt mit einem werdenden, unter Kampf und Mühſal geiſtig wachſenden Manne, mit einem fertigen zu thun hätten. Darin gerade liegt der Reiz der Sache, daß wir zuſehen, wie Gott vermöge ſeiner wunderbaren Fügung einen reich ausgeſtatteten Geiſt durch allerlei äußere Einflüſſe für ſeine Arbeit im Reiche Gottes tüchtig macht und durch innere Erfahrungen das Herz dahin bringt, daß es ſich ihm ganz zu eigen gibt und mit all' ſeinen Gaben und Kräften in den Dienſt des Herren tritt. Zu dem kennen wir heute — nach ſechzig Jahren — Schuberts Fehler nur durch ſeinen eigenen Bericht, und wer ſo offen und mit ſolchem ſittlichen Ernſte von ihnen redet, wie er, der hat ein Recht darauf, daß man nicht achſelzuckend einen Schleier über ſie werfe, ſondern daß man ſie offen zeige. Es wird ſich herausſtellen, daß ſie eben nur Ausbrüche des natürlichen Herzens oder Folgen eines Lebensganges waren, in dem die Ausbildung des Geiſtes der des Charakters voraneilt.

11. Die Werbung.

In dem reizenden Gebirgsdorfe Bärenwalde wohnte der Kaufmann Benjamin Martin, ein braver, einfacher Mann. Er trieb Eiſenhandel, mit geringem Glück; aber der Verſuch ſeiner Frau, ein Geſchäft in Spitzen zu machen, war geſegnet wor-

den und hatte die Familie außer Sorgen gestellt. Die Hausmutter war eine von denen, deren Bild Salomon Sprüchw. 31 gezeichnet hat. Die älteste Tochter war, in erster Ehe zeitig verwittwet, an den Kaufmann Mühlmann in Bärenwalde wieder verheirathet worden, einen Mann, welcher seine nicht gewöhnliche Bildung noch auf Reisen erweitert hatte. Die älteren Söhne hatten zeitig ihren eigenen Hausstand gegründet und ihn durch Fleiß und Sparsamkeit wohl geordnet. Die Perle des Hauses war Henriette, die zweite Tochter. Ihr Gemüth hatte sich an dem der Mutter so gebildet, daß die zwei wie gleichgestimmte Saiten tönten. Zu den gewöhnlichen und ersten Tugenden, nach denen man bei einem Mädchen fragt, der Wirthlichkeit, der Ordnung und Arbeitsamkeit fügte sie eine außerordentliche Begierde nach Belehrung; sie bedurfte geistiger Nahrung, und dieses Verlangen und Sehnen hatte bei ihr nicht in Eitelkeit oder bloßer Neugierde seinen Grund, sondern es war nur eine der Formen, in welchen ihre ungeschminkte Frömmigkeit sich äußerte.

Eine das Leben ernstlich bedrohende Krankheit hatte ihr Gemüth noch tiefer in seine rechte Heimat eingeführt. Hergestellt unternahm sie zur Erholung eine Reise nach Chemnitz, wo Wirth, Schuberts Schwager, Rathsherr geworden war. Ostern wollte sie heimkehren. Ein junger Kaufmann war bei seiner ersten Begegnung mit ihr von der wärmsten Liebe zu ihr ergriffen worden, und sie hatte wenigstens jenes Maß von Theilnahme für ihn, das jedes Mädchen einem Manne schenkt, von dem es sich geliebt weiß. Er wollte eine ihm bekannte Familie in Bärenwalde zum Feste besuchen, und sie mochte schon darum das Wiedersehen wünschen, um im eigenen Herzen klar zu werden. Ein scheinbarer Zufall verhinderte die Reise und führte Henriette statt dessen in der Begleitung der Familie Wirth nach Hohenstein. Dorthin kam auch Heinrich Schubert, ganz voll von seinen Plänen einer Reise nach Südafrika. Das bildschöne Mädchen blieb ihm zuerst fremd und gleichgültig; sie war ihm sogar im

Wege, weil sie ihm das vertrauliche Gespräch mit Frau Wirth erschwerte, welches unerläßlich war, ehe er den Eltern seine Bitten vortrüge.

Einmal, wie seine Hoffnung, Lorchen zu sprechen, sich wieder vereitelt hat, findet er die Fremde allein im Garten. Es fügt sich, daß er mit ihr in's Gespräch kommt und sie zur Vertrauten seiner Herzenswünsche macht. Nach ihrer ganzen Art und Weise konnte sie nur warnen und an das vierte Gebot erinnern. Das einfältige Landmädchen überwand den Doctor mit der Gewalt ihrer frommen Rede. Die Reise wurde aufgegeben; den stärksten und schlagendsten Grund hatte Henriette gegeben, ohne es zu ahnen. Heinrichs Seele war gefangen und er hatte es nicht mehr vermocht, sich von den Bergen zu trennen, welche einen so köstlichen Schatz, wie das Herz des Mädchens, bargen. Oefteres Sehen und Sprechen führte einen Briefwechsel herbei, welchen er von Jena aus mit ihr anknüpfte und in dem er zeitig genug seine leidenschaftliche Liebe verrieth. Er erhielt die Erlaubniß, sich der Familie Martin vorzustellen.

Am Pfingstsonnabend unternahm er seine Brautfahrt. Sie ging anders von Statten, als sie ein junger Arzt heute unternehmen möchte. Die neun Meilen von Jena nach Bärenwalde wurden an einem Tage zu Fuß zurückgelegt; über der Schulter des Wanderers hing die Jagdtasche, in welcher er den guten Rock, der seine Eroberung unterstützen sollte und den Heinrich von Ofterdingen von Novalis hatte, das auserſehene Angebinde für die Erwählte; der geborgte Hirschfänger an der Seite unterstützte die angenehme Erscheinung des jungen Werbers, der wol nie daran gedacht hat, ein wie stattlich schöner Mann er war. Die Aufnahme im Gasthofe neben der Kirche zeigte, wie sehr man den vornehmen Gast schätze. Er aber konnte vor Aufregung in seinem weiten Bette nicht schlafen, stand früh auf, wusch sich im Bach, vergnügte sich an der schönen Landschaft, die er, trotz seiner vielen Reisen, zu den schönsten rechnet, auf welchen sein Auge je geruht hat, und hatte

dann wieder seine Freude an der lieblichen Julie Steuernagel, der Enkeltochter des Vater Martin und ältesten Tochter der Mühlmanns, die nahe an dem Gasthaus wohnten. Sobald es irgend schicklich war, machte er den langen Weg zu Martins nach dem Unterdorfe. Er wurde freundlich aufgenommen und fand zu guter Stunde auch eine Verwandte, Friederike, die als Vertraute Freundin Henriettens sein treuer Beistand ward.

Derselbe Tag nämlich hatte auch seinen Nebenbuhler, den jungen Kaufmann, nach Bärenwalde geführt. Er war in einem Nachbarhause eingekehrt, und die Wirthin desselben kam zu Henrietten, diese zu bestimmen, daß sie seinen Besuch erlaube oder im andern Hause ihn sehe. So stand das arme Mädchen vor der Wahl zwischen zwei Männern, die ihr beide noch fremd waren. Sie hat für Heinrich entschieden, und obwohl sie schwere Tage mit ihm durchlebt hat, so mag sie die Wahl nie bereut haben. Nicht, weil es sich später erwies, daß der Andere, ein unbedeutender Mensch, kränklich war und frühe starb, sondern weil sie ihrem Manne eine Führerin zu dem seligen Frieden geworden ist, in dem sie lebte und natürlich eben dadurch selbst reich gesegnet ward. Bestimmt wurde sie bei ihrer Entscheidung durch ihre Wißbegierde, denn Schubert hatte durch die Gewandtheit, mit der Friederike das Tischgespräch leitete, Gelegenheit erhalten, seine reichen Kenntnisse und die Frische seines Geistes in der angenehmsten Weise zu entfalten. Wie mochte das gute Mädchen dem geliebten Jüngling zuhören, der ihr von seinen Reisen, von der Humboldts, dann von dem Reichthum der Natur und wieder von Herder, diesem Ararat seiner Zeit, von Schelling und Anderen redete. Sie sollte dem Manne gehören, Theil an seinen Arbeiten nehmen, der Göthe und Schiller gesehen, mit Herders Söhnen innig befreundet war, der so Vieles wußte und es so schön wiedergab.

Er konnte sich auch als Arzt sehen lassen; seine Hülfe wurde vielfach gesucht, und bei der unverdorbenen Natur der Landleute und dem Vertrauen in seine Kunst, mit dem er bei aller Besonnen-

heit ſehr kräftig eingriff, hatten ſeine Mittel einen höchſt günſtigen Erfolg. Derſelbe ging bei Schwerhörigen in's Ungewöhnliche; bei dieſen wirkte er durch Anwendung des Galvanismus — leider nicht anhaltend, aber für den Augenblick — eine theilweiſe oder völlige Rückkehr des Gehörs. Selbſt an dem taubſtummen Sohne eines früheren Predigers von Bärenwalde waren ſeine Bemühungen nicht ganz vergeblich. Die natürliche Folge ſeiner Kuren war mit dem wachſenden Vertrauen der Einwohner von Bärenwalde das mit jedem Beſuche ſich ſteigernde, ihm viel werthvollere der Martins.

Er hatte nun den Ort zu wählen, an welchem er ſich als Arzt niederlaſſen ſollte; Chemnitz und Altenburg kamen in Vorſchlag. Dort lebten Wirths, er hatte noch andere Freunde am Orte, und es wäre verſtändig geweſen, wenn er ſich unter deren Schutz niedergelaſſen hätte. Daß er dennoch Altenburg vorzog, nimmt er für eine Fügung, durch welche ſein ſpäteres Leben beſtimmt worden ſei, da er in Chemnitz als Arzt ein ſorgenfreieres Leben gefunden haben und in dieſem Beruf geblieben ſein würde. Ich kann das nicht unbedingt glauben; was ihn von Altenburg wegführte, war doch zunächſt die Ruheloſigkeit des innern Menſchen, und dieſe wäre auch in Chemnitz zur Geltung gekommen.

In Altenburg mußte er die Erlaubniß nachſuchen, in die Zahl der Aerzte eintreten zu dürfen, vielleicht auch eine Prüfung beſtehen. Mit einem Schreiben ſeines Lehrers Gruner an den Vorſtand der daſigen Aerzte, Dr. Hein, ging er dahin. Ein zweites an den Miniſter von Thümmel hatte ihm der Dr. Ritter aus Jena mitgegeben, welchem er ſehr nahe ſtand, da ſich das Verhältniß von Lehrer und Schüler ſehr bald in das der innigſten Freundſchaft verwandelt hatte. Er wußte es gar nicht, wie warm er in dieſem Briefe empfohlen war. Ritter galt etwas bei Herrn von Thümmel, und ſein Schützling wurde ohne weitere Prüfung zum Arzte angenommen. Auch die andern, mehr äußeren Verhältniſſe, ordneten ſich ſehr leicht und angenehm.

Ein wenig ſtolz kehrte er nun in Hohenſtein ein; aber die Poſt brachte gerade jetzt dem dadurch niedergeſchmetterten Vater die Mahnbriefe aus Jena. Heinrich ſah ſich in der unangenehmen Lage, ſeinen Eltern ein Bild der großen Unordnung geben zu müſſen, in welcher er zuletzt dort gelebt hatte. Anſtatt aber irgendwie ſich ſeines Vergehens ſchuldig zu geben, verſtockte ſich ſein Herz. Er mochte es nicht begreifen, wie der Vater mit einem Sohne, der mit ſolchen Erfolgen, mit ſolchen Zeugniſſen von der Univerſität heimkehre, um einiger Thaler willen rechten könne. Auch die Klage der Mutter über vergeudete Kleider und Wäſche nahm er milder zwar, aber dennoch nicht in der rechten Weiſe auf. Die Verſtimmung drückte, er erklärte, eine Gebirgsreiſe machen zu wollen, und ſchied mit einem kalten Händedruck vom elterlichen Hauſe.

In Bärenwalde, wohin er ſich natürlich begeben hatte, verlobte er ſich. Seine Eltern erhielten ſchriftliche Nachricht von einem Schritte des Sohnes, auf welchen ſie nicht im geringſten vorbereitet waren. Die Schwiegereltern aber hielten eine Reiſe des Brautpaares nach Hohenſtein für nöthig.

Unterwegs wurde Schubert ſehr ernſt und ließ auch ſeiner Braut den Grund wiſſen; er verſchwieg dabei die Geſchichte mit den Schulden nicht. Sie beruhigte ihn. Dennoch war es gut, daß er ſie auf einen ernſten Empfang vorbereitet hatte, ſie wäre durch denſelben ſonſt noch tiefer gebeugt worden. Zwar wurde die Tochter herzlich begrüßt — wer konnte auch dem Zauber ihrer Anmuth widerſtehen? — aber ſie mußte den Ernſt, die Trauer, welche die Eltern über die frühe Verlobung des Sohnes trugen, bemerken. Uebrigens nahm der alte Herr den Sohn allein vor, um ihm den Leichtſinn vorzuſtellen, der darin liege, daß er bei ſeiner Unerfahrenheit, ſeiner Armuth, die Schritte eines braven Mädchens an ſeinen unſichern Gang binden wollte. Das Geſpräch wurde unterbrochen, und Heinrich ſelbſt gab den Anlaß, daß es andern Tags bei Tiſche fortgeſetzt wurde. Jetzt ſprach der Pfarrer rückhaltslos von den Sorgen, in welche Heinrich nicht

ſich, er ſuche ſie ja und möge ſie als verſchuldete tragen, aber ſeine Braut ſtürzen werde, von den Gefahren, mit denen ein junger Arzt den Kampf beſtehen müſſe, ehe er feſten Fuß faſſe, und wie inniges Mitleid auch die Andern mit Henrietten hatten, ſie konnten ihm nicht widerſprechen, denn der Vater hatte Recht. Was ſie indeſſen vermochten, thaten ſie, um die Tochter und Schweſter zu erfreuen und zu zerſtreuen. Frau Fröhnel, Johanna, lud die Verlobten zu ſich und führte ſie Abends in einen öffentlichen Garten. Die Neuigkeit des Tages war dort das allgemeine Geſpräch der Kleinſtädter, und ein alter Candidat ſprach ganz offen Henrietten ſein Beileid aus, während zwei wackere Kaufleute, Rahlenbeck, ein Weſtphale, und Schneider, im entgegengeſetzten Sinne redeten und die Alten und die Jungen ermuthigten.

Die Rückfahrt war recht traurig, bis Freund Wetzel nachkam, der Schubert hatte in Hohenſtein aufſuchen wollen, und der durch Erzählungen von ſeiner Braut und von dem Leben des engliſchen Dichters Goldſmith aufzuheitern ſuchte. Kaum zu Hauſe angelangt, vertraute Henriette ihrer Mutter, was ſie erlebt hatte. In der Nacht hat ſie gewacht und viel gebetet. Das Ergebniß aber einer ernſten und ruhigen Prüfung ihrer Lage war der Entſchluß, dem Verlobten treu zu bleiben und auch das Verſprechen baldiger Verbindung zu halten. Nicht Leichtſinn, ſondern wirkliches Gottvertrauen beſtimmte ſie dabei.

12. Ein ſchwerer Anfang.

Im Frühjahr 1803 zog denn Schubert, vorläufig allein, nach Altenburg. Durch Beſuche der öffentlichen Lokale oder durch Vorſtellungen in vornehmen Familien Bekanntſchaft zu ſuchen, hielt er für unwürdig; ſeinen älteren, zum Theil berühmten Fachgenoſſen blieb er aus Schüchternheit fremd, nur mit dem wohlwollenden Dr. Winkler trat er in ein innigeres Verhältniß. Nachdem er länger als acht Tage vergeblich gewartet hatte, wurde

er zu dem erſten Kranken gerufen. Von dieſer erſten Kur hing viel ab; denn der Hülfsbedürftige war der Beſitzer eines von vielen Landleuten benutzten Wirthshauſes; aber ſein Leiden war unheilbar; ſchlechte Behandlung durch Hausmittel und Afterärzte hatte ihm den ſichern Tod bereitet, und vergeblich waren nun der Reihe nach alle Aerzte Altenburgs zu Rathe gezogen und wieder entlaſſen worden. Der Neuangezogene erweckte neue Hoffnungen, da ſeine Heilmittel einige Linderung brachten, und erntete dafür bei dem endlichen Eintreten des Todes von der jungen Witwe des Gaſtwirthes die heftigſten Vorwürfe. Den Gebeugten wußte Dr. Winkler freundlich zu tröſten.

Nach und nach fanden ſich auch andere Kranke, die den Rath des neuen Doctors begehrten; es waren Bewohner der Vorſtädte, Leute, welche die Schwarzenberger Großmutter unter Räthſel-Ausdrücken in ihr Buch eingetragen haben würde und welchen Schubert auch die Medicin ſelbſt beſorgte. Er hatte jedenfalls ein Feld gefunden, auf dem ſich reiche Erfahrungen ſammeln ließen. Es traten ihm ſeltſame Krankheitsformen entgegen; ſo bei einem von Würmern geplagten Knaben ein Veits-Tanz, deſſen Beſchreibung bei Fremden ſchwerlich Glauben finden möchte, und in dem Schubert ein neues Zeichen für das Vorhandenſein dämoniſcher Kräfte in der Welt ſah.

Die beſte Erquickung in dem einſamen Leben zu Altenburg waren Briefe von Henriette und an ſie. Gegen Pfingſten erfolgte eine Einladung. Der älteſte Schwager, ein vermögender Kaufmann in Plauen, wollte den Bräutigam der Schweſter kennen lernen, der natürlich mit Freuden darauf einging, ſich in den Feiertagen mit ihm bei den Eltern zu treffen. Dies Mal begleitete ihn auf der Wanderſchaft ein Buch von Jakob Böhme.

Den 19. Juni war die Hochzeit. Braut und Bräutigam waren nur um vier Wochen im Alter von einander verſchieden, beide 23 Jahre jung. Henriette hatte eine reichliche Ausſtattung von ihren Eltern erhalten, ſonſt nichts. Heinrich hatte weder

Erwerb noch Besitz; es mußte bei einer Freundin (Winkler mit Namen) ein Darlehn von Einhundert Thalern aufgenommen werden, welches die Mittel zur Existenz gewähren sollte.

Die Trauung und was mit ihr in Verbindung stand, ging sehr ernst vor sich. Die Familie Martin hatte Trauer um eine eben im Wochenbette gestorbene Schwägerin. Aus der Familie Schubert nahm kein Glied an Heinrichs Ehrentage Theil.

Philipp Martin, der zweite Bruder, nur 5 Jahre älter als die Neuvermählten, ein heitrer Mann, begleitete sie in ihre neue Heimat. In Vertrauen auf Gott, in gegenseitiger Liebe und jugendlicher Frische ward das Hauswesen begonnen „mit Gott und hundert Thaler Schulden." Es wurde als ein günstiges Vorzeichen genommen, daß am ersten Tage einige Thaler eingingen, durch welche ein Beamter Schuberts Besuche bei ihm sehr großmüthig bezahlte. Ein Heraustreten aus der engsten Häuslichkeit veranlaßte das in Sachsen überall gefeierte Vogelschießen, zugleich aber gab dasselbe den ersten Anlaß zu einer Gastfreundschaft, welche den Anfängern doppelten Abbruch that. Schubert ließ sich nämlich verleiten, sein Haus einigen Jenenser Burschen anzubieten; es folgten Andre, die ihm beim Weggange auch noch Geld abborgten und was schlimmer war, durch ihr burschikoses Treiben das Vertrauen der Altenburger in den Arzt, der den Burschen noch nicht abgelegt hatte, gewaltig erschütterten. Diese Studenten waren nicht die einzigen Gäste eines Hauses, das nicht mehr leer werden wollte. Wetzel war viel da, auch andere Freunde aus Jena, dann Freundinnen der Hausfrau; man sang, musizirte, las; es knüpften sich neue Bande; das junge Ehepaar aber machte bald genug die Entdeckung, daß es recht sehr verweltlichte; der Geschmack an der schönen Literatur hatte den an Predigt und Schrift verdorben. „Die leckerhafteste Speise des Götzenopfers" ward reichlich genossen. Doch wenn sie auch, ohne es doch selbst zu wollen, in der Gefahr standen, ihren Gott aufzugeben; er hatte sie nicht aufgegeben und nahm

ſie in die heilſame Zucht der Entbehrung. Sie machten nämlich auch die andre Entdeckung, die ſie im Augenblick mehr erſchreckte, daß die geborgten 100 Thaler faſt aufgezehrt waren.

Doch wie viel hatte Schubert nicht bei ſeinen vorſtädtiſchen Kranken zu fordern, wie viel baar für ſie ausgelegt. O du armer, unpraktiſcher praktiſcher Arzt! Die ſorgfältig gefertigten Rechnungen trugen nichts ein; die Einen konnten, die Anderen wollten nicht zahlen, und bei genauer Abwägung ergab es ſich, daß Schubert 10 Thaler mehr ausgelegt hatte, als er überhaupt beizutreiben vermochte. Was nun thun? Wetzel ſchlug vor, er ſolle einen Roman ſchreiben; derſelbe müſſe, auf der Leipziger Michaelismeſſe verkauft, doch den Unterhalt für den Winter ſchaffen. Schubert ging darauf ein, in keiner anderen Abſicht, als ſein Weib und ſich vor Noth zu bewahren. Nach drei Wochen angeſtrengter Arbeit, bei der die Feder ſo raſch geweſen ſein muß, als die Gedanken kamen, war das Werk vollendet. Der Verfaſſer verſah es, ſtatt der Vorrede, mit einem Sonett, darin er ſich, den durch die Noth zu ſolchem Erwerbe Gezwungenen, mit einem gefeſſelten Prometheus verglich.

Er fuhr mit ſeiner Dichtung, welcher er den Namen die Kirche und die Götter gegeben hatte, nach Leipzig, ſah Köthe wieder und machte neue Bekanntſchaften mit ſtrebſamen Jünglingen. Zweien von ihnen werden wir ſpäter noch begegnen. Das Manuſcript aber ließ ſich nicht verkaufen; das Geſchäft war zu ungeſchickt angefangen worden. Mit weiteren Verſuchen zur Veräußerung ward Ritter in Jena beauftragt. Dieſem iſt ſie auch gelungen; er hat etwa 80 bis 90 Thaler dafür erlangt, das Geld aber vorerſt als Darlehn für ſich erbeten und wenn auch auf Heller und Pfennig, ſo doch nur in langſamen Abzahlungen wieder erſtattet. Der Verleger war Dienemann in Penig; er gab das Werk 1804 in zwei Bänden heraus. Es iſt vergriffen und deßhalb ein Urtheil darüber nicht mehr feſtzuſtellen. Der Verfaſſer ſelbſt hat es, wie das vorkömmt, wohl geſchrieben, aber

nie geleſen; nur erinnert er ſich, daß Wahnſinnige, Kettengeraſſel, Geiſter-Erſcheinungen ihr Weſen darin hatten. Ritter ſchrieb: „Das Leſen Deines Buches hat auf mich einen ähnlichen Eindruck gemacht, als der Anblick einer gewaltig grauſamen Waſſerflut. Wohin man ſchaut, bemerkt man ſo ſchöne Gruppen und Waldungen von Cedern, Cypreſſen, Obſtbäumen mit Blüthen und Früchten, welche auf dem Gewäſſer herumtreiben, daß es jammerſchade um ihren Verderb iſt. Jünglinge und ſchöne Jungfrauen, Greiſe und Kinder ſtrecken ihre Hände und Köpfe aus den Wogen hervor; grünende Auen mit Sommerpaläſten und Hütten ragen, zum Theil halb zerriſſen, über die Strömung heraus; nutzbares Vieh in ganzen Heerden mit mancherlei Gewürm kämpft mit den Wellen, über denen die kleinen Gedichte, die Du Deinem überflutenden Text eingefügt haſt, wie muntere Vögel herumfliegen. Wie geſagt, es iſt jammerſchade um all' die Sachen, die eine gar hübſche, für Menſchen wie für Vieh wohnliche Landſchaft müßten geweſen ſein, wenn die große Ueberſchwemmung nicht über ſie hereingebrochen wäre.“ Wir haben dieſen ganzen Brief hier aufgenommen, weil wir aus demſelben erſehen, daß das Erſtlingswerk Schuberts dieſelben Vorzüge und Mängel getragen haben muß, die wir an allen ſeinen Werken wiederfinden; natürlich wird im Lauf der Zeit des Waſſers weniger und die lieblichen Punkte treten zur Freude der Leſer in ſchärferen Umriſſen hervor. Die öffentlichen Urtheile waren günſtig.

Merkwürdigerweiſe wird dieſes Romans überall gedacht, wo Schuberts Leben auch nur in zehn Zeilen erzählt wird; wir haben geſehen, daß ihm eine ſolche Bedeutung gewiß nicht gebührt.

Vorläufig kehrte er ſehr traurig aus Leipzig zurück; die Mitreiſenden erhöhten ſeinen Schmerz durch die Lebhaftigkeit, mit welcher ſie von ihren guten Meßgeſchäften redeten. Während die Andern auf dem halben Wege ihr Mittagsmahl einnahmen, genoß er das Seinige „in der Sonne.“ Henriette nahm die Trauerkunde ſehr gefaßt, voll Vertrauen zu Gott und in die

Tüchtigkeit ihres Mannes, auf. Sie trug das Kreuz der Armuth und Entbehrung mit unermüdlicher Geduld. Wie sie in den guten Tagen sich ruhig darein gefügt hatte, daß ihr Mann und seine Freunde einmal das reichlich gute Mahl, das sie bereitet hatte, allein aufzehrten und es ihr und dem Hausmädchen überließen, sich ein Stück Brot zu schneiden, und wie sie sich in so manche Entbehrung, welche ihr die allzu sorglose Geselligkeit aufgelegt, freudig gefügt hatte, so führte sie es jetzt täglich. Heinrich wurde die Einschränkung saurer; das viel härtere Fasten in Leipzig war doch leichter gewesen, weil es eine freiwillig aufgenommene Bürde war. Doch bereitete ihm Henriette manche Stärkung und Erquickung, die sie sich nicht gönnte. Nur die langwierigen Besuche hielt sie von jetzt an ferne; und als sich einmal wieder zwei Freunde mit der offen ausgesprochenen Absicht eines vielleicht mehrwöchentlichen Aufenthaltes einfanden, ging sie still fort, bestellte einen Wagen zur Fahrt nach Waldenburg und ließ den Gästen durch ihren Mann das Bedauern aussprechen, daß sie andern Tages einen längst versprochenen Besuch bei den Geschwistern in Waldenburg zu machen verbunden wären.

Bei aller Sparsamkeit und Einschränkung kam dennoch der gefürchtete Tag frühe genug.

Es war ein trüber Herbstabend, Schubert hatte sich zu seiner Verwunderung vergeblich bemüht, Henriette für ein Buch, welches ihn hoch ergötzte, auch nur die geringste Theilnahme abzugewinnen, als sie ihm, da er endlich aufhörte, eröffnete, daß die ganze Baarschaft nur noch in zehn Groschen bestünde, welche für die Bedürfnisse des nächsten Tages nicht ausreichten.

Mancher Leser kennt wohl die Lage dessen, der den letzten Groschen auszugeben genöthigt ist, ehe die neue Einnahme kommt und kommen kann, so gut wie ich aus lieber Erfahrung; aber es ist denn doch eine andere Sache, wenn ein Beamter oder ein Handwerker, der sein sicheres Brot hat, einmal für einige Zeit auf schmale Kost gesetzt ist, und wenn eine Familie in der fremden

Stadt, ohne jede Aussicht auf einen Erwerb der bitterſten Noth in's Auge ſieht. Das Mal kam die Hülfe aus Jena. Der Freund gab Nachricht von dem Verkauf des Romans, ſchickte einen Theil des Betrages und erbat ſich die Erlaubniß, nach und nach das Andere zu ſenden. Ehe die zweite Sendung einging, thaten ſich, als die Angſt ſchon wieder recht groß geworden war, beſſere Ausſichten auf. Der Buchhändler Dr. Rink beſuchte eines Abends die Schwergeprüften, um Schubert die Stelle eines Mitarbeiters an den Annalen anzutragen, welche Dr. Pierer in ſeinem Verlage erſcheinen ließ. Er verſprach bei Beurtheilung fremder Bücher ein Freiexemplar und vier Thaler, bei eigenen Aufſätzen, welche kleiner gedruckt wurden, fünf Thaler für den Bogen. —

Dieſes Erbieten wurde dankbarlich ergriffen und die Arbeit friſch und freudig angefaßt; die Möglichkeit, nun ſeine Henriette vor der Wiederkehr ſo trüber Tage, als ſie in dieſem erſten Herbſt durchlebt hatte, zu bewahren, gab Feuer. Ob die Aufſätze auch, wie wir ſagen, nach der Elle gearbeitet wurden — der Verfaſſer ſtellte ſich für jeden Tag eine beſtimmte Seitenzahl zur Aufgabe — ſo waren ſie nicht ohne Werth und gewannen dem jungen Schriftſteller die Hochachtung manchen braven Mannes. Alle Verlegenheiten konnte dieſer Verdienſt freilich um ſo weniger beſeitigen, als ſich Schubert vor unüberlegten Ausgaben immer noch nicht hütete. Es gehörte die Geduld ſeiner Frau dazu, daß ſie nicht klagte, als er einmal die kleine Summe, die ſie durch mehrwöchentliche Spitzenklöppelei erworben hatte, für ein ſeltnes Exemplar eines italieniſchen Gedichtes dahin gab.

Zum Lohn für ihre Güte trug gerade dieſe Ausgabe dem Hauſe neuen Segen ein. Der Ankauf war auf einer Auktion geſchehen; unter den Mitbietern befand ſich Dr. Bergner, der Beſitzer und Vorſteher einer größeren Privatanſtalt für Söhne vermögender Kaufleute. Schon lange hatte er ſich umſonſt nach einem Manne umgeſehen, welcher ſeine Zöglinge im Ita-

lieniſchen unterrichten könne. Er wurde auf Schubert aufmerkſam und übertrug ihm dieſen Lehrgegenſtand.

Von jetzt an war die Noth überwunden und iſt in ſein Haus nie wieder zurückgekehrt, wenn ſie auch ihr finſteres Geſicht bisweilen von ferne ſehen ließ. Auch hier wieder war es bewieſen, daß Gott Jemanden, der arbeiten kann und will, nicht zu Grunde gehen läßt.

Die Warnung vor einer Ueberſiedelung nach Jena, an welche in den ſchlimmſten Zeiten gedacht worden war, war alſo doch von Gott gekommen. Vermittelt war ſie durch Freundes Rath und durch deutlich vorherſagende Träume, und deßwegen bedurfte ſie wenigſtens dieſer Erwähnung.

Der junge Arzt, der ſein Brot durch die Feder und als italieniſcher Sprachmeiſter gewann, hatte den Schwerpunkt ſeines äußeren Lebens noch nicht gefunden und ließ ſich gern von fremdem Winde treiben, doppelt in einer Zeit, wo ſich die eben blühende Schöngeiſterei aus allen Berufskreiſen ergänzte. Er freute ſich alſo von ganzem Herzen einer zweiten Veranlaſſung, ſich mit fremdländiſcher Literatur zu beſchäftigen, um ſo mehr, als er die Bezahlung einer alten Dankesſchuld damit verbinden konnte. Herder war geſtorben, — Herder, dem er, wie er ſagt, nächſt Gott am meiſten das verdankt, was er als Schriftſteller leiſtete. Johann Georg Müller, deſſen liebes Bild durch die Veröffentlichung ſeines Tagebuches und ſeines Briefwechſels mit Herder und ſeiner Frau vor kurzem vor unſere Erinnerung zurückgerufen wurde, unternahm, in Gemeinſchaft mit ſeinem Bruder Johannes, die Herausgabe der ſämmtlichen Werke des Verſtorbenen. Für dieſe Arbeit wurde es ihm wichtig, das Verhältniß, in welchem Herders Cid zu dem ſpaniſchen Cancionero vom Cid ſtehe, zu erfahren. Mit der eingehenden Unterſuchung dieſer Frage wurde Schubert betraut. Er ließ ſich durch dieſe Arbeit zu dem Verſuch, eine ſpaniſche, portugieſiſche und provençaliſche Bibliothek im Rink'ſchen Verlage zu veranſtalten, beſtimmen,

von welcher zwei Hefte erſchienen ſind. Eine größere Studie auf dieſem Gebiete ſandte er an eine damals viel geleſene Zeitſchrift, den Freimüthigen. Die Aufnahme derſelben ohne Nennung des Namens und ohne jede Bezahlung war für den Verfaſſer ein harter Schlag.

Der nunmehr geordnete Hausſtand gewährte die Möglichkeit eines geſelligen Verkehrs, die geiſtige Anſtrengung gebot denſelben. Der Kreis, in den Schuberts eintraten, war ein ſehr gewählter, dem ſie viel zu verdanken haben, und unter deſſen Einwirkung es auch in geiſtlicher Beziehung wieder aufwärts ging. Der Secretär von Waitz theilte die Freude ſeines Freundes an der Pflanzenwelt. Der gelehrte und ſtille Gymnaſialdirektor Matthiä erweckte die Theilnahme für das Alterthum wieder; ein reinerer Geſchmack, ein höherer Ernſt waren Gaben, die Schubert von ihm empfing. Profeſſor Hauſchild zerſchlug ihm ſeine Götzenbilder. An dem berüchtigten Buch Lucinde von Friedrich Schlegel wies er ihm, indem er ihm die bodenloſe Unſittlichkeit, welche in den Anſchauungen des Verfaſſers lag, erklärte, die große Gefahr nach, in welcher er ſich ſelbſt befand. Die Rink'ſche Familie gab einen häuslichen Anhalt, durch Theilnahme und Rath helfend und läuternd. Profeſſor Mörlin und ſeine Frau boten an Stelle der nur verleideten Koſt ungeſunder Romane die beſſere der Schrift und der geiſtlichen Dichtung dar, worin ſie heimiſch waren. Pfarrer Garmann aus Ziegelhain ward zum ernſtlichen Seelſorger.

So ſtrömte von vielen Seiten Segen auf das junge Paar herab; den beſten und höchſten wußten ſie ſich aber in einer Ausſöhnung mit den Eltern zu ſuchen. Bittenden, beichtenden Briefen folgte erſt eine Begegnung in Waldenburg, dann ein Beſuch der guten Eltern in Altenburg, bei welchem ſie auch die Nichte Julie Steuernagel ſahen.

Eine Erwiederung dieſes Beſuches geſchah aus Anlaß des Amtsjubiläums, das Kantor Tag in Hohenſtein feierte.

Es war ein schönes Fest. Vielleicht zum ersten Male in seinem Leben mit vollem Bewußtsein erfreute sich Schubert der Predigt seines Vaters; denn es gehörte eine gewisse Reife dazu, um mit dem alten Pfarrer darin übereinzustimmen, daß treues Herz, ungeblendetes Auge, einfältiges Wort die besten Gaben für den Prediger sind; er traf verwandte Seelen, die mit ihm die gemüthliche Feier ernst ergriffen.

13. Wieder in die Schule.

Das äußere Leben hatte sich also freundlich gestaltet; der schon eingetretene, oder doch sicher erwartete Tod des Dr. Hein ließ einen lohnenden Anfang, so müssen wir es doch wohl nennen, der ärztlichen Praxis hoffen. Es wäre recht verständig gewesen, in Altenburg zu verbleiben, aber Schubert drängte fort. Er hatte ein unbestimmtes Gefühl, daß er noch nicht am rechten Orte für die ihm durch seine eigenthümliche Begabung vorgeschriebene Thätigkeit sei; noch gewisser war es ihm, daß er, um seine Stelle in der Welt einmal auszufüllen, seine Kenntnisse erweitern und vertiefen müsse. Den Punkt, welchen er zu diesem Zwecke aufzusuchen hatte, kannte er ganz genau; er mußte in Freiberg zu den Füßen Abraham Gottlieb Werner's gesessen haben, ehe er es wagen durfte, unter den Naturkundigen mitzusprechen, ehe er im Stande war, seine Naturanschauungen erst für sich zu prüfen, dann vor Anderen zu begründen. — Oft sprach er mit Freunden, namentlich mit Rink, Mörlin und Garmann von seinen Zukunftsplänen; sie stimmten ihm bis auf den Umzug bei, von welchem höchstens der Pfarrer etwas wissen mochte.

Nur eine Seele verstand sein Sehnen und ging lebhaft in dasselbe ein: Henriette. Sie hatte ihr Gemüth so tief in dasjenige ihres Mannes versenkt, sie hegte eine solche Meinung von seiner geistigen Ausstattung und von dem Berufe, den er kraft derselben einmal ausfüllen werde, sie trug so hohe Liebe zu ihm, der ja, wie sie sagte, der Liebe zu ihr den Wunsch der weiteren

Ausbildung geopfert hatte, daß sie zu jedem Opfer bereit, zu jeder Unternehmung muthig war. Mit ihrem eignen Vertrauen wirkte sie auch auf ihre Angehörigen, während Vater Schubert bedenklich ward und zu erwägen gab, daß sich ein oft gewälzter Stein nicht begrase.

Es ward gerüstet und aufgebrochen. Dr. Winkler kaufte die Möbel zum vollen Werth. Der Erlös machte es möglich, die Schuld von hundert Thalern, welche Henrietten recht schwer gedrückt hatte, abzutragen. Die nicht verkauften Sachen wurden einem Frachter übergeben. Wieder zeigte es sich beim Abschiede, wie viel mehr Kraft der Selbstüberwindung das Weib habe als der Mann.

Mit Garmanns Segen brachen sie auf, über Waldenburg nach Hohenstein, um sich dort einen andern Segen zu holen. Sie feierten Pfingsten im Schubert'schen Hause und nahmen das Abendmahl mit den lieben Alten. Sie wußten nicht, daß sie von Sterbenden Abschied genommen hatten. Sowohl Schwester Christiane wie die Mutter sollten ihnen erst als Witwen wieder begegnen.

Bis zwei Meilen vor Freiberg war die Wanderung zu Fuß gegangen; dann mietheten sie einen leer dorthin zurückgehenden Wagen aus Dresden und zogen recht vornehm in ihrem neuen Wohnorte ein, wo sie an der Familie des alten Viertelmeisters Zimmermann die liebenswürdigsten Wirthsleute fanden. Schuldenfrei, mit einem baaren Vermögen von fast 40 Thaler, hielten sie sich für reich. Henriette war sehr glücklich. Heinrich ging, da Werner auf Monate lang verreist war, an die Ausarbeitung eines gelehrten Werkes, mit welchem er sich schon seit langem getragen und wozu er sich die berufslose Muse gewünscht hatte. Es knüpften sich an dieses Buch, dessen Grundgedanke derselbe war, von dem der Schüler einst eine Skizze in Herders Hände gelegt hatte, große Hoffnungen, und seine Geburtsstunde, in der sich Tod und Leben wundersam begegneten, berechtigte zu solchen.

Den 14. Juni 1805, am fünften Sonntage nach Trinitatis, während gerade der Pfarrgehülfe in der Kirche den Segen sprach,

rief Gott der Herr ſeinen treuen Knecht, den alten Pfarrer Schubert, deſſen Leben für ſeine Gemeinde und ſein Haus ein reicher Segen geweſen war, in ſeinen ewigen Frieden. Und gerade in denſelben Tagen erlangte Henriette Schubert die Gewißheit, daß ſie auf Mutterfreuden hoffen dürfe. Hierin lag Grund zu einer Wanderung nach Hohenſtein und nach Bärenwalde. Bis zu derſelben hatte Schubert einen ſchweren Kampf des Wollens, Könnens und Müſſens durchgerungen. Die Gedanken, welche ſo klar vor ſeiner Seele geſtanden hatten, waren ein ſpröder Stoff für ſeine ungewandte Feder. Zeit aber zu neuer Forſchung, zur Aufſuchung fernerer Quellen fehlte, denn die Noth ſtand warnend vor der Thür.

In Hohenſtein, im Arbeitszimmer ſeines Vaters, überkam ihn ein friſcher Geiſt, und nun begann er zu ſchreiben; nach genauer Eintheilung jedem Tage ſein Maß zuſchreibend, arbeitete er, um durch ſein geiſtiges Kind das leibliche zu verſorgen. Das Werk ward rechtzeitig vollendet und fand durch Ritter's Hülfe an Reclam zu Leipzig einen geachteten Verleger.

14. Abraham Gottlieb Werner und ſeine Schule.

Der Mann, deſſen Ruf Schubert beſtimmt hatte, ſich noch einmal auf die Schulbank zu ſetzen, war am 25. September 1750 zu Wehrau in der Oberlauſitz geboren und iſt am 30. Juni 1817 verſtorben. Er hatte im Waiſenhauſe zu Bunzlau ſeinen erſten Unterricht empfangen und war ſchon als ein vierzehnjähriger Knabe in das bürgerliche Leben eingetreten. Eine bedrohliche Krankheit nöthigte ihn zu einer Reiſe nach Karlsbad. Auf dieſer berührte er Freiberg. Hier war es dem ſiebzehnjährigen Jüngling, als käme er in eine lang erſehnte und geſuchte Heimat. Allerdings bildet Freiberg mit ſeiner Umgebung durch den Reichthum der verſchiedenſten Gebirgsarten, wie der einfachen Geſteine, eine der merkwürdigſten Stätten der Erde. In dem engſten Raume wird eine ſeltne Mannigfaltigkeit der Formen des

Mineralreiches zu Tage gelegt. Dem sachkundigen Wanderer wird auf einem Wege von wenig Stunden die Anschauung de verschiedenartigsten Gebirgsgestalten um so leichter, als die zahlreichen Grubengebäude den Eingang in die verborgenen Tiefen, in die Erzlager und deren steinigte Nebengänge aufthun. Dennoch mag Mancher, mögen die Meisten an dieser Stelle vorüberziehen, ohne etwas mehr als einige schöne Aussichten zu erblicken. Aber Werner heimelte es an, als stünde er an seiner eigenen Wiege. Unter dem Eindruck dessen, was er sah, suchte er bei den Lehrern der eben errichteten Bergakademie und den Beamten des Bergamtes weitere Belehrung; seine Gespräche bezeugten seine Verständniß, seinen Beruf für die Wissenschaft der Bergkunde so kräftig, daß man von Freiberg aus den Vater vermochte, seinen Sohn dem Studium zurückzugeben. Erst als Schüler, im Jahre 1775 aber als Inspector der Sammlung und Lehrer an der Akademie kehrte er zu den Berggründen zurück, wo sein Geist sich selbst gefunden hatte und von wo durch seine Arbeit eine geistige Bewegung in die Wissenschaft von der Natur gebracht wurde.

Es wird möglich sein, in wenig Worten seine Bedeutung zu beschreiben.

Diejenige Wissenschaft von der Natur, welche heute mehr als jede andere die allgemeine Theilnahme in Anspruch nimmt, die Geschichte unserer Erdoberfläche, wir nennen sie Geographie war kaum dem Namen nach bekannt; auch diejenige, welche sich mit der Beschreibung und Untersuchung der einzelnen Gesteine beschäftigt, lag noch in ihrer frühesten Kindheit. Bei dieser hob Werner an, und wurde bereits im 24. Lebensjahre bei seinem Abgange von der Universität Leipzig durch die Abhandlung über die äußeren Kennzeichen der Fossilien für die Lehre von den Steinen, was nicht lange vorher der Schwede Linné für die von den Pflanzen gewesen war. In Freiberg baute er weiter. Bis zu seiner Zeit kannte man dort nur eine Bergbaukunde; in Verbindung mit ihr, abhängig von ihr, wurde mitgetheilt, was von den

Steinen zu wiſſen nöthig war. Hier begann Werner zu ſcheiden. Er trug die Lehre von der Steinwelt ſelbſtändig vor, er blieb aber auf halbem Wege nicht ſtehen und trennte wiederum die Betrachtung der einzelnen Steine und diejenige der ganzen Erdrinde, als eines durch Gottes Hand wunderbar gefügten und wunderbar in ſich verbundenen Leibes. Ob der große Werkmeiſter ſich bei der Schöpfung ſeines Rieſenbaues der Kraft des Feuers oder des Waſſers bedient habe, iſt eine alte Streitfrage. Heute iſt man allgemein geneigt, an die Hülfe des Feuers zu glauben, aber Werner nahm die des Waſſers an. Leute, die ſich auf den Gegenſtand verſtehen, ſuchen den Grund dafür darin, daß ihm die Landſchaft der Auvergne in Frankreich, die Alpenwelt und die Vulcane fremd geblieben ſeien. Doch darauf kommt es wenig an. Ob er im Einzelnen geirrt habe; im Großen und Ganzen war er ein, war er der Meiſter, der Mann, welcher ſeine Zeitgenoſſen fortriß und eine begeiſterte Jugend in ein neues Wundergebiet der göttlichen Allmacht zu ſchauen lehrte. Er that es in derjenigen Andacht, welche der ernſten Betrachtung der Werke Gottes geziemt. 1791 hat ſich zu ſeinen Füßen ein jüngerer Mann geſetzt, welchem es erlaubt wurde, auf Werners Grund ein herrliches Gebäude vor uns aufzuführen. Dieſer aber, Alexander von Humboldt, bekennt in jedem ſeiner Werke, was er Abraham Werner verdanke.

Unter den reichen Gaben des großen Mannes war für ſeine Wiſſenſchaft die glücklichſte diejenige der Ahnung des Allgemeinen, die ihm im Beſondern aufging; er hat, wie Humboldt ſagt, einen Theil der großen Entdeckungen ſpäterer Jahrzehnte vorbereitet, einen anderen vorgefühlt. Die Zeitgenoſſen ſtaunten, als der Reiſende Pallas, ohne von Werner zu wiſſen 1777 und 1778 die Steinberge Sibiriens in denſelben Grundformen beſchrieb, die nach Werners 1775 gegebener Darſtellung ſich überall finden müßten.

Eine zweite Gabe war die der Sammlung; er hat durch

eignes Herzutragen, durch Tauſch, durch Anregung ſeiner Schüler, einen faſt einzigen Schatz in Freiberg zuſammengebracht.

Das dritte und größte war ſeine Lehrgabe. Er unterrichtete immer und überall. Wie der Doge von Venedig ſich dem Meere verlobt, ſo verbündete ſich Werner den Tiefen der Erde. Er blieb unvermählt; er ſchrieb keinen Brief; er ſuchte nichts als ſeinen Beruf. Nie war er müßig, nie ward ein Schüler, der ihn aufſuchte, abgewieſen, und auch auf Reiſen war er nicht allein; ſeine jungen Verehrer umgaben ſeine Schritte. Aus jedem ſeiner Vorträge, aus der ganzen Weiſe, wie er die Sache anfaßte, leuchtete eine ungefärbte Frömmigkeit hervor; wer ihm näher ſtand, durfte tiefer in das Herz eines Mannes ſehen, der das Kleinod nicht verloren hatte; der, ob er gleich nie zur Kirche ging, einen Knaben, der ihm lieb war — Auguſt Dittrich — zum Miſſionar erweckte und erzog.

Unter Werners Leitung vollendete Schubert die unmittelbar lernende Vorbereitung für ſeinen künftigen Beruf und gewann nun mit dem Einblick in jenes Gebiet, das ihm am meiſten fremd geblieben war, einen Ueberblick über das ganze Reich ſeiner Wiſſenſchaft, wie ihn nur Wenige außer ihm zu erwerben gewußt haben. Die beſondre Stellung, welche er unter den Gelehrten ſeines Faches einnahm, der große Einfluß, den er als Lehrer gewann, ohne doch an irgend einer Stelle freiſchöpferiſch gewirkt zu haben, hängt mit dieſem Bildungsgange zuſammen. An dem Ende deſſelben geziemt es noch einmal, die vier Männer zu nennen, welche von den Reichthümern ihres Geiſtes eine geſegnete Fülle in den unſeres Schubert ausſchütteten, der damit weiter zu wuchern verſtand: Werner, Schelling, Ritter, Herder.

15. Das Leben in Freiberg.

Aus dem Kreiſe der Schüler Abraham Werners treten für uns drei hervor. Auguſt Wolfgang v. Herder, Bergcommiſſionsrath, ſpäter Berghauptmann in Freiberg, hochverdient

um den ganzen ſächſiſchen Bergbau, als ein Meiſter ſeiner Wiſſenſchaft weitberühmt, deßwegen bis nach Galizien und Serbien zu rettenden und bewahrenden Werken berufen, ſtand ſchon in mittleren Jahren; die beiden Andern waren jünger als Schubert. Dieſer erzählt:

„Der Kreis der Zuhörer, der ſich um Werner verſammelt fand, und in welchen ich nun eintrat, war zwar nicht wegen ſeiner Zahl, wohl aber durch die Perſönlichkeiten, aus denen er beſtand, ein ſehr beachtenswerther. Ein Theil der Zuhörer war nicht nur von reiferem Alter als jene Studirenden, welche aus den Schulen zur Univerſität kommen, ſondern auch reifer an Bildung und Verſtändniß. Man konnte es dieſen anmerken, wie ernſtlich es ihnen anlag, hier von Werner etwas Ungewöhnliches zu hören, etwas Gründliches zu lernen, und der Ernſt dieſer Gereifteren theilte ſich auch den Jüngeren mit. Obgleich aber bei Allen eine große Theilnahme an dem Unterricht des Lehrers zu bemerken war, fielen mir dennoch zwei meiner Mitſchüler, ein älterer und ein jüngerer, ganz beſonders auf, von welchen man, wie mir ſchien, es lernen konnte, was das rechte Aufmerken ſei. Man erzählt von dem eben ſo hochbegabten als beſcheidenen Iſaak Newton, daß er, wenn ſeine lobpreiſenden Bewunderer ihn über Alle Anderen erheben wollten, ihnen entgegnet habe: er wiſſe Nichts, das ihm vor Anderen den Vorzug geben könne, die vielleicht eben ſo reich, ja noch reicher begabt und von eben ſo gutem Willen ſeien als er, doch müſſe er es als ein beſonderes Glück für ſich betrachten, daß er von früheſter Jugend an gelernt habe, recht aufmerkſam zu ſein. Nun dieſe rechte, immer wach bleibende Aufmerkſamkeit ſprach ſich mir an jenen beiden Schülern in ſo kräftiger Weiſe aus, daß ich, wenn ich mitten in den Vorträgen des Lehrers in eine Gedankenzerſtreuung und Träumerei gerathen wollte, nur einen oder den andern von beiden anzuſehen brauchte, um mich wieder zu dem, das jetzt hören und denken ſollte, zu ſammeln. Eine Verſchiedenheit in der Richtung der Aufmerkſam-

keit gab sich an beiden darin kund, daß der jüngere vorzugsweise mit ungemeiner Lebendigkeit die geognostischen, der ältere eben so ernst auch den oryktognostischen Unterricht beachtete. Wenn uns der Lehrer eine ganze Reihe von Steinen vor Augen stellte, an denen wir die verschiedenen Erscheinungsformen einer und der anderen Steinart, und zugleich die wesentlichen Grundzüge, den feststehenden Charakter der Art erkennen sollten, da faßte dieser ältere den eigentlichen Sinn des Ueberblickes mit einer bewunderungswürdigen Schärfe und Sicherheit auf, während die meisten Anderen nur etwa bei den Farben oder der augenfälligen Schönheit eines und des anderen Stückes verweilten und darüber den Faden der Entwickelung aus dem Auge verloren. Wenn aber nach beendigter Vorlesung zuweilen von Einem und dem Anderen, des darinnen Vorgekommenen die Rede war, da wunderte ich mich öfters, wie treu und verständig der jüngere von beiden die großen Grundgedanken der Werner'schen Vorträge — vor Allem der geognostischen — in sich aufgenommen und gestaltet hatte. Nun, dieser jüngere Mitschüler, mit dem ich zuerst näher bekannt und befreundet wurde, war kein Anderer, als Karl von Raumer, welcher damals so eben seine akademischen Studien in Göttingen und Halle vollendet hatte und nun nach Freiberg gekommen war, um Werner zu hören. Was mir diese Bekanntschaft schon von ihrem Anfang an gewesen, was sie mir später geworden ist, das greift tief in die Entwicklungsgeschichte meines äußeren wie inneren Lebens ein. Es sind nun nahe fünfzig Jahre, seitdem Raumer und ich zum ersten Mal auf unserem Lebenswege uns begegneten; ein gemeinsames Vaterland, ein gemeinsamer äußerer Beruf hat uns später eine lange Reihe von Jahren immer mehr und näher vereint. Wie mir dieser aufrichtig treue Freund vor fünfzig Jahren ein Ermunterer zum Aufmerken auf das gewesen ist, was bei dem Erkennen und Erfassen der Sinnenwelt das Wesentlichste und Nothwendigste ist, so ist er dieses mir und vielen Anderen durch Schrift, durch Wort und That geworden und ge-

blieben da, wo das ernſte Aufmerken den Dingen einer andern Welt galt, als der vergänglich ſinnlichen. Wir haben uns nicht mit Abſicht von ferne her aufgeſucht, ſondern wir ſind Einer dem Anderen zugeführt, Einer dem Anderen gegeben worden. Dem Führer und Gebieter gebührt der Dank; ſein Segen iſt die herzliche Liebe des Freundes zum Freunde.

Der andere, ältere der beiden mir ſo auffallenden Mitſchüler, mit welchem mich Raumer bekannt machte, war Moritz von Engelhardt, der edle Liefländer. Ein tiefblickender, kräftiger Geiſt von ernſtem, aufrichtigem Gemüth, der in ſeltener, demüthiger Weiſe mehr der fremden als der eigenen Gaben ſich zu freuen ſchien. Er iſt es, der mit Raumer zugleich einen großen Theil der Sudeten, ſowie den Harz und andere deutſche Gebirge geognoſtiſch unterſucht und beſchrieben, mit Parrot dem Jüngeren den Ararat beſtiegen und ſein noch unbekanntes Felſengebäu durchforſcht hat. In der Entwicklungsgeſchichte ſeines redlich treuen Strebens und Lebens hatte er aber einen anderen Ararat als Ort des ſichern Verbleibens und Stilleſtehens gefunden, auf welchem er, aus den Fluten des unſicheren, inneren wie äußeren Treibens gerettet, ruhen blieb bis an ſein Ende."

Auguſt von Herder war ein Sohn des Dichters. Seine Mutter mit ihrer Tochter Louiſe und zwei jüngeren Söhnen lebten bei ihm. Ihr Haus öffnete ſich dem Schubert'ſchen Ehepaare, das ſich außer dieſen noch an dem Umgange mit der Hauswirthin und mit einigen Studirenden erfreute.

Am 25. Januar 1806 wurde das erwartete Kindchen geboren. Die Entbindung geſchah ganz ſo wie ſie Joh. 16, 21 beſchrieben iſt und wie bei Schuberts eigner Geburt. Dieſer hatte Grund, für das gefährdete Leben ſeiner vorzüglichen Frau zu beten. Er that es, wie nie zuvor, und gewann aus ſeinem Gebet eine ſolche Freudigkeit, daß er nicht erſchreckt war, als das kleine Mädchen ſcheintodt zur Welt kam. Er wußte, ſie wird leben. Henriette war in ihrer Freude verklärt. Die Arme hatte nur fremde

Helferinnen; Krankheit hatte die eigne, große Schwäche des Alters die Schwiegermutter ferne gehalten. Das Taufen, bei welchem die Neugeborne die Namen Selma Wilhelmina erhielt, war ein Freudentag, der aber die Würde der heiligen Handlung nicht vergessen ließ. Pathen waren die Hauswirthin, Louise von Herder und der Kaufmann Geiscer, ein Verwandter, der von Amerika heimkehrend, einige Tage bei Schuberts verweilt hatte. Für das Gräslein hatte Gott gesorgt, ehe das Häslein kam. Bis Weihnachten hatte erst das Mitgebrachte, dann das geringe Erbe vom Vater reichen müssen. Gegen Neujahr trafen 200 Thaler von Reclam in Leipzig für das nun im Druck vorliegende Buch ein.

Nach dem Schlusse der Vorlesungen ward nach Bärenwalde gepilgert; gepilgert, denn da Selma beim Fahren schrie, so trug man sie neben dem Wagen her; auf dem Rückwege wurde nicht erst ein solcher gemiethet.

Es hatte nun keinen Zweck mehr, in Freiberg weiter zu leben; der Abfassung des zweiten Bandes der Ahndungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens mußte eine gründliche Vorbereitung vorangehen, wozu die Bücher fehlten. Der bevorstehende Krieg zwischen Napoleon und den Preußen beunruhigte ebenfalls. — Alles vereinigte sich, um einen Umzug zu empfehlen. Wetzel genoß, durch das Vermögen seiner jungen Frau dazu in Stand gesetzt, in Dresden einer kurzen Muße; Köthe arbeitete an einem Buche über den Kirchenvater Origenes. Die zwei oben S. 56 erwähnten Jünglinge, Dippold und Hartmann, lagen geschichtlichen Forschungen ob. Sie alle hatten sich in Dresden wieder gefunden. Das entschied die Wahl des neuen Wohnorts.

16. Zwei Bücher.

Im Anfange des Octobers 1806 siedelte Schubert mit Frau und Kind nach Dresden über, um seiner schriftstellerischen Thätigkeit nachgehen zu können. Die vierzig Thaler, welche ihm

nach Abzug aller Umzugskoſten übrig blieben, ſicherten auf geraume Zeit vor der Sorge; dennoch ging er kleinmüthig und niedergeſchlagen an die Wanderung und erheiterte ſich erſt unter der Einwirkung der lieblichen Landſchaft während der kurzen Reiſe.

Unbekannt zog er ein; als ein in weiten Kreiſen geachteter Schriftſteller verließ er die Stadt nach zwei Jahren. Es iſt billig, daß wir, ſo weit es ſich mit dem Zwecke dieſes Lebensbildes verträgt, von den beiden Büchern reden, welchen er dieſen Wechſel verdankt.

„Die Ahndungen einer allgemeinen Geſchichte des Lebens,“ ſo nannte er ſein erſtes Werk, wurden durch einen zweiten Theil, genauer geſagt, eine erſte Abtheilung des zweiten Bandes, fortgeſetzt. In dieſem ward der Beweis geführt, daß in der Anordnung des Planetenſyſtems, in den Abſtänden ſeiner einzelnen Glieder, den Verhältniſſen ihrer Größen, ihrer Bewegungen derſelbe Grundzug gefunden werde, der ſich in den räumlichen Verhältniſſen des menſchlichen Körpers und ſeiner einzelnen Theile mit einander wiederholt. Dieſen ſpäter auch von Anderen ausgeführten Gedanken wiſſenſchaftlich zu begründen, war keine geringe Mühe; Monate lang, vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend, wurde mit angeſtrengtem Fleiße an dieſen Dingen gerechnet, wozu nur die hohe Meinung des Verfaſſers von dem Werthe ſeiner Tabellen, von dem Einfluß, welchen die neu entdeckten Geſetze auf die geſammte Naturwiſſenſchaft gewinnen müßten, die Geduld verlieh. Bei ſeiner Ehrlichkeit hat er nicht lange Zeit gebraucht, bis er erkannte, daß ſeine „Geſetze“ u. ſ. w. wenig mehr als ein geiſtreiches Spiel der Phantaſie geweſen ſeien, hat ſich noch ſpäter ſtandhaft geweigert, eine zweite Ausgabe des Buches zu veranſtalten, und hat, was das Größte iſt, den Tadel der Beurtheilenden mit aufrichtiger Demuth hingenommen. Derſelbe wurde ihm ſowohl von Seiten ſolcher, die an ſeinen religiöſen Anſichten Anſtoß nahmen, wie der bekannte Bibelüberſetzer Johann Friedrich von Meyer, als von

Fachmännern, denen seine Rechnungen nicht gefallen wollten. Der berühmteste von diesen, K. F. Gauß, sprach übrigens seine Bedenken und Weisungen nicht in öffentlichen Blättern, sondern nur in einem vertraulichen Briefe an Schubert aus. Andrerseits fand das Werk bei sehr urtheilsfähigen Männern — ich nenne Jean Paul, Schelling, Franz v. Baader, freudige Zustimmung, und allgemein erkannte man den Beruf des Verfassers zur Theilnahme an den geistigen Arbeiten seiner Zeit an.

Diesen führten mittlerweile besondere Umstände auf einen neuen Weg der öffentlichen Thätigkeit. Es war in Dresden die Sitte jener Vorlesungen aufgekommen, durch welche die Gelehrten die Ergebnisse ihrer Forschungen in gemein faßlicher Form den weiteren Kreisen der Gebildeten zugänglich machen; eine Sitte, die seitdem allgemeiner geworden ist und welcher ein mächtiger Einfluß auf das geistige Regen der Zeit zuzuschreiben ist. Man mag sich vorstellen, wie gut es der oben, S. 22, geschilderte Director Böttiger verstand, durch seine Vorträge den Bewohnern der sächsischen Hauptstadt solchen Brauch lieb zu machen. Der Winter 1807/1808 sollte die Hörer in die allgemeine Geschichte der Staaten und in fremde Gebiete der Natur einführen. Letzteres Fach zu übernehmen, wurde Schubert, vielleicht zum guten Theil aus Rücksicht auf seine äußere Lage, aufgefordert. Er sollte über den thierischen Magnetismus und das Hellsehen u. s. f. unterrichten. Mit großer Angst ging er an seine Arbeit; aber nicht minder mit der gewissenhaftesten Treue. Seine Aufgabe faßte er ernst und tief. In vierzehn Vorlesungen, deren erste einen Gesammtblick über das Gebiet, welches er zu beschreiben dachte, gab, unternahm er es, zuerst in der Urgeschichte des Menschen zu zeigen, daß der innigste Einklang seines Wesens mit der ganzen äußeren Natur, der ursprüngliche Zustand desselben war; hierauf sollte in aller Naturwissenschaft derselbe ewige Bund, dieselbe Beziehung des Einzelnen auf das Ganze wiedergefunden und eben dadurch der allgemeine Sinn und Geist der

Natur vor der Seele verklärt werden. So leitete er denn ſeine Zuhörer erſt in den Urzuſtand der Menſchen, dann durch die Sagen, in denen die Völker des Südens und des Nordens ihre Anſichten von der Natur niedergelegt haben, an die Wiege der Wiſſenſchaft. In einem Rundbilde führte er deren einzelne Zweige vor, gelangte, nachdem er den großartigen Bau des Weltgebäudes vor der Seele aufgerichtet hatte, von der völlig lebloſen Welt zu derjenigen der Pflanzen und Thiere, und wieder zu der Betrachtung des Menſchen aufſteigend in der zwölften Vorleſung, zu den in einem jetzigen Daſein ſchlummernden Kräften eines künftigen, ſprach dann in der dreizehnten über die wunderbaren Erſcheinungen des thieriſchen Magnetismus, welche damals allgemein in Staunen verſetzten, und faßte in der letzten das Vorgetragene noch einmal zuſammen, um das Gemüth lernen zu laſſen, daß die Kräfte des Einzelnen nur für das Ganze, nur in Harmonie mit dieſem ſind, und daß es das höchſte Ziel, der höchſte Beruf des Lebens ſei, daß das Einzelne ſich ſelber und ſein ganzes Streben dem allgemeinen heiligen Werk des Guten und Wahren zum Opfer bringe; — eine Nutzanwendung, welche in jenem Jahre noch einen beſonderen Sinn ausſprach.

Die Vorleſungen enthielten einen reichen Schatz von Kenntniſſen; ſie waren in einer edlen, ſtellenweis begeiſterten Sprache gehalten, die ſich z. B. am Schluß der zwölften zu einer dichteriſchen Höhe und einer Vollkommenheit erhebt, wie ſie ſich kaum in einem ſpäteren Werke wieder finden. Sie wurden auch mit großem Beifall aufgenommen, was Niemanden mehr zu gönnen war, als der armen Henriette. Als dieſe die Zaghaftigkeit, mit welcher der Mann an ſeine Arbeit ging, mit der Wichtigkeit, die ihr die Freunde beilegten, verglich, erkannte ſie wohl, welche traurige Folgen das Mißlingen haben könnte, und wurde von größerer Unruhe ergriffen, als Heinrich ſelbſt. Sie wagte es darum auch nicht, den erſten Vortrag mit zu hören. Sonſt aber wußte ſie, vermöge der Kraft, die ihr aus verborgenen Tiefen

kam, ſich ſelbſt beherrſchend, ihren Gemahl zu ermuntern. Während dieſer in dem ſchönen Saale des Herrn von Carlowitz vor all' den vornehmen Herren und Damen redete, ſchlug ihr daheim das Herz in banger Furcht, und ſie athmete erſt wieder auf, als der Freund Hartmann, den Andern voraneilend, ihr beſchrieb, wie Schubert jetzt in dem Saale von den zuſtimmenden, dankenden Hörern umſtanden wäre.

Der Beifall ſteigerte ſich mit jedem Abend, zugleich mit der Sicherheit des Vorleſens, und am Ende des vierzehnten bot ihm der Buchhändler Arnold eine bedeutende Summe für den Verlag der Vorleſungen an. Zwar erſchrocken über die Höhe des Honorars ging Schubert doch gern auf die Sache ein. Er ließ das Buch, um mit dieſem Unternehmen einen längeren Beſuch in Bärenwalde zu verbinden, in Schneeberg drucken, erlebte es, daß ſein Mitſchüler Bretſchneider, welcher der Cenſor war, wegen der ihm mißfälligen Anſichten von dem Geiſt der Natur, die Druckerlaubniß weigerte, und umging die Cenſur. Im Jahre 1808 erſchienen die Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft von Dr. G. H. Schubert mit einer Widmung an „ſeinen Freund und Zuhörer Herrn J. Gerhard von Kügelgen, berühmten Hiſtorienmaler", und einem kurzen Vorwort und gelehrten Anhängen. Schubert hat zu dieſem Buche eine eigene Stellung genommen. Er änderte aus religiöſen, vielleicht auch aus wiſſenſchaftlichen Bedenken in der zweiten und dritten Auflage die erſte Vorleſung. In der vierten ſtellte er ſie wieder her. „Sie bezeichnet eine Uebergangszeit des Erkennens, durch welche nicht ich allein, ſondern viele meiner damaligen Freunde und Geſinnungsgenoſſen ſich hindurcharbeiten mußten. So gering und unbedeutend auch mein Antheil dabei war, mag er dennoch als ein Denkzeichen an ſeine Zeit gelten, welche nicht nur ihr Geſtern, ſondern auch ihr Morgen hatte." Wir finden Aehnliches bei Klaus Harms, der ſeine Poſtillen immer weiter verlegte, auch nachdem er ſelbſt

eine viel gläubigere Auffaſſung des Evangeliums gewonnen hatte, als ſich in ihnen ausſprach. —

Das Buch ſchlug durch. Es begründete den Ruf des Verfaſſers in ſeinem deutſchen Vaterlande und wird wohl mit Recht bis zu dieſer Stunde als dasjenige bezeichnet, aus welchem ſeine wiſſenſchaftliche Richtung am beſten zu erkennen iſt. Wir aber, die wir keinen Beruf haben, ihm in dieſer zu folgen, hatten doch des Werkes zu gedenken, weil es auf das innere und äußere Leben des Verfaſſers einen Einfluß übte, wie keine ſeiner ſpätern gelehrten Schriften. Wir freuen uns noch des Lobes, welches Schelling über die Vorleſungen ausſpricht. Der dankt dem Verfaſſer „von Grund der Seele“ für das Buch, welches ihm die Weihnachtsfeiertage hat feiern helfen, ihm Herz und Geiſt vielfach erbaut hat. Er freut ſich der tiefen Blicke in das Leben des Ganzen, des liebevollen Gemüthes, „das wie ein warmer Hauch milder Frühlingslüfte Alles anregt.“ Ja er geſteht, daß Schubert ihm „gewiſſermaßen zuvorgekommen.“ Nur die letzten Vorleſungen ſind ihm zu zurückhaltend. Nun aber wollen wir wieder nach dem Leben und Ergehen des gelehrten Bücherſchreibers fragen.

17. Das neue Leben, neue Freuden, neue Sorgen.

Zuvörderſt haben wir daran zu erinnern, daß das heutige Königreich Sachſen von den Schrecken und Leiden des franzöſiſchen Krieges nicht berührt ward. Schubert hatte überhaupt das Glück, von den politiſchen Stürmen der zehn Jahre 1805 bis 1815 nichts zu leiden; vielleicht ſagen wir beſſer: er hatte das Unglück, außerhalb einer Geiſtesſtrömung von tiefer ſittlicher Kraft ſtehen zu müſſen, denn weder Sachſen noch Baiern nahmen an den Freiheitskämpfen für das deutſche Vaterland Theil; ſie feierten oder ſie ſtritten wider ihre Brüder. Schubert hat die Sache tief empfunden und viel unter ihr gelitten.

Jetzt treten wir in sein freundliches Arbeitszimmer in Dresdener Neustadt ein; er theilt es, wie damals in Leipzig, wieder mit Köthe und hat eine ebenso freie Aussicht, wie damals. Aber im Dachstübchen da oben wohnen vielleicht fröhlichere Bewohner als in der Beletage, wo die Fürstin von Metternich ihren Hof hält. Ein frisches freudiges Arbeiten in der Gemeinschaft mit gleichgesinnten Freunden, unter denen namentlich Dippold und Köthe ihr Werk mit derjenigen ernsten Treue anfassen, welche auch die Anderen zur Nachfolge anfeuern muß, erleichtert durch das freundliche Entgegenkommen der Beamten der königlichen Bibliothek, deren Schätze rückhaltslos zur Verfügung gestellt werden; eine heitere Auffassung des Lebens, die sich durch die anscheinenden Gefahren eines nahen Krieges nicht bange machen läßt und mit dem Vorrath von vier Pfund Reis Mann, Frau und Kind vor dem Elend einer etwanigen Belagerung geborgen glaubt; das liebliche Heranblühen des kleinen Mädchens, die innigste Herzensgemeinschaft mit einem geliebten Weibe sind die Reize, welche den Winter von 1806 und 1807 zu einem der freundlichsten im Leben Schuberts machen. Das tägliche Brot ward gegeben; anfangs reichte das Mitgebrachte; später verschaffte ein Bekannter Privatstunden im Hause einer russischen Gräfin. In deren Gefolge fand unser Freund zum ersten und letzten Male in seinem Leben eine einträglichere Praxis als Arzt. Weiterhin gewährten die Ahndungen, die Vorlesungen und „die Nachtseite“ so ausreichende Mittel, daß ein Wohlstand eintrat, den die junge Familie bis dahin noch nicht gekannt hatte. Es konnte eine angenehme Wohnung bezogen und der Umgang mit den vielen bedeutenden Menschen, welche sich damals in Dresden zusammengefunden hatten, ohne Sorge genossen werden.

In der That ging ihnen Beiden noch einmal eine neue Welt, oder doch eine neue Seite der alten auf; sie traten in die Künstlerkreise ein. Der berühmte Historien-, auch Portraitmaler J. Gerhard von Kügelgen, der ihnen ein vertrauter Freund ward, hat

europäiſchen Ruf. Ein anderer, welcher ſich deſſelben nicht erfreut, wird uns durch das Bild lieb, welches Schubert von ihm gibt, als von einem Manne, „bei dem man von dem Toben der äußeren, politiſchen Stürme am öfteſten etwas hören konnte. Das war kein Kriegsmann oder berühmter Diplomat, ſondern der edle Pommer Casp. Dav. Friedrich, der zu ſeiner Zeit und in dem Kreiſe, der ihn erkannte, hoch geachtete Landſchaftsmaler. Ich muß hier von dieſem höchſt originellen Menſchen von allen meinen Dresdener Bekannten zuerſt reden, denn er gehört mir zu den liebſten Erinnerungen an die inneren wie äußeren Aufregungen aus jener Zeit einer gewaltſamen Wiedererweckung der lange ſchlummernden deutſchen Kraft.

Friedrich wohnte draußen an der Pirna'ſchen Vorſtadt in einem nahe bei der Elbe gelegenen Hauſe, welches, wie die meiſten Häuſer in der Nachbarſchaft, Leuten von geringem Vermögen zugehörte. Die Einrichtung in dieſem Zimmer ſchickte ſich ganz gut zu dieſer Nachbarſchaft; man ſah da nichts als einen hölzernen Stuhl und einen Tiſch, auf welchem die Geräthſchaften ſeiner Arbeit ſtanden. Kam Einer zu ihm, den er wollte ſitzen laſſen, dann wurde aus der Kammer noch ein alter hölzerner Stuhl, und wenn zwei kamen, eine hölzerne Bank von dem Vorplatze bei der Treppe hineingetragen. Denn in der Kammer fand ſich außer dem alten Stuhle auch nichts, als ein dieſem ebenbürtiger Tiſch und ein Bett, über welches eine wollene Decke ausgebreitet lag. Wir waren, als ich den erſten Beſuch bei ihm machte, unſerer drei, denn Hartmann führte mich und meinen Freund Köthe bei Friedrich ein, deßhalb wurden heute alle dem Künſtler zu Gebote ſtehenden Möbeln in Bewegung geſetzt.

Ich konnte vorerſt nicht ſatt werden, mir den merkwürdigen Mann zu betrachten. Denn ein ſolches Angeſicht wie das ſeinige hatte ich damals, und habe wohl auch ſeitdem ſelten oder nie an einem anderen Menſchen geſehen. Es war keineswegs das, was man ſchön nennt, ziemlich bleich und mager, aber jeder

Muskel desselben, auch wenn er sich nicht bewegte, stellte einen kräftigen Charakterzug dar, welcher durch die sich immer gleichbleibende Stimmung des Gemüthes zu einem feststehenden Gepräge geworden war. Der schwermüthige Ernst, der sich in den Zügen der Stirne kund gab, wurde schon durch den kindlich treuherzigen Blick der blauen Augen gemildert; über dem Munde schwebte ein leichter Zug des Scherzes. In der That ein seltsames Zweigespann der Gemüthsstimmungen, zum tiefsten Ernste wie zum heitersten Scherze, dergleichen sich nicht selten bei den ausgezeichnetsten Melancholikern wie Komikern beisammen findet. Denn, daß Friedrich im höchsten Grade von melancholischem Temperamente sei, das wußten Alle, die ihn und seine Geschichte, so wie den Grundton aller seiner künstlerischen Arbeiten kannten. Seitdem er als Jüngling seinen Bruder, den Knaben, den er wie sein eigenes Herz liebte, unter dem zusammenbrechenden Eise des Meeres mußte versinken sehen, dahin er ihn zum Schlittschuhlaufen verlockt hatte, war er lange Zeit in ein düsteres Grämen versunken, das ihm die Freude am Leben bis zum gefahrdrohenden Ueberdruß verleidete. Er wollte keinen tröstenden Zuspruch der Freunde, er floh die Gesellschaft der Bekannten und Verwandten. Die stille Wildniß der Kreidegebirge und der Eichenwaldungen seiner vaterländischen Insel Rügen waren im Sommer, noch mehr aber in der stürmischen Zeit des Spätherbstes und im angehenden Frühling, wenn auf dem Meere an der Küste das Eis brach, sein beständiger, sein liebster Aufenthalt. In Stubbenkammer, wo damals noch kein modernes Gasthaus stand, verweilte er am öftesten, dort sahen ihn die Fischer manchmal mit Sorge um sein Leben, ja wie Einen, der freiwillig in der Flut sein Grab suchen wollte, auf und zwischen den Zacken der Bergwand und ihren in's Meer hineinragenden Klippen herumklettern. Wenn der Sturm am kräftigsten war und die Wogen, mit Schaum bedeckt, am höchsten heranschlugen, da stand er, von dem heranspritzenden Schaume oder auch von einem plötzlichen Erguße des Regens

durchnäßt, hineinſchauend wie Einer, der ſich an einer ſolchen gewaltigen Luſt der Augen nicht ſatt ſehen kann. Wenn ein Gewitter mit Blitz und Donner über das Meer daher zog, dann eilte er ihm, wie Einer, der mit dieſen Mächten den Freundſchaftsbund geſchloſſen, entgegen auf den Felſenſaum der Küſte, oder ging ihnen nach in den Eichenwald, wo der Blitz den hohen Baum zerſpaltete, und murmelte da ſein halblautes „wie groß, wie mächtig, wie herrlich.“ Dieſe Liebſchaft ſeines Gemüthes mit der gewaltigen, mit der wilden Natur, ſprach ſich auch in ſeinen gelungenſten Bildern aus, die erſt in ſpäteren Jahren ein milderes Licht empfingen. Ein Felſen im anbrandenden Meere; ein Wald, dem der Sturm das herbſtliche Laub und einen Theil der Zweige entreißt; ein abgeſtorbener Baumſtamm, auf dem ein Rabe ſitzt; ein Fiſcherboot, das mit den Wellen kämpft; eine Winterlandſchaft vom ſcheidenden Abendlichte beleuchtet, aus deſſen Schnee die entlaubten Bäume und ein Kirchhof mit ſeiner Kapelle hervorragt, nach welcher ein Greis an ſeinem Stabe dahin ſchleicht, und unzählige Skizzen, ſowie viele meiſt nur in Sepia ausgeführte Bilder trugen alle dieſen Charakter des tiefen Ernſtes Damals ſo eben war er mit einem ſeltſamen Bilde beſchäftigt. Es ſtellte keine Landſchaft dar, denn vom Lande ſah man nichts als einige über den Hochnebel hervortretende Berggipfel, ſondern es war ein Bild, dergleichen nur der Luftſchiffer ſehen kann, wenn er auf ſeinem Fahrzeuge ſich über die Tiefe der Wolken, welche das Land unter ihm bedecken, bis dahin erhebt, wo ſchon hin und wieder durch den zerriſſenen Nebelſchleier das ungetrübte Blau des Himmels geſehen wird und ein Strahl der Sonne hineinbricht. Kein Luftſchiffer aber, ſondern ein Seeadler war es, den der Künſtler als lebenden Zeugen des Kampfſpieles darſtellte, das dort in der Höhe der Sturm mit dem zerreißenden und flüchtigen Gewölke hielt. Denn an der Richtung von dieſem, wie am Gefieder des Adlers, der ſo eben aus dem fliehenden Nebel ſich herausarbeitete in das lichtere Blau, konnte man wie an einem

wogenden Meere, die Gewalt ermeſſen, welche da oben der Wind hatte. Es war ein Bild, dem der Künſtler, wie ich nachher ſagen werde, ſeine Deutung gab; für ihn ein Bild der damaligen Geſchichte des Vaterlands.

Wer aber in dem Maler Friedrich nur dieſe eine Seite ſeines Weſens: den tiefen, ſchwermüthigen Ernſt ſah, der kannte ihn nur halb. Ich habe wenig Menſchen kennen gelernt, welche im geſelligen Umgang mit Anderen, wenn dieſe nämlich ihm zuſagten, eine ſo heitere Gemüthlichkeit, eine ſolche Gabe zum Scherz hatten, als er. Mit der ernſteſten Miene ſprach und erzählte er Dinge, welche allen Anderen ein unverlöſchliches Lachen erregten; überall, wohin er kam, brachte er, wenn ihm der Kreis gefiel, Heiterkeit mit ſich und fröhliches Bezeigen.

Wenn er im tiefen Ernſt verſunken bei ſeiner Arbeit ſaß, und es kamen Kinder aus der Nachbarſchaft zu ihm, da plauderte und ſcherzte er mit dieſen ſelber wie ein Kind.

Es war gegen Ende des Octobers; Napoleon mit all' ſeinen Gewaltthätigkeiten, die Schmach des Vaterlandes, kamen bald an's Geſpräch. Mit ſeinem gewöhnlichen Ingrimm gegen die Franzoſen ſprach Friedrich zugleich den Schmerz über die Erniedrigung Deutſchlands aus. Als aber wir Anderen trübe Bedenken und bängliche Befürchtungen für die fernere Zukunft äußerten, da deutete er auf den Adler in ſeinem Bilde hin. „Er wird ſich ſchon herausarbeiten, der deutſche Geiſt, aus dem Sturme und den Wolken", ſagte er, „und dort ſind Berggipfel, die feſt ſtehen und Sonne haben. Wäre der Sturm nicht gekommen, der Adler wäre vielleicht unten im Nebel ſitzen geblieben, wo keine Beute zu ſehen und zu fangen war, hätte gehungert und gelungert. Der Deutſche muß nur erſt warm werden, ehe er den Arm erhebt, wenn er ihn aber einmal erhebt, da flutſcht es, wie wir Pommern ſagen."

Durch Kügelgen ward Schubert auch in weitere Kreiſe eingeführt und lernte Männer und Frauen kennen, welche damals

in den verschiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens den Ton angaben und von denen sein empfänglicher Sinn Vieles dankbar aufgenommen hat. Es waren unter ihnen gar würdige und wackere Leute. Mit vorzüglicher Herzlichkeit schloß er sich dabei an die Allerjüngsten an; so an den Stieffohn des Dichters Friedrich Schlegel. Dieser junge Mann hat ihm durch seine Unerschrockenheit an dem Weihnachtsfest seine Selma vor dem Tode des Verbrennens bewahrt. Für die Wärme, mit der Theodor Körner, der Dichter von Leier und Schwert, an Schubert hing, zeugen einzelne seiner Gedichte. Eines derselben: „Es hatt' eine Mutter", betrifft ein Ereigniß, das dieser in seinen Vorlesungen besprochen hatte.

Der Tod des Schwagers Philipp Martin, ein Brustleiden Henriettens, waren trübe Unterbrechungen eines sonst angenehmen Lebens. Aber auch hier folgte Freude auf die Sorge. In Karlsbad erholte sich die liebe Kranke rasch, während ihr Begleiter die Freude des Umganges mit Tiedge, mit Elise von der Recke und mit Göthe hatte, von welchem er viele „milde Gaben für zukünftige Jahre" empfing.

Bald waren zwei Jahre in Dresden vergangen, als in der heiteren Stimmung ein trauriger Wechsel eintrat. Die erste Sorge war äußerer Art: die Frage nach neuem Erwerbe. Die ärztliche Praxis war in Folge einer vielleicht nicht zarten, aber sicher wohlgemeinten Aufrichtigkeit gegen eine vornehme Patientin und einer weniger begründeten Empfindlichkeit gegen deren Familie ganz unerwartet verloren gegangen. Der Erlös des letzten Buches mochte nicht für den ganzen Winter von 1808 zu 1809 reichen, und wovon dann leben? Weder zu neuen Vorträgen noch zu neuer Schriftstellerei konnte sich Schubert entschließen. Er hatte sich, wie das bei der raschen Thätigkeit der letzten Zeit natürlich war, ausgeschrieben. Die drohende Nahrungssorge zeigte ein doppelt finsteres Gesicht, weil die Noth nicht mehr die genügsamen Menschen von Altenburg gefunden hätte. Dennoch trat

sie hinter der größeren zurück, welche das wovon leben? in einem viel tieferen Sinne faßte. Der nun bald dreißigjährige Mann fühlte noch keinen Boden unter seinen Füßen, war noch nicht im Stande, Jemand, der ihn fragte: wohin willst du? eine Antwort zu geben. Je mehr er das empfand, desto lebendiger stellte er diese Frage selbst an sich. Ihm däuchte es, als habe er die Kräfte seiner Jugend versplittert; mit einem gewissen Schwindel sah er in die lange, völlig ungewisse Zukunft hinein, und dann wieder auf das theure Weib, das sich ihm vertraut, und auf das arme Kind. Wohl wußte der treue Köthe ihm Muth zu machen; aber ein anderer seiner Freunde sagte ihm, das äußere und innere Zugrundegehen, das Mißlingen aller Bestrebungen müsse getragen werden; das seien oft nur Regungen der Phantasie gewesen, ohne Kraft und ohne Beruf zur Vollendung, aufsteigend und vergehend wie Träume. —

Solche Rede konnte den Glauben an dem eigenen Gemüth nicht vernichten, es mußte aber doch den Betroffenen in die quälendsten Zweifel versenken. Die dunkelste Nacht seines Lebens war hereingebrochen.

Er suchte und fand die Hülfe im Gebet. Schubert hat das, was nun folgte, drei Mal erzählt; am ausführlichsten in der Selbstbiographie; am ernstesten in biblischer Gleichnißsprache, in seiner Reise in's Morgenland; am schlichtesten, wahrscheinlich auch am treusten, in Altes und Neues I. S. 205 ff. Dort heißt es etwa so: Einmal, an einem Herbstabend, da die Abendröthe über dem schönen Plauenschen Grunde und seinen Bergen stand, und ich an Gärten vorüber nach Hause ging, müde und zerstört von dem leeren, nichtigen, weder mir noch Anderen etwas nützenden Geschäft des Tages, fand ich in mir Freudigkeit und Muth, herzlich zu beten:

„Du, der du mir das innere Bedürfniß, das in meinem jetzigen Lebenselemente so gar keine Nahrung findet, selber in's Herz gegeben, der du das Schreien der Raben hörst, die dort in

der Abendröthe fliegen; höre du auch das Seufzen meines Herzens! Errette du mich aus diesen äußern Verhältnissen, aus denen ich keinen Ausweg weiß! Siehe, in meiner jetzigen Lage muß das Bessere, was du in mich gelegt hast, zu Grunde gehen, du weißt ja Alles, du weißt ja Alles! darum führe du mich wo anders hin, wo ich das erlangen kann, wonach mich so von ganzer Seele verlangt."

Dieses Gebet, das eigentlich selber nicht wußte, was es wollte, wurde wunderbar erhört. Genau um jene Zeit, wo ich mich also aus meiner Lage heraus sehnte, ward Schelling in München von dem Oberstudienrath von Niethammer gefragt, ob er ihm Niemand zu der Directorstelle an einem damals neu zu errichtenden Realinstitut zu Nürnberg vorzuschlagen wüßte. Derselbe wußte im Augenblick nicht, wen er nennen sollte. „Vorgestern in der Nacht," so schreibt er selber an Schubert, „fiel mir plötzlich Ihr Name ein; ich begriff auf der Stelle, daß Sie der Mann dahin wären, wie kein Andrer, eilte daher gestern Morgen mit dem Gedanken zu Niethammer, der nicht säumte, Gebrauch davon zu machen, noch gestern alles höhern Orts in's Reine zu bringen und mir nun bereits heute den Auftrag ertheilt hat, mit Ihnen deßhalb in Unterhandlung zu treten."

Der Brief Schellings war am 27. October geschrieben, kam am 2. November nach Dresden und machte es sehr wahrscheinlich, daß die Nacht des Gebetes und die, wo Jener auf den Gedanken an Schubert geführt worden war, dieselbe gewesen sei.

Die Freude des Neuberufenen, die stille Wonne seiner Frau mag sich Jeder vorstellen; Henriette hatte also mit Recht der göttlichen Weisheit, mit Recht auch der Tüchtigkeit ihres Mannes sich vertraut; das Amt gab einen sicheren Boden unter den Füßen und das Leben des Suchens und Sorgens war überwunden.

Der günstige Spätherbst ward zu einer kleinen Reise benutzt; dann wurde gerüstet und im Januar 1809 von Dresden ein vergnügter, dankbarer Abschied genommen.

18. Geistliches.

Indem wir Gotthilf Heinrich Schubert jetzt in einen ganz neuen Wirkungskreis, unter ganz andere Lebensgenossen begleiten, finden wir die rechte Stelle, um einige Worte über sein innerstes, sein geistliches Leben zu sagen. Doch mag es trotz der vielen Andeutungen, die er auch hierüber in seinen verschiedenen Schriften gibt, nicht ganz leicht sein, davon Rechenschaft zu geben. Am nächsten komme ich wohl der Wahrheit, wenn ich ihn einem Nikodemus vergleiche, der, ob ihm gleich das innerste Geheimniß des Lebens noch nicht aufgegangen war, sich doch aufmachte, den Herren selbst suchte und befragte. Es ist damit zugleich angedeutet, daß er bei seiner Versetzung nach Nürnberg auch in geistlicher Hinsicht an einem Wendepunkte stand.

Schubert war in einer Familie aufgewachsen, die ihr Knie niemals vor Baal gebeugt hat; er hat seinen ersten und besten Unterricht von frommen Männern empfangen; der kurzen Dürre des Schullebens in Greiz folgte der reich gesegnete Aufenthalt in Weimar, wo ihm Herder ein geistlicher Vater ward; in Jena fanden die besten Töne seines Gemüthes in den Worten Schellings und Ritters ein schönes, volles Echo. Auch in Altenburg währte es nicht lange, so war er in Verkehr mit gläubigen Seelen. Bei solcher Führung kann die Empfänglichkeit für das Wort Gottes nicht untergehen; wie nachtönender Glockenklang müssen die Gebete des Elternhauses im Herzen immer wiederhallen. Obenein hatte er von Natur glückliche Gaben erhalten; er hatte keinen Sinn, kein Gehör für den Unglauben; vielmehr war ihm etwas von der Art der Bienen eigen, welche auch aus den Giftpflanzen Honig saugen. Er fand in jedem Gemüthe den Rest von Glauben, der ihm geblieben war, auf.

Darum ist Schubert trotz aller Selbstanklage, die wir bei ihm lesen, nie ganz ungläubig oder auch nur unkirchlich gewesen; er kannte und feierte heilige Tage und heilige Zeiten. Fern von dem Hochmuth, welcher Anders- oder Mindergläubige verachtet,

war er leicht erbaut, ſelbſt in den Kirchen der denkgläubigen Geiſtlichen, wie in denen der Katholiken.

Mit dieſer Theilnahme für das kirchliche Weſen ſtand er allerdings in dem Strome, in welchem damals die gebildete Welt, ſo weit ſie ſich von den ſogenannten Romantikern leiten ließ, ſchwamm; aber er ragte doch, wie ein Saul, um eines Hauptes Länge über den Haufen, welcher mit dem Wort vom Kreuze nur ein geiſtreiches Spiel trieb, denn er kannte keinen anderen Chriſtus, als den der Bibel, mühete ſich, das Schriftwort zu verſtehen, zu prüfen, und gelangte dahin, es wieder zu glauben, denn daß ſich gegen das Wunder von Kana noch eine Zeitlang der ungläubige Verſtand ſträubte, beweiſt heute nur für die Gewiſſenhaftigkeit, mit der er in das Einzelne einging. Bei alledem konnte er nicht mit ſich zufrieden ſein; er war, um ein oft gebrauchtes Wort auch einmal anzuwenden, wohl rechtgläubig geworden; aber recht gläubig war er nicht. Er hatte mehr ein Chriſtenthum, wie einen Chriſtus. Das Wort war ein Licht für ſeinen Geiſt, aber keine Leuchte für ſeine Füße, kein Feuer in ſeinem Herzen. Ihm fehlte mit dem Muth und der Kraft zu einem vollen Bekenntniß auch diejenige, das ganze Leben dem göttlichen Worte unterzuordnen. Jetzt ſollte er den letzten entſcheidenden Schritt thun, und ſchwerlich möchte ein anderer Ort dazu beſſer geeignet geweſen ſein, als Nürnberg.

Es iſt dem chriſtlichen Leſer ſchon oft, faſt bis zur Ermüdung, das Bild jener in wahrem Sinne des Wortes troſtloſen Zeit gezeichnet worden, in der Schubert aufwuchs, und dennoch iſt es nicht gut, damit aufzuhören, denn die nüchterne, die kalte Weiſe, in welcher damals nicht mehr die Predigt von Chriſti, ſondern die von dem erhabenen Beiſpiel des Lehrers Jeſus, oder auch nur von den Tugenden eines edeln Herzens verkündigt wurde, das völlige Zubodenliegen aller chriſtlichen Liebesthätigkeit hält uns einen lehrreichen Spiegel der Zuſtände vor, in welche die evangeliſche Kirche verſinken muß, wo ſie es aufgibt, ſich täglich aus

dem Geiſte des Gemüthes und aus dem Worte der Schrift zu erneuen; es legt die Ziele bloß, denen uns die Verirrungen nach rechts oder links entgegenführen müſſen, und denen manche tonangebende Kirchenlehrer und Leiter bewußt oder unbewußt zuſtreben.

Es iſt auch ebenſo oft von Männern oder Ereigniſſen die Rede geweſen, welchen die Kirche ihre Wiederbelebung verdanke. Wenn man nun da Spener und Francke, hernach Hamann und Herder, wieder ſpäter Schleiermachers Reden über die Religion, oder Harms Theſen, oder die deutſchen Freiheitskriege zu rühmen eifert, ſo iſt das nicht genau. Jede Anſchauung namentlich, welche die Erweckung von einem Punkte herleiten zu dürfen meint, iſt falſch. Ich wenigſtens habe noch nie einen Strom geſehen, der das Waſſer einer einzigen Quelle zum Meere trüge. Dieſer Vergleich iſt noch nicht einmal ausreichend, denn es handelt ſich ja um kein Neues, ſondern um wieder aufleben des Alte. So dürfte ſich das bisweilen zurücktretende chriſtliche Leben am beſten ſolchen Strömen vergleichen, die ihren Lauf bisweilen unter der Erde fortſetzen, um plötzlich wieder an das Tageslicht hervorzubrechen. Damit iſt's ausgeſprochen, wo wir die Keime des neuen Lebens ſtets zu ſuchen haben: in den wenigen Treuen, — ſie haben keiner Zeit gefehlt, — welche den Glauben der Väter, ihre Liebe und ihre ſelige Hoffnung freudig und ſtill bewahrten. Aus ihren Häuſern oder aus ihrer Erziehung ſind die Hamann, Herder, Claudius, Stilling, Schelling, Schleiermacher, die Harms und Schubert hervorgegangen. Indeſſen war doch das ewige Glaubensleben durch den rechthaberiſchen Streit der Lehrmeiſter des ſiebzehnten Jahrhunderts, durch ihre glaubensleere Gläubigkeit gar ſchlimm gelähmt worden. Ernſte Chriſten, wie Karl von Raumer und Tholuck, haben Jedem, der lernen will, ergreifende Bilder von dieſer troſtloſen Zeit gegeben; wer dort auch nur Weniges geleſen, wird wiſſen, daß es zur Wiederbelebung der Kirche der kräftigſten Mittel, der bewußteſten Einwirkung der chriſtlichen Kreiſe auf die weltlichen, bedurfte.

Nach dieſer Seite hin hat eine Vereinigung von Männern im ſüdlichen Deutſchland und der Schweiz im Stillen ſehr viel Gutes gewirkt. Ich meine die Baſeler Chriſtenthumsgeſellſchaft. Ihr Gründer war Dr. Johann Urlſperger, Senior in Augsburg, ein geborner Würtemberger. Dieſen führte der Wunſch, die vereinſamten Freunde eines lebendigen bibelgläubigen Chriſtenthumes zu vereinigen, auf eine Reiſe durch England, Holland und Deutſchland. Erſt in Baſel fand er, was er ſuchte. Dort ward am 30. Auguſt 1780 unter dem Vorſitz des Profeſſors Herzog die deutſche Geſellſchaft zur Beförderung reiner Lehre und wahrer Gottſeligkeit errichtet. Die nächſten Mittel ſollten Verbreitung älterer und neuerer Schriften ächt bibelgläubigen Inhalts, ein unanſtößiger Wandel der Mitglieder und Werke der Liebe ſein. Die Mitglieder banden ſich an feſte Lebensregeln, verabredeten öftere Zuſammenkünfte und fleißigen Briefwechſel. Die Sache gewann bald eine weitere Ausdehnung; es bildeten ſich Zweigvereine in Bern, Chur, St. Gallen, Frankfurt, Stuttgart und Nürnberg. Dieſe Stadt nahm ſo innigen Antheil an der Sache, daß ſie zumal bei der Nähe von Urlſperger's Wohnort längere Zeit für den eigentlichen Mittelpunkt der Geſellſchaft galt. Dieſelbe bedurfte bald eines eigenen Geſchäftsführers, der nur für ſie arbeite. Der Würtemberger Schmid war der erſte derſelben; ihm folgten Steinkopf, der jüngſt verſtorbene Pfarrer an der Savoykirche in London, deſſen Name in der Geſchichte der britiſchen und ausländiſchen Bibelgeſellſchaft unvertilgbar geſchrieben iſt, dann Blumhardt, der Vater der Baſeler Miſſionsgeſellſchaft, zuletzt Spittler [1]),

[1]) Von dieſem ſchreibt Schubert: Erwerb. III, 2: Eine ſolche alte Säule des Glaubensmuthes und der Freudigkeit im Dienſte ſeines Herrn ſteht in Baſel da und könnte auch mit zu den Wahrzeichen der Stadt gezählt werden. Es iſt ein Mann, der gern im Innern des Baues, von der Welt ungeſehen und ungenannt, daſtehen möchte, denn er weiß doch, daß ein anderes Auge auf ihn ſieht. Er iſt als Handlanger

welcher den Vereinszwecken mehr als fünfzig Jahre gedient hat. Seit 1784 erschienen anstatt des nunmehr unzureichenden Briefwechsels die „Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit.“ Diese Zeitschrift, welche jetzt ihren neunundsiebzigsten Jahrgang ausgibt, hat einen unberechenbaren Segen in die Häuser und Herzen ihrer zahlreichen Leser getragen und bringt ihn noch selbst in deren viele, welche niemals von den Basler Sammlungen gehört haben, denn aus ihnen haben die christlichen Volksschriftsteller, namentlich die Erzähler, in den letzten siebzig Jahren, fleißig geschöpft.

Die Gesellschaft nahm auch um jene Zeit statt ihres früheren den Namen: „deutsche Gesellschaft zur Beförderung christlicher Wahrheit und Gottseligkeit“ an und förderte unermüdet alle die Bestrebungen, welche heute von den verschiedensten Vereinen besorgt werden. Bibel- und Traktat-Verbreitung, Armen- und Krankenpflege, Reiseprediget, Leihbibliothek, innere und äußere Mission, Evangelisirung katholischer Brüder, Arbeit für die Diaspora, Gustav-Adolfs-Werk. Aus ihrem eigenen Schooße bildeten sich die Sonderthätigkeiten heraus, 1804 die Baseler Bibelgesellschaft; 1816 die evangelische Missionsgesellschaft; 1820 die Anstalt für Erziehung von Armenschullehrern und zur Rettung verwahrloster Kinder, später die Taubstummenanstalt zu Reichen u. a. m. Das alte Reichs-

---

in seinen Dienst eingetreten und möchte nicht mehr heißen als ein Handlanger. Er wird mir aber doch erlauben, daß ich seinen Namen in brüderlicher Liebe nenne, denn wenn er von seinem Werke abgerufen wird, wenn er längst zu seiner Ruhe gegangen ist, da werden die Leute doch auch laut über ihn sprechen, so wie seinen Namen nennen, und sie mögen das immer thun. Denn der Name Spittler ist ja nur der Inkognitotitel, den die alte gute Säule unter den Menschen führt. Auf dieser werden nicht andere Namen zu lesen sein, als der irdische Tauf- und Zuname, vor allen der neue Name des Bauherrn selber und seines Baues, aus dem der Pfeiler ewig nicht mehr hinaus kommen wird. (Apostelg. 3, 12.)

geſetz Joh. 3, 30 galt auch hier. Je mehr die Töchter wuchſen und blühten, deſto mehr trat die Mutter zurück.

Damals aber, als Schubert nach Nürnberg kam, ſtand ſie noch in voller Kraft, und er hat ihren Segen erfahren.

Daraus mag es erſichtlich werden, warum er ſelbſt die ſieben Jahre in Nürnberg einer höheren Beachtung werth hält, als viele Jahrzehende ſeines übrigen Lebens, und warum er die Geſchichte der Gebetserhörung, durch welche er dorthin kam, mit den Worten beendet: „So war jenes Gebet um Errettung, um Befriedigung eines beſſern innern Bedürfniſſes augenblicklich und auf eine des Erhörers ſo ganz würdige Weiſe erhört und gewährt worden. Mit ihm war das Loos eines Menſchen, der fern von Gott, der ohne Glauben, ohne Liebe, ohne Chriſtus, in allen Eitelkeiten und Nichtigkeiten des Lebens ſich herumtrieb und doch dabei ſo ganz unglücklich war, auf ewig, ja ſein Herz ſagt innig zuverſichtlich auf ewig entſchieden — entſchieden aus Gnade und erbarmender Liebe.“

19. Die Amtsgenoſſen.

Nürnberg!

Wenn Einer Deutſchland kennen
Und Deutſchland lieben ſoll,
Wird man ihm Nürnberg nennen,
Der edeln Künſte voll;
Dich, nimmer noch veraltet,
Du treue, fleiß'ge Stadt,
Wo Dürers Kraft gewaltet
Und Sachs geſungen hat.

Das iſt die deutſche Treue,
Das iſt der deutſche Fleiß,
Der ſonder Wank' und Reue
Sein Werk zu treiben weiß.
Das Werk hat Gott gegeben:
Dem, der es redlich übt,
Wird bald ſein ganzes Leben
Ein Kunſtwerk, das er liebt.

In der Erinnerung an dieſe Verſe Schenkendorfs glaube ich den Eindruck am beſten wiedergegeben zu haben, welchen die ehrwürdige Stadt auf Schubert machte. Er traf am 21. März mit Weib und Kind in ihr ein. Staunend fuhren die drei zwiſchen den alterthümlichen Häuſern und den vielen Kaufläden dahin. Selma glaubte eine große Chriſtbeſcheerung zu ſehen, und ihre Eltern waren noch jung genug, um ſich mit ihr der kindlichen Freude zu überlaſſen.

Bald nach der Ankunft wurden die Anſtalten zur Einrichtung getroffen. Der Mann ſuchte ſeinen Vorgeſetzten auf, erhielt von dieſem die Schlüſſel zu ſeiner Amtswohnung; Frau und Kind kamen ihm entgegen, und nun ward das eigene Hausweſen eingerichtet. Die letzten Erſparniſſe aus Dresden machten einige Anſchaffungen möglich; das feſte Gehalt von tauſend Gulden jährlich ſicherte ein behagliches Leben; die freie eigene Wohnung, die freie Heizung nahmen der Hausfrau manche Sorge ab. Das erleichterte die Arbeit, und ſchon am Morgen des 28., Sonnabend vor Palmarum, war Alles eingerichtet. — Für Schubert verſprach der naturwiſſenſchaftliche Verein, in welchen er bald eingeführt wurde, eine angenehme Erholung. Henriette hatte eine Schwägerin am Orte und fand in der Frau des Profeſſors Wolf eine mütterliche Freundin.

Die Aufgabe des Realinſtitutes war eine ihrer ganzen Natur nach unklare, denn ihre Einrichtung war ein Verſuch, die gelehrte Bildung auf einer anderen Grundlage, als derjenigen der alten Sprachen, aufzubauen. Es ſollten dort ſolche Köpfe, die für Natur und Kunſtideen unmittelbares treibendes Intereſſe hätten, zu Chemikern, Phyſikern und Naturforſchern erzogen werden. Noch heute, nach fünfzigjähriger Prüfung und Erfahrung, haben wir auf dieſem beſonderen Gebiete der Erziehung keinen feſten Boden gefunden; noch iſt es ſtreitig, ob das Latein ganz fern gehalten werden dürfe, und ob das Hauptfach der Schule in der deutſchen oder überhaupt den neueren Sprachen, oder

in der Naturwiſſenſchaft zu ſuchen ſei. Damals ſchien man geneigt, dem Unterricht in der Mutterſprache die erſte Stelle einzuräumen; wenigſtens wurde dieſer dem Rector übertragen; aber während man jetzt bei den Realſchulen eine raſchere Ausbildung wie bei den Gymnaſien erreichen zu können meint, und deßhalb dort den Unterricht mehr der Faſſung jüngerer Schüler anpaßt, ſollte damals in den Vorträgen, in der Wahl der Gegenſtände, ein höherer Ton angeſchlagen werden, denn dem Rector war als zweiter Lehrgegenſtand die Philoſophie aufgegeben. Die äußere Einrichtung des Inſtitutes entſprach dieſen Plänen. Die Anſtalt zerfiel in das eigentliche Realinſtitut, welches bis vier Klaſſen haben ſollte und in eine für daſſelbe vorbereitende Realſchule. Nach dem erſten Jahre waren in den je zwei Klaſſen dieſer beiden Abtheilungen zuſammen 84 Schüler.

„Die Lehrer," ſo erzählte Schubert bald nach ſeinem Weggange von Nürnberg, „wurden aus Norden, Süden, Oſten und Weſten ſo weither zuſammenberufen, daß vorher mehrere von ihnen über 200 Meilen von einander entfernt waren. Keiner kannte den andern; jeder dachte, was ſoll aus der ſonderbaren ſo nahen Zuſammenmiſchung ſo verſchiedenartiger Elemente werden? und ſiehe, durch einen höhern Zufall waren hier Menſchen zuſammengeſchneiet worden, die in ihrer Gemüthsart, in ihrem Streben, in ihrem Lebensgange ſo viel Verwandtes und ſo viel gegenſeitige Beziehungen auf einander hatten, daß wohl ſchwerlich im ganzen Königreiche eine öffentliche Anſtalt war, wo die dabei angeſtellten Staatsdiener ſich ſo herzlich liebten, ſich gegenſeitig ſo viel nützten, ſich ſo nahe und treu verbunden waren und bis an's Grab ſo treu verbunden bleiben werden." Wir haben von dieſen Lehrern den Profeſſor Wolf, einen älteren Herrn, nur zu nennen, da er bald in eine andere Stelle berufen wurde. Die Anderen wollen wir uns näher anſehen.

Voran steht Johann Arnold Kanne, welcher schon vor dem Rector in Nürnberg angelangt war. Schubert suchte ihn auf, ward erst prüfend aufgenommen, dann aber genöthigt, bei einer Flasche Wein die Selbstbekenntnisse seines Wirthes anzuhören. Freilich mit anderer Färbung, so erzählt Schubert, als er wohl später gethan haben würde, aber mit unübertreffbarer Lebendigkeit schilderte er mir, wie er in den Schulen seiner Vaterstadt oftmals die Kinderspeise und Jünglingskost der gelehrten Bildung mit einer solchen unersättlichen Begierde zu sich genommen habe, daß er davon freilich zur Bewunderung Aller, die ihn kannten, aufgedunsen, zugleich aber auch recht übersatt davon geworden sei. Er habe gemeint, die Theologie solle ihm neuen Appetit machen, sei deßhalb nach Göttingen gegangen, dort aber bald wieder, durch die überwiegende Anziehungskraft des berühmten Heyne, zur Philologie hingeführt worden, weil er darin das beste Zeug gefunden, um seinem Genie einen recht glänzenden Prunkrock daraus zu machen, während sein Leib nothgedrungen, in ziemlich abgetragenem Rocke, umher ging. Er habe auch zum Schneidern jenes Stoffes so viel Lust und Geschick bewiesen, daß Heyne ein besonderes Wohlgefallen an ihm gefunden, und daß er selber schon in Göttingen mit, so wie ohne seinen Namen, mehrmals mit seinen philologischen sowie archäologischen Schneiderarbeiten öffentlich zu Markt gezogen. Er habe jedoch das viele Sitzen bei schlechter Kost — denn bei seiner Schneiderei sei nicht viel herausgekommen — nicht länger vertragen können, habe deßhalb im Jahre 1805 seinen abgetragenen Tuchrock gegen einen österreichischen gemeinen Soldatenrock umgetauscht und sei mit dem kaiserlichen Heere gegen die „große Armee" des Napoleon zu Felde gezogen. Als man sich jedoch bald aus dem Felde nach den Hütten des Friedens gewendet habe, habe auch er sich geneigt finden lassen, mit Plato, mit Aristoteles und ihrer großen Armee wieder Frieden zu schließen. Gute Freunde kauften ihn los, er schrieb in Würzburg seine „neue Darstellung der My-

thologie der Griechen und Römer", auch, wie im Schritte des Eilmarsches, den er bei den vielen von ihm mitgemachten Retiraden gelernt habe, seine „älteste Urkunde der Geschichte", welche jedoch die damalige Censur drei Jahre lang in ihrem mütterlichen Schooße behalten habe. Von Würzburg sei er nach Jena, von da nach Berlin gegangen, um ein kleines Manuscript, das er für goldeswerth gehalten, bei einem geneigten Buchhändler zu versilbern. Es war im Frühlinge 1806; Preußen rüstete sich schon gegen Napoleon; an dem Fenster seines kleinen Zimmers im Wirthshause hörte er Musik und Trommel, sah die Preußen prächtig aufmarschiren, bei denen die Köpfe und Herzen so warm waren, während es ihn in seinem ungeheizten Zimmer fror. Da nahm er sein Manuscript, steckte es in den Windofen, zündete es an und, nachdem er ein wenig sich daran gewärmt hatte, ging er zum Commandeur eines Infanterie-Regiments und meldete sich zum Anwerben. Der Offizier, bei dem dies geschah, war ein Mann von Bildung und wackerer Gesinnung. Nachdem er vernommen, wer und woher der kriegsluftige junge Mann sei, nahm er ihn bei Seite, fragte ihn, ob er vielleicht nur aus Geldnoth nach der Trommel und dem Kommisbrot Verlangen trage? — Kanne, mit heiterer Miene, zog seinen Beutel, darin sich neben den kleinen Silbermünzen auch noch ein Goldstückchen fand, zeigte das dem freundlichen Offizier und versicherte ihn, daß ein Mensch seiner Art, so lange er noch so viel Geld habe, an keine Noth denke. — Oder ist es, fragte jener weiter, eine unglückliche Liebe, die Sie zu Ihrem jetzigen Schritte treibt? — Zum recht ernstlichen Verlieben, sagte Kanne, habe ich noch niemals Zeit gehabt.

„So war ich denn, erzählte mein Freund weiter, zum zweiten Male Soldat geworden, diesmal im preußischen Heere, das gegen Napoleon zu Felde zog. Anfangs, so lange ich in der Nähe des Offiziers blieb, der mir so freundlich gewogen war, erging es mir sehr gut und auch später erträglich; ich habe an verschiedenen Orten meine Kugeln gegen die Franzosen abgeschossen,

auch den Säbel gezogen, gerieth aber zuletzt hinter den Festungsmauern in französische Gefangenschaft. Da ist mir's nun freilich sehr schlecht ergangen. Früher hatte ich freilich manchen schmalen Bissen, doch in allen Ehren genossen, und je leichter die Kost, desto leichter war auch der Schlaf gewesen. In der französischen Gefangenschaft hatte ich, unter Spott und Verachtung, oftmals keinen Bissen zu essen, und an Schlaf, außen im winterlich kalten Felde, war auch nur selten zu denken. Während unsere Treiber ritten, mußten wir Gefangene bei Tag wie bei Nacht und Nebel, zu Fuß neben den Pferden herlaufen. Doch verstanden die Franzosen auch zuweilen einen guten Scherz, der mir bei Gelegenheit einen guten Trunk und Bissen eintrug, und zuletzt machte ich mir den Spaß, ihnen einmal bei Nacht und Nebel davon zu laufen. In meinem grauen Kittel, den sie mir angezogen, gab es zwar Taschen, in diesen aber keinen Heller Geld und keinen Bissen Brot. Die Bauern in einem Dorfe, das seitwärts von der Straße im Walde lag, gaben mir von ihrem Brot zu essen; bei einem Dorfbarbier, der sich einen halben Gelehrten dünkte, habe ich auch etliche Rasttage gehalten. Ich sah jetzt, daß man sich auch mit Betteln durch die Welt bringen kann; Geld nahm ich auf meiner langen Weiterreise nicht an, Brot aber und Kartoffeln, sowie etwas Uebergebliebenes vom Essen, nahm ich gerne. In Meiningen ließ ich mir aber dennoch von Einem, der meinen Namen kannte, ein kleines Darlehen reichen, kam jedoch damit nur bis Hildburghausen. Dort ließ ich mich abermals zum österreichischen Soldaten anwerben, und zwar in der Hoffnung, daß ich da vorerst keine so strengen Märsche machen müsse, als mit den französischen Reitern, auch nicht so hungern dürfe. Und so war es auch, doch ging mein Marsch diesmal nicht in's Feld gegen die Franzosen, sondern gegen einen noch schlimmeren Feind. Ich wurde nach einiger Zeit schwer krank, kam zu Linz in's Hospital, mußte da im Fieber viele Rasttage halten, ohne sie zu zählen, weil ich nur selten so viel bei Sinnen war, daß ich die

Tage von den Nächten unterscheiden konnte. Sprach doch auch das alte Weib, das mir die Arzenei reichte, die ich kaum noch mit dem Löffel zum Munde führen konnte, „für den wird man auch nicht oft mehr eine Suppe kochen dürfen.“ Endlich ging es langsam wieder der Besserung zu, und ich hatte manchmal ein heimliches Verlangen nach anderer Kost und Pflege, als nach der im Krankenhause und auf dem Krankenbette. Und was geschieht da! Meine „älteste Urkunde“ war grade um jene Zeit aus dem verschlossenen Mutterschooße der Censur hervorgegangen, hatte auch bald nach ihrer Ausgeburt einen recht freundlichen Beurtheiler in einer Literaturzeitung gefunden. Das Blatt hatte einer von den geistlichen Herren im Kloster des Spitals, ich meine, er hieß der Pater Anselmus, gelesen. Er war ein unterrichteter Mann, mit dem ich mich, seitdem ich wieder zu sprechen anfing, öfters gern unterhalten hatte. Johann Arnold Kanne, so sagte derselbe bei Tische zu seinen Amtsbrüdern, heißt der, welcher das Buch geschrieben hat, das hier in der Literaturzeitung so gelobt wird? Bei uns im Krankenhause liegt ein Soldat, der auch so heißt, und aus dessen eigenem Munde ich es weiß, daß er viel studirt hat. Sollte das derselbe sein? Gelehrt und gescheit, um ein Buch zu schreiben, scheint er mir genug zu sein, auch ist er über die Studentenjahre längst hinaus.“

„Meine Geschichte, sowie unsere Flasche Wein ist jetzt zu Ende, und ich wollte, beide wären besser gewesen, als sie waren. Ich gebe nun noch die letzten Tropfen der Neige. Als die geistlichen Herren in Linz von mir erfuhren, daß ich wirklich der Verfasser des belobten Buches sei, da erwiesen sie mir gar viele Achtung und ließen mir aus Küche und Keller, so weit der Arzt es erlaubte, so gute Kost und Pflege zukommen, als ich seit vielen Jahren nicht genossen. Ich durfte mich bei ihnen vollkommen nach meinen Kriegs- und Bettlerstrapazen erholen. Meine Freunde hatten seit langer Zeit nichts von mir gewußt. Ich schrieb jetzt an den Nächsten von ihnen, an Adolf Wagner in Leipzig; dieser schrieb

an Jean Paul, welcher an mehreren meiner Schriften ein Wohlgefallen gefunden hatte; Jean Paul ſchrieb an den Präſidenten Fr. Jacobi in München, der mich mit Beihülfe der freundlichen geiſtlichen Herren in Linz, ohne große Schwierigkeit, vom Soldatendienſte loskaufte. Ich war jetzt des Wanderns ſatt, mochte deßhalb von einem Zuge nach Moskau, wohin ich hätte kommen können, nichts wiſſen, halte mich nun an die ſpießbürgerlichen Realien, ſtehe ſogar halb und halb im Begriffe, nicht nur ein Mann nach der Welt, ſondern ſogar ein Ehemann zu werden. Denn gerade heute, am 1. April, wo wir laut unſerem Anſtellungsdecrete am Nürnberger Realgymnaſium in Amt und Sold treten, kündigt mir ein Brief von Baireuth an, daß ſich mir eine mehrjährige ſchöne Liebſchaft aus der Idealität der Wünſche und Hoffnungen zur Realität der Erfüllung hinneige."

Der wunderliche Mann machte dann noch am Hochzeitstage den Verſuch, vor ſeinem Amt und ſeinem Weibe davonzugehen; zurückgebracht ward er der gewiſſenhafteſte Lehrer, der treueſte Hausvater.

„Bald nach dieſer Zeit erſchien denn auch ein anderer, ſehnlich erwarteter Kollege auf ſeinem Platze, der aus Dorpat an unſer Realinſtitut berufene Dr. Joh. Wilh. Pfaff. Von dieſem werde ich ſpäter noch viel zu berichten haben, denn die Tage meines brüderlich freundſchaftlichen Zuſammenlebens mit ihm in Erlangen gehören zu jenen Tagen meines Lebens, von denen ich am liebſten erzähle. Sein Landsmann und Jugendfreund Schelling urtheilte über ihn: „Unter allen Menſchen, die ich kennen gelernt habe, iſt Pfaff mit natürlichen Gaben und geiſtigen Anlagen am reichſten verſehen geweſen; er hat ſich aber in ſeiner beſtändig jung bleibenden, um die Welt und ihre Ehren unbekümmerten, frohſinnigen Lebensweiſe niemals dazu Zeit gelaſſen, den koſtbaren Demant, den er in ſich trug, zu ſchleifen und brillant zu machen." Hier aber will ich nur den erſten Eindruck beſchreiben, den Pfaff's Perſönlichkeit bei unſerm Zuſammentreffen in Nürnberg auf mich machte.

Ein feiner, damals in der frischen Blüthe des jugendlichen Mannesalters stehender Mensch, dessen wohlgebildetes Gesicht mit den schönen, guten, blauen Augen man nur mit Wohlgefallen betrachten konnte. Er trat nicht, so wie Freund Kanne, gleich einem Soldaten auf dem Wachtposten, fremdthuend und forschend auf mich zu, sondern so zutraulich, wie ein alter Bekannter. Und so wie mit einem alten guten Bekannten mußte es nicht nur mir und meines Gleichen, sondern selbst, wie dies Alle wissen, die ihn nur etliche Mal gesehen, jedem Kinde zu Muthe werden, denn er hatte, wie dies Schelling in seinem Urtheil über ihn andeutete, die fröhlich harmlose Kindernatur niemals ausgezogen. Wir setzten uns, wir sprachen Verschiedenes; Pfaff, wenn ich etwas sagte, machte zuweilen so große Augen und nahm im ganzen oberen Theile seines Gesichtes eine solche Miene des achtungsvollen Staunens an, daß ich wunder gedacht haben würde, welcher große, neue Gedanke mir eben entfahren sei, wenn sich nicht um seinen Mund herum ein gewisser gutmüthiger schelmischer Zug gezeigt hätte, der mich unwillkürlich in die scherzhafte Stimmung setzte, darin er sich gern zu ergehen pflegte.

Der erste Besuch, zu meinem Leidwesen, dauerte nur kurz. Seine damalige (erste) Frau, eine geborne Gräfin Pahlul, die er mit sich aus Rußland gebracht hatte, eine schöne, sehr vornehm gekleidete Dame, welche von meiner guten, arglosen, mit den Sitten der vornehmen Welt ganz unbekannten Henriette sich dadurch auf's bitterste beleidigt hielt, daß dieselbe, ohne zu wissen, was sie that, sich zu ihrer Rechten auf's Sopha setzte und der vornehmen Fremden den Sitz zu ihrer Linken überließ, machte plötzlich Aufbruch, und Pfaff, indem er lächelnd eine Pantomime des Bedauerns hinter den beiden Frauen hermachte, mußte mit ihr fort.

Durch Pfaff war ein ganz besonderes Leben unter unsere Schüler gekommen. Diese Alle waren ihm nicht nur alsbald in herzlicher Liebe zugethan, sondern zwischen ihnen und ihm trat ein Verhältniß ein, das vielleicht Manchem, welcher Pfaff's eigen-

thümliche Gabe nicht kannte, als Lehrer und als Hausvater auf seine Schüler wie auf seine Kinder in zutraulicher Liebe zu wirken, als ein zu republikanisches erscheinen konnte. Aber das junge Volk lernte nicht nur gerne, sondern dann, wenn der in ihnen erwartete gute Wille vom Talent begünstigt ward, auch Viel und Tüchtiges bei ihm, und ich dachte oft: hätte ich doch auch einen solchen Lehrer, wie diesen, in der Mathematik gehabt.

Erst später (1811) traten noch zwei neue Lehrer ein, Schweigger und Erhardt. „Die gelehrte Welt kennt den J. Salomo Schweigger als einen ihrer klassisch, in der Schule des Alterthums gebildeten Genossen, der im Gebiete der Physik und Chemie mit den vorragendsten Meistern den Wettlauf der Entdeckungen rüstig mitmachte, aus welchen die Wissenschaft der neuesten Zeit ihren Hauptgewinn gezogen hat. Wie seinem glücklicheren Mitbewerber um den Preis, wie Oerstedt, ist ihm der Gedanke an den einen gemeinsamen Ursprung aller Bewegungen in der Elementarwelt, von dem leisen Wehen des Magnetismus und der Elektrizität an, bis zu dem Sturme, der die Weltkörper durch ihre Bahnen treibt, ein leitender Grundgedanke aller seiner Naturbetrachtungen und Forschungen gewesen. Man kennt unter den physikalischen Apparaten der Neuzeit einen, welcher der elektromagnetische Multiplikator heißt, und dessen Erfindung und weitere Vervollkommnung man wohl unserem Schweigger, vorzugsweise vor Poggendorf, zuschreiben kann. Er besteht aus einer Magnetnadel, um welche sich ein Metalldraht (isolirt durch Umwickelung von Seide) herumwindet. Die Magnetnadel wendet sich ohne Aufhören und treulich ihrem Pole zu, wenn aber ein elektrischer Strom durch den Draht hindurch geht, da setzt dieser die Magnetnadel alsbald in Bewegung. Auch der leiseste Einfluß solcher Art verräth sich an diesem höchst empfindlichen Apparate, dessen Bewegungen mit der Stärke des Einflusses wachsen. So gleicht auch das Gemüth meines Freundes Schweigger seinem elektromagnetischen Multiplikator, erregbar für jeden leisen An-

hauch zu einer geiſtigen Mitwirkung oder Gegenwirkung der ihm von außen kommt, und wie der Magnet unter dem Drahte des Apparates hat auch ſein Gemüth nach all ſeinen Bewegungen die ruhende Richtung nach dem Pole des inneren Lebens immer wieder gefunden und behalten. Schweigger hat den Gedanken, welcher der Erfindung ſeines Multiplikator zu Grunde lag, noch in einer anderen großartigeren Weiſe: in Beziehung auf die Erweckung der ſchlummernden Kräfte der Völker, zum Erkennen des einen Grundes alles Seins und Lebens, in dem gemeinſamen tieferen Erfaſſen des Buches der Werke und der Offenbarung ausgeſprochen, und wenn derſelbe durch ihn auch nur noch als Keim der mitlebenden Gegenwart ſich mitgetheilt hat, ſo liegt doch in dem Keime die Kraft einer künftigen Entwickelung.

Dr. Simon Erhardt, nur vier Jahre älter als ich, befand ſich alsbald unter uns, ſeinen Mitlehrern und den Schülern in der feſten Stellung der gegenſeitigen Achtung und Liebe, au welcher er niemals, auch nicht um ein Haar breit, herausgetreten iſt. Und nicht nur uns, ſondern Allen, die ihn kennen lernten, erſchien er als ein Ehrenmann von ſeltenem Reichthum der Kenntniſſe und Gaben, ſowie von gediegener Lauterkeit des Charakters. Erhardt hatte eine ſchwere Jugendzeit durchlebt; er nahm die Aufgabe ſeines Lebens und Wirkens ernſt und treu. Er und ſeine treffliche Frau wurden mir und meinem Hauſe ſehr nahe befreundet. Der wiſſenſchaftlichen Welt hat er ſich durch ſeine Schriften: „philoſophiſche Encyklopädie", „Vorderſätze zur Aufſtellung einer ſyſtematiſchen Anthropologie", „Einleitung in die Studien der Philoſophie" und ſeine „Eleutheria", rühmlich bekannt, ſeinen Schülern in Nürnberg, Freiburg und Heidelberg, wo er 1829 ſtarb, unvergeßlich werth gemacht; mir iſt er durch ſeinen klaren Verſtand wie durch ſein richtiges Urtheil oft ein hülfreicher Freund geweſen." —

Nach dem Eintritt von Schweigger und Erhardt war es, wo Göthe ſagte: „An dem Realinſtitut zu Nürnberg ſind aber ſeltſame Käuze zuſammen."

Neben diesem bestand dort das Gymnasium. Hervorgegangen aus der Vereinigung der beiden derartigen Schulen und wieder ganz auf die alten Sprachen gegründet, war es die würdige Fortsetzung des einst von Melanchthon, Heß und Kämmerer errichteten. Die neue Schule war in den Räumen des Gymnasiums untergebracht. Dieses leitete von 1808 bis 1817 der berühmte Georg Wilhelm Hegel, derselbe Mann, dessen mächtiger Geist noch lange über seinen Tod hinaus das geistige Leben seines Vaterlandes weithin beherrscht hat. Er stand damals seinem vierzigsten Jahre nahe. Wir haben ihn hier nur als Menschen (nicht als Denker) anzusehen, und als solcher muß er hoch gepriesen werden. Ehrenfesten Charakters war er trotz seiner geistigen Ueberlegenheit über Alle, die ihn umgaben, gegen Andere billig, gerecht, gütig. Er war ein theilnehmend zärtlicher Hausvater, im persönlichen Umgange liebenswürdig, sowohl wenn er ernst belehrte, als wenn er durch seinen treffenden Witz erheiterte; und wo es galt, war er stets bereit, Andern zu helfen. Schubert verdankt ihm viel; Hegel, der ihm seine schwere Stellung bei dem kleinsten Maße von Unduldsamkeit hätte unerträglich machen können, erleichterte sie ihm wesentlich, ihm mit Rath und That beistehend. Von den Lehrern des Gymnasiums traten nur der bescheidene Rehberger und der bewegliche Heller, letzterer allerdings in ein sehr nahes Verhältniß zu dem Rector des Realinstitutes. Vermöge seiner Gabe nach dem Lichte zu sehen erkannte dieser in Heller eine suchende Seele, freute sich seines Sinnes für kirchliches Leben und noch mehr seiner in Erlangen durch den Pfarrer Krafft gewirkten Bekehrung.

20. Die Anfänge des Amtslebens.

Nürnberg war eine freie Reichsstadt gewesen und erst in Folge des französischen Krieges an die Krone Baierns gefallen, welcher die gut kaiserlich gesinnten Einwohner widerwillig gehorchten. Der König von Baiern hatte einen General-Commissär

über die Stadt und alle ihre Behörden gesetzt. Als solcher fungirte 1809 der Graf von Thürheim. Das Geistliche und das Schulwesen wurde unter seiner Oberleitung von dem bekannten Dr. Eberhardt Paulus geleitet, einem Manne, in dem sich Alles vereinigte, was Schuberts Lage schwierig machen konnte. In demselben Hause, in welchem Schelling vierzehn Jahre später das Licht der Welt sah, geboren, war er der Sohn eines Geistlichen, der wegen seines Hanges zur Schwärmerei abgesetzt worden war. Vielleicht haben die trüben Tage im elterlichen Hause und die Erfahrungen welche er an dem Vater machte, dem Sohne den Grund zu seiner Lebensrichtung gegeben. Diese ging nicht blos auf einen eifrigen Vorkampf für den sogenannten Denkglauben, sondern auch auf einen offenen Angriffskrieg gegen die Gläubigen, die Finsterlinge, denn Paulus war der Meinung, daß die Umkehr zum Väterglauben durch eine Verschwörung Weniger gewirkt würde. Als Seele derselben galt ihm Schelling, gegen den er seit ihrer gemeinsamen Wirksamkeit in Jena einen bittern Haß hegte. Bei der Treue und Offenheit, mit welcher er für seine Meinung einstand, ließ er denn auch nichts unversucht, um seine Gegner zu unterdrücken. Zum völligen Unglück war er selbst ungern in der für ihn ungeeigneten Stellung in Nürnberg. Ihm war Schellings Einfluß in München unangenehm, ebenso die Errichtung des Realinstitutes und seine Besetzung mit lauter Günstlingen des Gefürchteten und Gehaßten. Selbst wenn Schubert sich ihm irgendwie nachgiebig gezeigt oder seinen Unterricht in anderer Weise ertheilt hätte, würde er in ihm einen übelwollenden Vorgesetzten gehabt haben; so wurde das Verhältniß bald unerträglich. Am 17. April 1809 ward die Schule durch eine Rede des Rectors eröffnet. Er hatte wohl die Anwesenheit von Hegel, Paulus u. s. w. erhofft; da statt ihrer eine gar bunte, fremde Versammlung sich zusammen fand, ward er verlegen, verlor den Faden seines Vortrages und kam zuletzt auf das Hellsehen zu reden.

Bald nach Beginn des Unterrichtes fingen auch die Streitigkeiten der Realschüler und der Gymnasiasten an, für Schubert eine reiche Quelle des Verdrusses zu werden; eine andere ward seine Schwerfälligkeit in Erledigung der schriftlichen Direktorialarbeiten. Beides gab dem gereizten Schulrath mannigfache Gelegenheit, den Untergebenen zu quälen. Die reichlichste indessen fand sich im Unterrichte selbst, und hier war es namentlich die erste Prüfung, bei der sich Paulus seinem Groll ohne jeden Rückhalt Preis gab. In richtiger Erkenntniß dessen, worauf es bei Einführung der Schüler in die deutsche Dichtung ankäme, hatte Schubert dieselben mit den Meisterwerken der Minnesänger bekannt gemacht; viel mit ihnen gelesen und sie viel auswendig lernen lassen. Voll Stolz führte er am Prüfungstage seine junge Garde in's Gefecht; sie hielt sich ritterlich, namentlich sein Liebling Andreas Wagner, der Erste, dessen Namen er in das Verzeichniß der Schüler eingetragen hatte, leistete Vorzügliches; aber Herr Paulus brach den Gegenstand bald ab und machte dann dem Lehrer die heftigsten Vorwürfe, daß er diesen zum Glück längst vergessenen Kram wieder hervor suche, um den Schülern damit Geschmack und Ausdruck zu verderben. Er mußte es allerdings ertragen, daß Herr Max von Lerchenfeld, der liebenswürdige Nachfolger des Grafen Thürheim, die hart getadelte Weise ebenso offen lobte, aber den armen Schubert drückte der schwere Tadel so tief nieder, daß ihn die Anerkennung des Andern nicht aufzurichten vermochte.

Er war völlig niedergeschlagen, glaubte seine Absetzung wegen Unfähigkeit zum Amte nahe, aber er fürchtete sie nicht, sondern wünschte die Erlösung herbei. In der That ging in der Stadt das Gerede, die Regierung beschäftige sich mit dem Gedanken an die Auflösung des Institutes, und in dem wunderlichen Umstande, daß die Lehrer desselben ihr Gehalt nicht empfingen, während es denen am Gymnasium ununterbrochen gezahlt ward, fand es eine Stütze. In der doppelten Verlegenheit erinnerte

Henriette an die unvollendeten „Ahndungen“, zu deren Fortsetzung wohl die Zeit da gewesen wäre. Schubert aber wollte nur dem Amte leben, und sie beschied sich gern. Ein Besuch des Schwager Martin aus Plauen hatte, obwohl dieser in seiner zarten Weise Anderes vorgab, nur den Zweck, sich zu überzeugen, ob die Schwester in irgend einer Verlegenheit sei, und als er dieses erkannte, sie durch Wechsel auf ein Nürnberger Haus von derselben zu befreien. Eine zweite Erleichterung brachte ein Besuch der Louise von Herder, jetzt Frau von Stichling, mit ihrem Manne, der zugleich die Aussicht auf einen annehmbaren Ruf nach der Schweiz eröffnete. Derselbe erfolgte wirklich unter lockenden Bedingungen, konnte aber abgelehnt werden, denn inzwischen hatte Emil von Herder, der vertraute Freund des Freiherrn von Lerchenfeld, eine nähere Bekanntschaft zwischen diesem und Schubert vermittelt. Durch die Rücksicht darauf ließ sich Paulus in seinen Anfeindungen der Schule mäßigen; dieselbe erlangte sogar erhebliche Vortheile. Das Gehalt ward den Lehrern nach- und fortgezahlt, der Anstalt ein neues Gebäude überwiesen und endlich durch einen Lehrerwechsel dem Rector die Möglichkeit gegeben, den naturwissenschaftlichen Unterricht zu übernehmen. Seine bisherigen Stunden erhielt Erhardt.

Uebrigens fallen in diese Zeit Besuche, Anfänge näheren Verkehrs mit sehr hochgeachteten Kaufmannsfamilien der Stadt, und die schon früher erwähnte Ankunft Wetzels,[1]) der in der

---

[1]) Durch ein Versehen ist oben eine Legende Wetzels mit dem Anfange einer anderen Bearbeitung desselben Gegenstandes bezeichnet worden. Es sei erlaubt, dafür an die Sage: „Auch die hohen Götter müssen fallen“ zu erinnern, sowie an die den Dichter selbst treffend zeichnenden Verse:

So lang' wehr' dich und bleibe stumm,
Bis dich die Geister greifen,
Und werfen dir die Schlinge um,
Und dich gefangen schleifen.

Nähe von ſeinem Freunde ein beſcheidenes Brot ſuchte und durch Hegels Hülfe ein ſolches erhielt.

21. Ein Kind Gottes.

Wir wollen jetzt von den hochgelehrten Herren im Auguſtinerkloſter zu St. Aegidien den weiten Sprung in ein Bürgerhaus, welches ſich den alterthümlichen Charakter rein bewahrt hat, wagen. Die weiße Roſe über dem Eingange bezeichnet uns die Roſenbäckerei. Erquickt durch den anmuthigen Duft des friſchen Brotes und der mancherlei feinen Backwaaren, denen der alte Meiſter ſeinen Ruf verdankt, eilen wir nach ſeinem Zimmer über der Backſtube. Siehe da, die einfachſte Einrichtung, die du dir denken magſt, aber doch der wunderbarſte Reichthum, der dich umgibt. Dort um das runde Fenſter hängen die Uhren, mit deren Verbeſſerung ſich der Roſenbäcker gern beſchäftigt. Daß er auch eine weitergehende Fertigkeit und eine ſeinem Stande ſeltene Kenntniß beſitze, bezeugen die verſchiedenen kunſtvoll geſchliffenen Gläſer, welche weiterhin zu ſehen ſind. Am meiſten aber überraſcht uns der Bücherſchatz. Nur die Fenſterwand iſt frei; ſonſt iſt das ganze Gemach von Büchern umzogen, welche nicht nur durch ihre verſtändige Anordnung, ſondern auch durch ihren werthvollen Inhalt beweiſen, daß ſie nicht zufällig hier vereint ſind. Mitten unter ſeinen Herrlichkeiten ſitzt der Alte, heitern Angeſichtes, leſend oder an Gläſern und Uhren arbeitend.

Ein merkwürdiger, viel erfahrener Mann. Zwar iſt ſein äußerer Lebensgang einfach, und das einzige Ungewöhnliche darin iſt, daß er wegen ſeiner, den Kindern der Welt unbegreiflichen Ehrlichkeit eine ſtrenge Haft als vermeintlicher Spion ausgeſtanden hat. Deſto reicher iſt ſein inneres Leben. Er entſtammt einem Hauſe, in dem der Morgen- und Abendſegen wie das

---

Dann gib dich d'rein, und eher nicht,
Zu dichten und zu ſchreiben;
Und dann wird's aber ein Gedicht
Und wird es ewig bleiben.

Tischgebet noch laut gesprochen wurden, in dem aber aller Gottesdienst ein todtes Werk war. Er aber hatte schon von frühester Kindheit an einen heiligen Zug zum Herren, und hat oft hinter der Scheuer gekniet und innig gebetet. Als Jüngling wandernd ist er durch Gottes Hand in das Haus des bekannten Pfarrers Hahn in Kornwestheim gekommen, der ihn unter seine Arbeiter aufnahm und ihm im Geistlichen und Weltlichen ein treuer Lehrer wurde. Durch ihn lernte er jene Fertigkeiten, die seinem Werktagsleben einige Abwechslung gaben; durch ihn ward er in die Schriften jener Männer, welche sich mit besonderer Innigkeit in die Betrachtung der göttlichen Geheimnisse versenkten, Bengels, Oetingers, Flattichs, eingeführt. Ebenso entstand von da eine Verbindung mit der Baseler Gesellschaft. Matthias Burger hatte eine empfängliche und bildsame, zugleich aber auch eine kerngesunde Natur. In ihm prägte sich der Glaube in der schönsten Form aus. Frisch, fromm, fröhlich und frei war sein ganzes Wesen. Wenn er als Geselle sein Brot, seine kleinen Münzen, als Meister Größeres und Mehreres an die Armen dahin gab, oder wenn er zu Zeiten der Theurung, wo die meisten Bäcker ihr Gewerbe einstellten, das Seinige mit erheblichem Verluste weiter trieb, damit die Hungrigen doch zu essen hätten, that er es mit derselben Heiterkeit, mit der er in jüngern Jahren am Backtroge und dem Verkaufstisch, in späteren bei dem oft schwierigen Geschäfte des Getreidekaufs thätig war. Und ob er dem Vornehmen gegenüber für einen mit Unrecht verfolgten Mann einstand, oder ob er jüngeren Freunden in seiner Bücherei von der Güte Gottes redete, sein Gemüth war in der gleich ruhigen Stimmung. Was Gottvertrauen und Ergebung sei, konnte man bei ihm lernen. Er stand am Grabe seines lieben Töchterchens gebeugt, aber nicht gebrochen; er ging als Greis auf ungerechtes Urtheil hin mit festem Schritt und ungesenktem Haupte in's Gefängniß, und als seine Freunde seine Befreiung erreicht hatten, verließ er es ohne Rachgefühl und ohne Märtyrerstolz; bei einer

Feuersbrunſt, welche ſein Haus nicht lange vor ſeinem Tode nahe bedrohte, trafen ihn die Freunde unter ſeinen Büchern. Er hatte dieſelben unter Opfern erworben; meiſt waren es ſolche, welche im Handel nicht mehr gefunden wurden, und faſt ausſchließlich behandelten ſie Fragen des chriſtlichen Lebens, eine große Anzahl ſeine Lieblings-Gegenſtände, den endlichen Sieg des Herrn in ſeiner Welt und das ewige Leben. Sein Herz hing an den Büchern; dennoch wehrte er dem Retten und Räumen derſelben. Es hätte ihm nichts genützt, da er nicht im Stande war, ſie noch einmal zu ordnen und aufzuſtellen, und ſo hatte er ſie ſeinem Gotte befohlen. Sie blieben ihm erhalten. Er hatte ſie aber auch nicht zum Prunke. Wie er oft ſolche, die er ſchon beſaß, nochmals kaufte, damit ſie nicht zerriſſen und vertreten würden, ſondern durch ihn in die rechten Hände kämen, ſo borgte er ſie gern weg. Was er nicht zurück erhielt, *das hatte Gott weggeführt*.

Er war ein frommer Mann ganz im Sinne jener Geſellſchaft, welche durch Wort und That und eigenes Leben für das Reich Gottes einſtehen wollte, ob er gleich eine viel zu freie und eigenthümliche Perſönlichkeit war, als daß er in einer Abhängigkeit von ihr geſtanden hätte. Er hatte ſich alles: Leben, Urtheil, Denkweiſe, Sprache nach dem Worte Gottes gebildet und legte darnach ſeinen Maßſtab an Fremdes; nicht jedes Buch, das von Gott in chriſtlichen Tönen ſprach, war ihm *ſchulgerecht*, nur die beſten erſchienen *herzgerecht*. Aber von aller Frömmelei war er weit entfernt; ſeine Art war heiter und friſch er hatte vielmehr ſein Auge auf die Gnade des Herrn als auf das Elend der Welt gerichtet. Darum mochten ihn auch von den ſogenannten Frommen in Nürnberg nur Wenige leiden und konnten die Theilnahme, welche er für allerlei weltliche Dinge und weltliches Wiſſen hegte, weder billigen noch begreifen. Er aber ſagte: „Unſer Herr hat auch in den menſchlichen Wiſſenſchaften und Künſten ein großes Capital ſtecken, was gar häufig todt und im Boden der Eitelkeit vergraben liegt; das muß auch

als eine Gabe Gottes beachtet und zum Dienst seines Gebers auf die Bank gebracht werden, daß es seine Zinsen trägt."

Am liebsten aber verweilte er in seinen Betrachtungen bei dem Gedanken an die Ewigkeit und an den Zusammenhang der sichtbaren und der unsichtbaren Welt; wie er darüber dachte, mag die Auskunft lehren, welche er gab, als man über die Erscheinung des Herrn sprach, welche sterbende Kinder bisweilen haben. Man hatte eingewendet, daß die Vorstellung von der Allgegenwart des Herrn sich mit dem Glauben daran nicht vertrage. Da nahm er das Wort und sprach: „Selbst der plumpe natürliche Verstand weiß es, daß die Sonne am Tage, auch wenn der ganze Himmel mit einem Wolken- oder Nebelschleier bedeckt ist, immer am Himmel steht, und wenn sich der Schleier an einem und dem anderen Punkt, es sei in Lappland oder Italien, oder im fernen Meere, zerreißt, dann ist es dieselbe Sonnenscheibe, die auf den Lappländer in seinem Rennthierschlitten oder auf den Seefahrer in seinem Schiffe mit hellem Glanze unverdeckt herunter scheint. So ist auch die Gnade unseres Christus auf jede Menschenseele gerichtet. Er ist die rechte Sonne, aus welcher uns Licht und Leben kommt. Unser Menschenauge sieht ihn freilich nicht. Denn wie ein Nebelschleier am Himmel, so steht zwischen uns und seinem Anschauen unser sterbliches Fleisch und Blut. Daß er aber bei uns ist, das können wir bei jedem Athemzuge des herzinnigen Gebetes merken, so wie Einer, der aus seinem Hause heraustritt in's Freie, es an der Tageshelle und Wärme merkt, daß die Frühlingssonne am mittäglichen Himmel steht, auch wenn der Wolken- oder Nebelschleier sie bedeckt. Und wenn zuweilen schon in der Nähe des Todes und bei anderer Gelegenheit die Nebeldecke des Fleisches locker wird und sich aufthut, da schauet das Auge des Geistes hinaus und suchet den, welcher ewiglich lebt und welcher bei uns ist bis an der Tage Ende und in Ewigkeit. Es ist schon gut, wenn wir während des Leibeslebens recht oft aus dem Obdach unserer Hütte hinaustreten in's Freie, und

bei noch unwölktem Himmel am Gruße der Tageshelle uns stärken; gar Viele aber sind, die nicht nur ohne Aufhören unter dem Dache ihrer Hütte versteckt bleiben, sondern sich noch eine Höhle zur Wohnung graben, wohin nicht das Licht der Sonne, sondern nur die Flamme des Blitzes dringen kann."

„Ich aber frage: was wäre der Himmel selbst mit all' seinen nächtlichen Sternen ohne die Sonne, wo bliebe für uns im Sein der Ewigkeit die Seligkeit ohne die rechte eigentliche Sonne der Ewigkeit? Der selige Baxter ermahnt in seinem schönen Buche von der Ruhe der Heiligen seine Leser gar eindringlich, daß sie sich ohne Aufhören durch die Gedanken an die selige Ewigkeit stärken sollen gegen die Mühen und Gefahren des Lebens, und erheben lassen aus dem Wesen der Welt zu einem göttlichen Leben. Ich kann unter dem Gedanken an die selige Ewigkeit nichts Anderes verstehen, als den beständigen Gedanken an den Herrn und die Erhebung des Geistes zu Ihm, in welchem allein das Leben und die selige Freude der Ewigkeit zu finden ist. Denn so sehr sich auch mein geistiges Auge an dem Anschauen des Reiches der künftigen ewigen Herrlichkeit ergötzet, so kann es dieses Anschauen doch nur in dem Lichte jener Sonne genießen, die dasselbe beleuchtet. Darum halte ich es so, wie es in dem Liede von unserem Martin Schalling nach Assaphs Psalm heißt:

Die ganze Welt erfreu't mich nicht,
Nach Himmel und Erden frag' ich nicht,
Wenn ich Dich nur kann haben."

Kurz, der Rosenbäcker war ein Pilgrim, der sichern Fußes durch diese Welt ging, den Blick fest auf das schöne Ziel gerichtet und über demselben der Dornen des Weges nicht achtend.

22. Die Erweckung.

Gerade um die Zeit, wo sich Schuberts Amts-Verhältnisse freundlicher zu gestalten begannen, besuchte ihn der bekannte katholische Gottesgelehrte Xaver Franz von Baader; er trat demselben bald in einem eingehenden Gespräche näher, eröffnete

ihm sein Herz und erhielt dankenswerthe Rathschläge. Einer derselben veranlaßte ihn, ein treffliches Buch des Franzosen St. Martin zu lesen und in's Deutsche zu übertragen, eine Arbeit, an welcher Henriette große Lust hatte, weil sie bei derselben ihrem Manne die Freudigkeit früherer Zeiten wiederkehren sah. Im Jahre 1811 erschien das Werk bei Reclam in Leipzig. Baader schrieb öfter an seinen jungen Freund und beehrte ihn auch mit Aufträgen. So begehrte er einst seine Hülfe zur Erlangung gewisser Bücher, welche, wie der Beauftragte erfuhr, sonst nirgends, aber sicher beim Rosenbäcker Matthias Burger an der Ecke der Brunengasse und des Stöpselgäßchens zu haben waren. Burger nahm den Bittenden freundlich auf, verkaufte ihm wenige Schriften, lieh ihm mehrere und erregte durch seine Erscheinung, wie seine Umgebung dermaßen die Neugierde seines Gastes, daß ihn der um die Erlaubniß, ihn öfters besuchen zu dürfen, bat.

Allwöchentlich fanden sich an bestimmten Abenden Freunde des Reiches Gottes bei dem alten Theosophen — so nennt man Leute von dem Schlage des Rosenbäckers — zusammen. Bisweilen besuchte der auch den Garten am Burgzwinger, und dann nicht allein. Schubert trat in diese Gesellschaft erst als ein Fremder, später als ein Heimischer, zuletzt als ein naher Freund des Greises. Dessen Wirkung auf ihn war eine gewaltige, erweckende, bekehrende. Auch er entlieh Bücher von Burger, am liebsten Lebensbeschreibungen frommer Männer, und fand bald solchen Gefallen an ihnen, daß sein häusliches Leben ein anderes ward. Die Werke, an denen er sich, wie in der ersten Altenburger Zeit, wieder mit Henrietten erfreut hatte, wurden zurückgestellt. An ihre Stelle trat die Heilige Schrift, das geistliche Lied und dem Verwandtes, und dies Mal hatte die Wandelung mehr Kraft, als vor sechs Jahren unter Garmanns und Hauschilds Einfluß. Jetzt fielen auch die Baseler Sammlungen in seine Hände, und es muß hervorgehoben werden, daß er sie vom Rosenbäcker erhielt, denn die Bekanntschaft mit ihnen ist ein Ereigniß im sei-

nem Leben. Er hat nämlich nicht nur für ſich aus jenen Schachten Gold geholt, ſondern er hat es auch ſeitdem für Andere zu Tage gebracht und ausgeprägt. Außerdem las er mit ganz vorzüglicher Freude die Miſſionsberichte der Brüdergemeinde und anderer Geſellſchaften. Der große Gewinn, den er davon trug, beſtand in der Erfahrung, daß es trotz alles Gegenſcheines eine allgemeine chriſtliche Kirche, eine Gemeinde der Heiligen gebe. Im Geiſt und in der Wahrheit, wenn ſchon als Anfänger, ſchloß er ſich derſelben an. Auch von Jung Stilling, als deſſen Nachfolger er in mehr als einem Bezuge gelten mag, wie von den Schriften ſchweizeriſcher und württembergiſcher frommer Geiſtlichen ward er mächtig angezogen.

Wie aber der Herr immer je zwei und zwei ſendet, ſo ward auch ihm neben Matthias Burger ein zweiter geiſtlicher Vater zugeführt. Die Leſer der Sonntags-Bibliothek kennen aus dem 5. Hefte des ſechsten Bandes das Leben von Johann Gottfried Schöner, dem Pfarrer zu St. Lorenzen in Nürnberg (von K. F. Ledderhoſe beſchrieben). Dieſer Mann, der mehr als ein Jahrzehend lang allein in Nürnberg das Wort vom Kreuze bekannt und ſelbſt das Kreuz getragen hatte, war einer der Erſten, welche ſich von Nürnberg aus der Baſeler Chriſtenthums-Geſellſchaft anſchloſſen und der Gründer der erſten Bibelgeſellſchaft auf deutſchem Boden. Er war ein Greis von 60 Jahren, als Schubert ihn kennen lernte. Daß dieſer zu ihm in ein näheres Verhältniß getreten iſt, wird ebenfalls aus der angeführten Lebensbeſchreibung bekannt ſein. Der ſogenannte Zufall hatte die Verbindung geknüpft; ſie ward aber aus Nothwendigkeit eine ſehr feſte, innige. Es ſcheint einiger Unterſchied in der Weiſe geweſen zu ſein, in welcher der junge Chriſt mit ſeinen geiſtlichen Vätern verkehrte. Der Roſenbäcker wirkte durch ſeine ganze Perſönlichkeit erweckend, dann wieder erhebend, ſelbſt begeiſternd auf das Gemüth des Anderen. Der Pfarrer, mehr läuternd, prüfend, dadurch bekehrend und erbauend. Es mag in der

fertigen Weise des Theosophen eine Würde und Höhe gelegen haben, welche die Vertraulichkeit entfernte, während die herzgewinnende Milde des Pietisten dieselbe hervorlockte. Vor ihm thaten sich wenigstens die tiefsten Pforten des Herzens von selbst auf, wodurch ihm eben Gelegenheit ward, die Seele des jungen Mannes vor den zahllosen Gefahren, mit welchen die ersten Schritte der Umkehr verbunden sind, zu retten. Er drängte mit schonender Hand die Anfänge des geistlichen Stolzes zurück, wies mit starkem strafendem Worte auf das Unchristliche in dem Treiben einiger Sectirer hin, die sich um Schubert bemühten; er stärkte diesen, damit er in der unausbleiblichen Kreuzesschule bestehen möge, und als er in dieselbe geführt ward, hat er ihn nicht verlassen.

Die Veranlassung, welche Schubert zu Schöner führte, war der schon öfters erwähnte Dr. W. Ritter. Sein Vater war ein Freund des alten Pfarrers; darum suchte er von München aus bei ihm Hülfe. Jetzt wurde es seinen Freunden, die wohl von der unglücklichen Ehe und den zeitweiligen Verlegenheiten des gelehrten Mannes Kunde hatten, aber seine ganze Lage nicht kannten, erst offenbar, wie traurig diese war. Nun suchte man zu ordnen und zu helfen.

Es war zu spät. Der Traum, in welchem Ritter seinem Freunde Schubert unter den Worten: dort werden wir uns wiederseh'n, den Glanz des himmlischen Jerusalems zeigte, hatte Diesem die Wahrheit vorhergesagt, und das Leiden, um deßwillen Jener, damit er leichter arbeiten und erwerben könne, Weib und Kinder auf einige Monate nach Nürnberg geschickt hatte, war tödlich. Am 23. Januar 1810 starb der Mann, welcher seiner Wissenschaft die ehrenvollsten und schönsten Bahnen eröffnet hatte, ohne daß es ihm vergönnt war, etwas von seinen Saaten mitzuernten. Sein Tod geschah bei klarem Bewußtsein und in festem Glauben. Dr. Adolf Ferdinand Gehlen, der Genosse seiner Arbeiten und der Vertraute seines Herzens, erleichterte ihm die letzten Tage und Stunden und er-

freute den Sterbenden durch eine blühende Hyacinthe, welche dieſer dankbar als ein Vorzeichen für den ewigen Frühling, dem er jetzt entgegen gehe, annahm. Ein abbittender Gruß an Schubert, dem er in der letzten Zeit wehe gethan haben mußte, und die Verſicherung: „für meine Kinder wird Gott auf's beſte ſorgen," waren faſt das Letzte, was er geſprochen hat.

In dem oben auf ihn angewandten Gedichte heißt es:

Rothgeweinten Angeſicht's
Irrt ſein Weib und irrt ſein Samen.
Bettlerkinder erben nichts
Als des Vaters reinen Namen.

Davon galt hier nur das letzte Wort. Der Herr, deſſen Fürſorge er ſeine Kinder vertraut hatte, verließ ſie nicht. Der Name des Vaters that ihnen Freundesherzen und -Häuſer auf.

Ritters Liebling war Adeline. Das zweijährige Kind hatte ihn, ſo meinte er, am beſten von Allen verſtanden, und der Blick, mit welchem es irgend einmal die wehmüthige Rede des zärtlich ſpielenden Vaters erwiedert hatte, war ihm ſo tief durch die Seele gegangen, daß er in einem ſeiner letzten Briefe dem Freunde davon ſchrieb. Dieſer bat um die Freude, Adelinen ſeiner Selma zur Schweſter geben zu dürfen. Gerade dieſes Kind hatten Mehrere verlangt, aber der gemüthvolle Gehlen entſchied für Schubert und überbrachte ihm mit den letzten Grüßen des Entſchlafenen ſein theures Vermächtniß. Der Erbe hat es heilig gehalten.

23. Zwei Sterbelager.

In den nächſten Jahren hatte Schubert die Freude, von Karl v. Raumer, ſowie von mehreren ſeiner früheren Lebensgenoſſen, und von ſolchen Männern, welche durch ſie empfohlen waren, Beſuche zu empfangen. Dieſelben eröffneten ſeinem ſtets empfänglichen Geiſte nicht ohne Nutzen einen neuen Geſichtspunkt, denn ſie kamen von Ifferten, oder ſie zogen hin zu Heinrich

Peſtalozzi, dem Meiſter der Volkserziehung, dem Lehrer ohne Gleichen, dem Schriftſteller von wunderſamer Kraft. Nach beiden Seiten hin iſt ihm Schubert nachgegangen. Ferner benutzte er die Herbſtferien des Jahres 1811 zu einer Reiſe nach Unterzell ohnweit Würzburg, wohin ihn Herr von Hardenberg, der Bruder des Dichters Novalis, mit Henrietten eingeladen hatte. Dieſe war dort ſo heiter, daß die wenigen Wochen vielleicht als die glücklichſten ihres Lebens anzuſehen ſind. Ihr Mann ward durch den Freiherrn und ſeine Gäſte, namentlich Dr. Matthias Conrads aus Münſter mit jenem Kreiſe frommer Katholiken bekannt, der ſich damals um die Fürſtin von Gallitzin ſammelte. Dieſer Reiſe verdanken wir demnach das anſprechende Lebensbild von Overberg. Dr. Conrads ward übrigens auch anderweitig ſeinen neuen Freunden ein Förderer auf dem Lebenswege, indem er dasjenige, was in ihrem Leben und ihrem Hauſe dem ſo freudig bekannten Evangelio nicht entſprach, offen rügte. Schubert verſchweigt nicht, daß er erſt durch dieſen Freund beſtimmt wurde, das Tiſchgebet wieder aufzunehmen.

Ganz beſonderer Segen ruhte auf der berufsmäßigen Arbeit; zunächſt erfüllte ſie, nachdem die größten Schwierigkeiten überwunden waren, den endlich an ſeine richtige Stelle Gelangten mit der höchſten Freudigkeit. Unterricht, Vorbereitung auf denſelben, Anlegung von Sammlungen, alles entſprach ſeinen Neigungen wie ſeinen Kräften. Die Anſtalt ſelbſt entwickelte ſich auf das vortheilhafteſte; ſelbſt Dr. Paulus konnte bei der zweiten Prüfung ſein Lob nicht verſagen. Die Theilnahme des Herrn von Lerchenfeld hatte nicht blos Lehrmittel und Lernmittel im reichlichſten Maße herbeigeſchafft; z. B. die ganze Bücherſammlung der eingegangenen hohen Schule zu Altdorf dem Nürnberger Realinſtitut zugewendet, ſondern auch für die tüchtigſten Lehrkräfte geſorgt. Die Schülerzahl wuchs von Halbjahr zu Halbjahr, und es konnte an die Errichtung neuer Klaſſen gedacht werden. Da der gütige General-Commiſſär ſo freigebig für einen

ſicheren Grund der ihm lieben Schule geſorgt hatte, ſo konnte dieſe ſogar ſeine am 11. Oktober 1810 erfolgte Verſetzung, welcher die von Dr. Paulus bald folgte, leicht überwinden.

Aber unter all' dieſen Segnungen ſeines äußeren Thuns, wie unter dem erfreulichen Fortgange ſeines inneren Lebens, wurde Schubert doch gerade in jener Zeit in die ſchwerſte Kreuzesſchule geführt.

Die Herbſtferien 1811 waren zu einer Reiſe nach Bärenwalde benutzt worden. Dort erkrankte Selma, anſcheinend lebensgefährlich. Henriette nahm bei ihrer Pflege auf ihren eigenen durch die Sorgen und Mühſale, vorzüglich durch die immerwährende Unruhe ihres bisherigen Lebens gebrochenen Leib keine Rückſicht. Ihrer treuen Sorgfalt ſchenkte Gott das Kind wieder; ſie ſelbſt aber wurde ganz plötzlich eines Morgens von Krämpfen befallen. Mit ſteigender Heftigkeit auftretend, ſchien die Krankheit im günſtigſten Falle in Henriettens ſchwachem Körper eine bleibende Wohnung nehmen zu wollen. Schubert trug eines Tages ſein Kindchen mit ſich in ein oberes Zimmer und betete dort aus der ganzen Kraft ſeiner Seele; das Mädchen begleitete mit heißen Thränen die unverſtandenen Worte des Vaters. Henriette genas; die Zufälle kehrten nicht wieder; ſelbſt während der durch die größten Widerwärtigkeiten erſchwerten Rückreiſe nicht. Die alte Mutter aus Hohenſtein war herüber gekommen, um ihre Kinder und das liebe Enkelchen zu ſehen. Sie, deren ganzes Leben ja eine fortwährende That der Liebe war, ward der Schwiegertochter zu einer geſegneten und ſegnenden Wärterin. Da ſie früher abreiſte, um ihre Tochter Chriſtiane zu beſuchen, welche nach Helmers Tode an den Juſtizamtmann Reichel in Löß nitz vermählt war, begleitete ſie der Sohn und fand noch einmal Gelegenheit, recht tief in die Seele der Mutter hinein zu blicken. Das Bergſteigen ward ihr ſchwer; doch lehnte ſie Hülfe ab. „Es kommt ja auf die Mühe bald die Ruhe.“ Die Worte ſollten wohl auf eine größere

Reiſe bezogen werden, denn Frau Schubert, die ſtets mehr fühlte und that, als ſie ſprach, hatte den Ihrigen verſchwiegen, wie ſicher ſie das Herankommen ihres nahen Todes fühlte. Noch zwei Briefe hat ſie ihrem Heinrich geſchrieben. Am 9. Februar 1811 erhielt er die Nachricht, daß ſie am 12. Januar in die himmliſche Heimat eingekehrt ſei, um dort in Herrlichkeit fortzuführen, was ſie hier in Schwachheit begonnen hatte: zu lieben und zu ſegnen. Sie hatte einen ſchönen Tod. Es war ein heiterer ſtiller Wintertag. Alle Kinder — außer dem fern Wohnenden, dem auf Bitten der Mutter auch die Krankheit verſchwiegen worden war, — knieeten um das Sterbebett. Die Sterbende ſchlummerte viel; was ſie in den ſchlafloſen Augenblicken redete, hatte nur die Abſicht, zu tröſten und zu beruhigen. Auch waren ihre Gedanken viel, ſehr viel in Nürnberg. Sonſt keine Erregung, keine Klage — es war Friede, nur Friede in ihr und um ſie her.

Merkwürdigerweiſe hatte Frau Wirth, Lorchen, von dem nahen Tode geträumt, während andere Traumgeſichte Schubert auf das nahe Ende ſeiner damals nicht kranken Henriette vorbereiteten.

Dieſe edle Frau reifte ihrem Tode entgegen, im ſchönſten Sinne des Wortes. Sie hatte ihrem Manne ein frommes, ſuchendes Herz mitgebracht. Was ſie bei ihm gehofft hatte, eine Bereicherung ihres Geiſtes, ein Bekanntwerden mit dem Kleide, in welchem der Menſch die Herrlichkeit Gottes zu ſehen vermag, war ihr reichlich geworden. Nur ſcheinbar, nur äußerlich hatte ſie ſich durch die Herrlichkeiten weltlichen Wiſſens von der Freude an geiſtlichen Dingen zeitweiſe abwenden laſſen. Als aber ihr Heinrich ſich mit Entſchiedenheit dem Evangelium zuwandte, da war ſie ſeine Genoſſin, ſeine Vorgängerin auf dem Wege zum Leben. In aller Stille, mit unüberwindlicher Geduld, arbeitete ſie an ſich ſelbſt, als Gattin, als Mutter, und einer ſtörriſchen, boshaften Magd gegenüber als Herrin. In dieſer

Richtung ihres Lebens ward ſie durch ihre letzte Krankheit unterbrochen.

Vier Jahre ſpäter erzählte Schubert das Weitere in folgender Weiſe:

Henriette war krank, krank zum Tode. Der zarte Körper war ohne Kraft, die Stimme matt und unſicher, der Geiſt durch die Schmerzen des Leibes und durch die Phantaſieen des Fiebers getrübt und öfters der Beſinnung beraubt. Der letzte Nachmittag war gekommen, — am andern Morgen ſtarb ſie, — die erſte Frühlingsſonne ſchien warm und freundlich herein in das Zimmer und auf das Lager der Schmerzen. Schubert ſaß einſam in ſeiner Nähe. Da erhub ſich die Kranke, die vorhin kaum ihrer Hände, ihrer Beſinnung mächtig ſchien, von dem Lager; ſie ſtieg in's Zimmer und ſank auf ihre Kniee. Sie betete laut und freudig: Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat; der dir alle deine Sünden vergibt und heilet alle deine Gebrechen. Sie dankte, erfüllt von einem freudigen Geiſt der Gnade, dem Herrn für alle Führungen ihres Lebens, für Freuden und alles Gute, das ſie genoſſen; ſie dankte ihm aber am wärmſten, am innigſten, am gerührteſten für die Leiden, für die Schmerzen, die ihr ihr ewiger Erbarmer zugeſendet und wodurch er ſie zu Chriſto geführt habe; und nachdem ſie in Kraft einer ewigen, ſie erfüllenden Liebe, die Ihrigen geſegnet, für Freunde und Feinde gebetet hatte, ergab ſie ihren Willen ganz in den Willen des Herrn. Die Schmerzen, die innere Angſt, die ich leide, betete ſie, ſind zwar groß, willſt du aber, o lieber Herr, ſo will ich ſie gern und willig noch Jahre lang, noch ein langes Leben, ja ſo lange du nur willſt, ertragen; wenn du nur mein biſt und mein bleibſt. —

Der letzte Morgen — 11. Februar 1812 — war nun beiden ſich liebenden, nahe verbundenen Seelen, nach einer in Seelenangſt von beiden und in namenloſen körperlichen Schmerzen von der armen Henriette durchkämpften Nacht gekommen.

Der nun bald vollendete Engel ſchlummerte endlich noch ein wenig ein, ſtill und ſanft, wie es ſchien; Schubert ſtand ſtill und trauernd am Fenſter, bekümmert über das Pochen in der Nachbarſchaft, das der Lieben auch nicht einmal dieſen letzten erquickenden Schlummer auf der Erde genießen ließ. Sie erwachte, das ſchöne, ſeelenvolle Auge war getrübt und ſchien ohne klares Bewußtſein, der Mund ſchien noch immer, wie in der vergangenen Nacht, vom Starrkrampf geſchloſſen.

Auch die letzten Stunden vergingen. Da wurde nach einem heftigen körperlichen Sturme das ſchon brechende Auge noch einmal ſeelenvoll und heiter; es ſah Engel um ſich, die ihm, in dem Bilde der letzten Phantaſieen, über den großen Strom hinüber helfen wollten: liebe, ſchöne Engel und liebe, ſelige Vorangegangene. Der liebe Mund lächelte und öffnete ſich noch einmal; er ſprach mit einer ganz neuen ſüßen Stimme von jenen Engeln und ihrem ſeligen Anblick. Und ſiehe, der Engel war vollendet — geboren aus den Stunden der Angſt und der Schmerzen, zur ewigen Freude. —

Schubert war allein im Zimmer, mit dem lieben Leichnam und mit ſeinem Schmerz allein; er konnte nicht weinen noch beten; ſein Herz war zerriſſen. Da kam Burger, kniete mit ihm neben dem Schmerzenslager des vollendeten Engels hin und betete: Selig ſind die Todten, die in dem Herrn ſterben von nun an. Ja der Geiſt ſpricht, daß ſie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach. Das Gebet tröſtete ihn; er vermochte zu weinen und ſelbſt zu beten. Als am Nachmittage die Schmerzen wiederkehrten, beruhigte Pfarrer Schöner den Trauernden. „Am einſamen Abend, als nun die armen, verwaiſten Kinder nach Hauſe kamen, ſahen den Vater weinen, ſahen den Leichnam der treuen Mutter — in den nur von dir geſehenen Nächten voll Thränen und Schmerzen, was hat den Verlaſſenen geſtärkt und aufrecht erhalten? — Deine Gotteskraft allein, du liebendes Wort des Herrn.“

Unter den aus der Ferne Tröstenden waren ihm Köthe und Schelling die Liebsten. Letzterer, vor kurzem selbst verwittwet, beklagte „den Verlust der treuen herz-, geist- und liebevollen Gattin und schrieb weiter:

„Trost will und kann ich Ihnen nicht ertheilen; wo er nöthig wäre, faßt er nicht; wo er fassen würde, ist er unnöthig. Sie bedürfen Keines. Natur und Offenbarung haben Sie mit der innigen, gegenwärtigen Gewißheit von dem höheren Zustande erfüllt, zu dem der Tod für solche Seelen nur Uebergang ist, und nachdem, wenn wir ihn lebhaft ergreifen, unsere ganze Seele von Sehnsucht hingezogen ist. Wie oft war es mir schon Trost, nicht wegen der Abgeschiedenen, sondern wegen meiner selbst, wenn ich den Druck des Lebens innerlich schwer empfunden, jenes alte deutsche Sinngedicht:

Ob Sterben schrecklich ist, so bild' ich mir doch ein,
Daß seliger Nichts ist, als das Gestorbensein.

Auch diese Erfahrungen sind nur ein neues Band zwischen uns. — Gott erhalte Sie gesund und froh und verwandle allen Schmerz, wenn je noch welcher da ist, in die innere wohlthuende Wehmuth." —

24. Fortgang des Lebens.

Das Leben des Einsamen wurde durch die Treue seiner Freunde, durch die Ankunft lieber Gäste und durch Erfolge in seinen Arbeiten vielfach erheitert. Unter Ersteren standen Burger und Schöner voran; Schubert gehörte ihnen mit ganzem Gemüthe an. Jener Jahreswechsel, welcher — nach einer Erzählung in seinem „Altes und Neues" — über sein inneres Leben entschied, scheint der von 1810 auf 1811 gewesen zu sein. Gleichzeitig fast war auch die Bekehrung von Arnold Kanne erfolgt, aber doch in ganz anderer Weise. Hier zeigte sich recht die Kraft des Christenthums, vermöge deren es jede Besonderheit in seinen Dienst zu nehmen vermag. Es verklärt die Natur des Menschen,

aber es hebt sie nicht auf. In Schuberts Geist ergossen sich die Gemüther von Schöner und Burger, wie zwei Quellflüsse, die sich im Strome vereinigen. Für Kanne glich ihre Einwirkung vielmehr einer Kraft, welche einer Kugel eine andere Richtung gibt. Er erfaßte das Evangelium für sich mit dem ganzen Feuer seiner Seele, aber auch mit der ganzen Schroffheit seines Wesens. So kam es, daß Jener mehr als ein Evangelist zu den Menschen redete, als zu Brüdern, die er gewinnen wollte; dieser ihnen mehr als ein Streiter, der sie gern überwunden hätte, entgegen trat. Jener hatte ein Falkenauge für jeden Rest von ewigem Leben, der in dem Herzen eines Menschen zurückgeblieben war; dieser für jeden Zug von Zweifel oder Unglauben, welcher die geistige Reinheit eines Andern trübte. Darum sind später ihre Wege auseinander gegangen und das Freundschaftsband ist ein mehr äußeres geworden. Damals indeß war es innig.

Unter den Gästen waren die Geehrtesten das neuvermählte Schellingsche Ehepaar, welches auf der Reise von Gotha nach München in Nürnberg einsprach, und Abraham Werner. Letzterer veranlaßte Schubert, ein Lehrbuch der Geognosie und Bergbaukunde zu schreiben, welches 1813 bei Schrag in Nürnberg erschien. Es eröffnet die große Reihe der gelehrten Werke seines Verfassers; außerdem hat es einige Bedeutung, weil es der letzte Versuch war, Werners Ansichten von der Erdbildung zusammenhängend darzustellen. Darin lag der Grund der günstigen Aufnahme bei den zahlreichen Verehrern des Meisters, aber auch derjenige der schnellen Vergessenheit, der das Buch anheim fiel.

Noch als Henriette lebte, ward Schubert von Berlin aus gefragt, ob er geneigt sei, als Lehrer der Philosophie an die Hochschule zu Berlin zu kommen. Er hielt sich dieser Stelle nicht gewachsen und lehnte ohne jedes Bedenken ab. Verlockender schien ein Antrag, der ihm von Wien aus durch seinen Freund Hartmann kam. Dort sollte eine Art von Ritterakademie errichtet

und ihm, neben der Stelle eines Lehrers, die des eigentlichen Erziehers übertragen werden. Er lehnte ebenfalls ab.

So angenehm er sich aber in Nürnberg unter solchen Verhältnissen hätte befinden müssen, so war sein Sinn doch voll Trauer. Gedanken des Todes und Erwartungen desselben erfüllten seine Seele, und wie er sich vordem in Leipzig künstlich in eine überspannte Nüchternheit hineingelebt hatte, so überschritt er auch jetzt das Maß, welches Jugend und Gemüthsart von Natur seinem Schmerze auflegten. — Freilich konnten häusliche Verdrießlichkeiten seinem Kummer reichliche Nahrung geben. Henriette war eine Musterwirthin gewesen; die Ordnung, in welcher er Alles fand, die Fürsorge, die sie getroffen hatte, ihm die ersten Monate des Witwerstandes zu erleichtern, hatte etwas Rührendes. Nun sollte er selbst das Haus führen und vermochte es nicht. Er schwankte zwischen Geiz und Verschwendung und kam dahin, daß er mit dem Seinigen nicht auskam und dennoch keinen Genuß vom Leben hatte.

So ward ein Entschluß vorbereitet, der bei ihm um so mehr überraschen mußte, als er bisher jeden Gedanken an denselben mit Heftigkeit abgewiesen hatte und den er dann allerdings auch sehr plötzlich faßte, der einer zweiten Verbindung.

25. Das neue Band.

Seine Braut war Julie Steuernagel, eine Nichte Henriettens, dieselbe, welche ihn als Kind bei seiner früheren Werbung in Bärenwalde zuerst begrüßte, vergl. S. 50. Sie war neun bis zehn Jahre jünger als ihr Verlobter, kräftigen Körpers, frischen, lebendigen Geistes und heitern Sinnes. Uebrigens ruhte ihr Leben ganz in dem Grunde, auf welchen die Familien Martin und Mühlmann baueten. Sie war ebenso, wie alle Uebrigen, von dem Antrage, den ihr Schubert fast ohne Vorbereitung machte, überrascht, aber sie schloß sich mit einer ungewöhnlichen Wärme an den Bräutigam an, und wenn sie ihm unmittelbar nach der Trauung sagte:

„Dort am Altar habe ich erſt recht gefühlt, wie lieb ich Dich habe und was Du mir ſein ſollſt und ich Dir," ſo lag volle Wahrheit in den Worten. Die gemeinſchaftlichen Fußwanderungen zu den ſämmtlichen Verwandten hatten übrigens das Brautpaar geiſtig nahe geführt; auch legte die Unruhe Schuberts, der mehr als einmal, beſorgt, ſein Schritt könne ein Unrecht gegen die erſte Gemahlin ſein, von einer Löſung des Verhältniſſes ſprach, der Liebe Juliens eine ſchwere Probe auf. Die Trauung fand am 25. April 1813 Statt, am 4. Mai die Abreiſe von Bärenwalde, am 6ten die Ankunft in Nürnberg.

„Freudigen Muthes," rühmt Schubert, „hat ſie ihren neuen Lebensweg mit mir angetreten, in einer Faſſung, darüber alle die ſich wunderten, die ſie von Kindheit an gekannt hatten. Denn mit ſo gar großer, ich möchte ſagen ängſtlicher Liebe, hatte kein anderes Kind im Kreiſe der ganzen Familie und ihrer Bekannten an den Eltern, ſo wie an Heimat und Haus gehangen, als Julie; ein Wort, das man einmal zu ihr geſprochen, daß ſie vielleicht noch über viele Waſſer kommen werde, hatte ſie betrübt und entſetzt, denn ſie meinte, es könne kein größeres Leid für ſie geben, als das Scheiden von dem Elternhauſe. So iſt ſie denn auch in ihrem Leben von der Hand Gottes einen Weg geführt worden, der freilich ihren natürlichen Neigungen ganz entgegengeſetzt, aber für ihr „auf Gottes Rath" vertrauendes Herz doch der rechte war. Denn während ihr an der Grenze ihrer Kinderjahre ſchon der Weg von Bärenwalde nach Altenburg (8 Stunden weit) als ein grauenhaft weiter vorgekommen war, zog ſie jetzt ſchon ohne Grauen und getroſt mit mir in ein „fremdes Land" nach Nürnberg, folgte mir bald nachher, freilich nur mit großer Selbſtüberwindung, an die Küſten der Oſtſee; begleitete mich mit Luſt als die treue, in meinen Reiſebeſchreibungen ſo oft erwähnte Hausfrau auf dem Wege, deſſen Freuden ſo wie kleine Verlegenheiten ich in meinem „Wanderbüchlein eines reiſenden Gelehrten" geſchildert habe, dann nach Südfrankreich und Italien, hierauf nach

Holland, und alle anderen Umzüge und Wanderungen ungerechnet, auf der Reise in das Morgenland: Konstantinopel, Kleinasien, Aegypten, durch die Wüste nach dem Sinai und in das liebe heilige Land, sowie nach Griechenland. Dabei ist sie allerdings, wie man ihr einmal zu ihrem Entsetzen gesagt hatte, „über viele Wasser“ gekommen, und zwar über ganz andere, größere, als der Bach an ihrem Elternhause war, dessen Anschwellen durch Regen und thauenden Schnee sie niemals ohne Furcht gesehen hatte, und dennoch hat sich an ihrer Gott vertrauenden Liebe der Spruch bewährt, „daß auch viele Wasser nicht mochten sie auslöschen, noch die Ströme sie ersäufen“ (Cantic. K. 8 V. 7): „Ja, es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade.“ Eine große Gabe war schon das redlich treue, in Wort wie in That zuverlässige und wahre Gemüth, das Julie gleichwie von Natur und in der christlichen Zucht ihrer Eltern empfangen hatte. Ein solches festes, ruhiges Herz ist auch für den Lebensgefährten in den Stunden der Unruhe ein gar guter Anhalt; Gott sei Dank dafür!“

Die junge Frau trat sofort in das Regiment des Hauses ein und brachte in kürzester Zeit wieder die alte Ordnung in dasselbe. Sie wurde ihrem Manne zugleich eine Genossin in seinen Berufsarbeiten, nicht blos empfangend und in dankbarer Verehrung zu ihm aufblickend, wie ihre Vorgängerin, sondern selbstthätig, unterstützend und fördernd. Sie begleitete ihn auf seinen Wanderungen, wenn er ausging, Steine zu suchen und Pflanzen zu sammeln, und war in kurzem eine geschickte Sammlerin. Natürlich gewann sie dadurch einen Einfluß auf ihn, wie ihn Henriette niemals gehabt hatte. So wurde ihr zu Liebe auch wieder eine größere Geselligkeit gepflegt, und wenn schon das alte Verhältniß zu Schöner und Burger, sowie durch beide zu dem damals schon hochbetagten Tobias Kießling in ungeschwächter Herzlichkeit fortdauerte, so waren doch die liebsten Zusammenkünfte diejenigen auf dem Paniersberge mit Schweigger und Pfaff. Der geistige

Inhalt derſelben war die Theilnahme an den deutſchen Freiheitskriegen. Denn wie immer die Landesfürſten ſich zu Napoleon ſtellen mochten, es iſt bekannt, daß auch in Baiern und Sachſen alle Beſſeren mit ganzem Herzen auf Seiten der Verbündeten ſtanden; und nicht mit dem Herzen allein, denn als die Rede davon war, daß auch aus Baiern Freiwillige aufgerufen werden ſollten, da haben die drei Freunde ſich ſofort gemeldet. Indeſſen traten ſie nicht in Waffen, ſondern lebten im tiefſten Frieden weiter, während um ſie her der Krieg wüthete. So konnten ſie einige Ferientage des Juli 1813 zu einer Reiſe nach Bamberg benutzen. Dort gab Schubert in heiterer Laune einem jungen Anfänger im Buchhandel das Verſprechen, ein Traumbuch in ſeinen Verlag zu geben. Dieſer nahm den Scherz für Ernſt, erinnerte freundlich bittend und verlegte demnach die Symbolik des Traumes 1814. — Der ſchon genannte Xaver von Baader lobte das Buch, Schelling tadelte Form und Inhalt; der Verfaſſer ſelbſt verwarf es in ſeinen ſpäteren Lebensjahren mit um ſo größerem Rechte, als er in ſeiner Geſchichte der Seele das, was irgend haltbar war, in würdigerer Geſtalt wiedergegeben hat. Dennoch hat es ſich behauptet und iſt faſt unablösbar an Schuberts Namen gebunden. Wohl nicht ganz mit Unrecht; denn daß dieſer dem Traume eine ernſtere Beachtung gewidmet, ihm eine höhere Bedeutung und einen größeren Einfluß auf ſeine Lebensanſichten zugeſtanden hat, als er ſelbſt einräumen möchte, ergibt ſich ſchon aus der Sorgfalt, mit der er noch in ſeiner Lebensbeſchreibung jedes Traumgeſicht verzeichnet. Indeſſen wollen wir doch auch an ſeinen letzten Einſprüchen gegen jede zu weit gehende Folgerung aus ſeinen Schriften nicht vorübergehen.

Ein Keſſelflicker hat im Dorfe einen Ducaten verwechſelt. Seitdem wartet ein Narr am Eingange des Ortes und fragt ſeit Jahren vergeblich jeden Wanderer, ob er nicht einen Ducaten zu verwechſeln habe. Mit dieſem Gleichniß will er diejenigen ſtrafen, die, weil ſie einmal „geträumt“, in jedem Nachtgeſichte eine Weiſ-

ſagung ſuchen. Zugleich ſoll in demſelben die richtige Schätzung der Träume liegen.

Uebrigens hat doch Schubert das Traumbuch immer wieder neu ausgegeben, und ſo eben iſt die von ſeinem Schwiegerſohne veranſtaltete 4. Auflage erſchienen.

26. Abſchied von Nürnberg.

Einen erheblichen und für ſeine Zukunft folgenreichen Einfluß auf Schubert erlangte Arnold Kanne durch den Eifer, mit dem er das neu gefundene oder wiedergewonnene Chriſtenthum ergriff. Ihm ward es zur Gewißheit, daß bei ihm Gelehrſamkeit und Frömmigkeit ſich ausſchlöſſen; er brach bedeutende Arbeiten ab, trennte ſich von ſeinen Büchern und ſprach es aus, daß ſein Herz nur einen Schatz haben dürfe. Ohne den großen Unterſchied der Gemüther zu beachten, ließ ſich der Freund von ihm verleiten, auch in ſeinen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen Sünde zu ſehen. Dieſer Betrachtung entſprang der Wunſch nach einer ganz neuen Weiſe der Lehrthätigkeit. Ein Lehrer der künftigen Volksſchullehrer wollte Schubert jetzt werden, ihnen das Evangelium an's Herz legen und dadurch ein künftiges frommes Geſchlecht erziehen. Die Erfahrnen unter ſeinen Lebensgenoſſen widerſprachen und zeigten ihm die hohe Schule als ſeine Heimat.

Einen beſtimmten Grund, über einen künftigen Beruf nachzudenken, hatte er indeß wirklich, denn durch die höchſten Landesbehörden war dem Realinſtitute das Todesurtheil geſprochen worden. Im Hinblick auf die Schülerzahl, auf die Ordnung des Ganzen, auf die geiſtige und ſittliche Uebereinſtimmung der Hauptlehrer und auf die Tüchtigkeit der Schüler, welche aus der Anſtalt hervorgingen, mag das ungerecht erſcheinen. Es ward auch beſtimmt verſichert, daß der Grund der Auflöſung nicht in der Schule ſelbſt liege, und die ehrende Verwendung der Lehrer an den höheren Schulen Baierns zeugte für die Aufrichtigkeit

dieſer Verſicherung. Aber einmal war Nürnberg das einzige derartige Inſtitut, welches ſich lebensfähig zeigte. Die andern gingen von ſelbſt ein. Es allein fortdauern zu laſſen, war bedenklich. Zum Andern erforderte Nürnberg die Errichtung von tüchtigen Bürgerſchulen, und der bei Errichtung der Realſchule in's Auge gefaßte Zweck war erreicht, wenn der Lehrplan des Gymnaſiums wenig verändert wurde. Für Schubert bemühten ſich ſeine Gönner um eine Profeſſur in Erlangen oder Würzburg, und er wäre dahin gegangen, wenn nicht eine andere Fügung ihm den Hauptmann v. Mecklenburg aus Mecklenburg in's Haus geführt hätte. Dieſer kam aus Carlsruhe von Jung Stilling. Seine Reiſe hatte beſondre Zwecke, denen er im Dienſte der Erbgroßherzogin Caroline Louiſe, einer Tochter Carl Auguſts und Schülerin Herders nachging; und dieſen entſprach es, daß er die Mittheilungen, welche ihm der Gaſtfreund über ſeine Wünſche, künftige Lehrer zu bilden, machte, mit der Eröffnung erwiderte, dafür ſei in Mecklenburg der geeignetſte Boden. Freilich war das Lehramt, durch welches der dorthin Berufene hindurchgehen ſollte, ehe er die Leitung des ganzen Volksſchulweſens überkäme, ganz andrer Art. Verhandlungen waren eingeleitet, vielleicht von ſeiner Seite nicht ganz ernſt gemeinte, als Schubert im Januar 1816 durch eine Stafette einen Brief des Erbgroßherzogs Friedrich Ludwig von Mecklenburg erhielt.

Er meldete den Tod der Prinzeſſin und fuhr fort: „Ich ſtehe am Sarge des edelſten und beſten Weſens, das je aus Gottes Vaterhand hervorging, am Sarge der geliebteſten und verehrteſten Gattin; verwaiſet mit 5 Kindern, welche in ihr die ſorgſamſte und beſte der Mütter verloren. Der Frieden meines Lebens iſt dahin, ſchenke mir Gott den meiner Seele wieder.“

„Meine Frau wünſchte ſo herzlich Ihre Ankunft hierſelbſt, verſprach ſich ſo viel Segen und Nutzen davon für unſere Kinder; noch am Tage vor ihrem Ende erfüllte dieſer Gedanke ſie mit Troſt und Freude. Deſto lebhafter und dringender iſt alſo

auch der Wunsch meines Herzens, den ihrigen erfüllt zu sehen. Ich wünsche und hoffe, daß der Brief, welchen Ihnen heute der Hauptmann v. Mecklenburg schreibt, alle etwaigen Bedenklichkeiten heben und Sie bestimmen wird, auf Ostern dieses Jahres Mecklenburg zu Ihrem neuen Vaterlande zu machen."

Der Brief des Hauptmanns kam einige Tage später; er erhielt die Aufforderung, zunächst den Unterricht der ältesten Prinzessin zu übernehmen, später auch den der beiden jüngeren Kinder zu leiten. Die Stelle eines Seminardirectors war in Aussicht gestellt. Die äußeren Bedingungen waren weit über jede Erwartung glänzend. Schubert hatte aber dieses Schreiben gar nicht abgewartet, sondern noch selbigen Tages, wo die Stafette einging, nach Mecklenburg zugesagt und in München unter dem herzlichsten Danke für alle erwiesene Gnade seinen Abschied erbeten.

Kanne und Burger stimmten ihm bei; Lerchenfeld, Hegel, Schelling waren verstimmt, und wie eifrig er versichern mag, daß ihm dieser Umweg nöthig gewesen sei, damit er zum Ziele komme, der Erfolg hat gegen ihn bewiesen. Widersprach doch sein ganzes Wesen seiner nächsten Berufsthätigkeit. Dennoch hätte wohl Jeder von uns in einem solchen Antrage, in der Bitte einer Sterbenden, einen Ruf vom Herrn gesehen.

Am unzufriedensten war Julie gewesen. Sie war, so lange die der letzten Berufung vorangehenden Verhandlungen währten, traurig; ihr Herz grämte sich ab, ihre Gesundheit litt und Vorstellungen waren vergeblich. Am entscheidenden Morgen las ihr der Gemahl einen apostolischen Brief aus der Bibel vor, der aber mit keiner Silbe zur Frage in unmittelbarer Beziehung stand. Unter dem Lesen weinte sie, dann ergab sie sich, ward heiter und muthig und redete jetzt ihrem Lebensgefährten selber zu, in Gottes Namen anzunehmen.

Nun wurden die Zelte abgebrochen. Der treue Hausarzt erhielt für sechsjährige Mühwaltung die ganze Bücherſammlung

zum Geſchenk, Dr. Erhardt übernahm für die letzten Monate das Rectorat und ſo zogen ſie, Lob und Dank im Herzen, unter Francke's Liede:

Gott Lob! ein Schritt zur Ewigkeit
Iſt abermals vollendet

am 20. März 1816 nach dem Norden.

27. Die neue Heimat.

Der regierende Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, Friedrich Franz, damals ein Mann von 59 Jahren, gehörte zu den tüchtigſten Herrſchern ſeiner Zeit. Unter den vielen hohen Verdienſten, die er ſich um ſein Land erworben, war das größte die Aufhebung der Leibeigenſchaft, ein anderes die Erweiterung der Witwenkaſſe durch Zuſchüſſe aus ſeinem eigenen Vermögen. Er war ein gewandter, fleißiger Arbeiter, ein ſtattlicher Herr, ein weiſer Fürſt. Seiner offenen, heiteren Gemütsart treu übte er gern einen Scherz aus, erduldete aber auch freundlich die Gegenwehr des Geneckten, ohne bei dem Einen oder dem Anderen ſeiner Würde etwas zu vergeben. Es war eine Freude, ihn zu beobachten, wie er jedem ſeiner Unterthanen zu begegnen wußte. Der übermüthige Adel fühlte den Herrn, der ihm weder nach oben noch nach unten hin Uebergriffe geſtattete. Der Bürger und Bauer aber fand den Freund, der ihm die Sorge des Lebens erleichtern wollte, vertraulich, väterlich in ſeiner Sprache mit ihm redete, und mancher Schiffer, ja Ruderknecht war überraſcht, von ſeinem Landesvater gekannt zu ſein.

Er hatte vier Söhne, den Prinzen Guſtav Wilhelm, der Muſik liebte und übte; Karl Auguſt, einen tapfern Kriegsmann; den frommen, gütigen Adolf Friedrich, den Gründer der Sparkaſſen und den Erbgroßherzog Friedrich Ludwig, einen ſchönen Mann von edlem und offenem, dabei feinem Weſen. In ſeinem reichen, liebevollen Geiſte trug er für

die Zeit seiner Thronfolge die besten Entwürfe, wie er das Wohl seines Landes nach jeder Seite hin fördern könne. Es ist bekannt, daß er zum Unglück Mecklenburgs niemals in die Lage gekommen ist, sie auszuführen. Von seinen Kindern war der nachmalige Großherzog, Prinz Paul Friedrich, der Vater des jetzt regierenden Fürsten, damals in Genf. Am väterlichen oder großväterlichen Hofe lebten Prinzessin Marie, ein etwa zwölfjähriges Mädchen, die Schülerin Schuberts, Helene, die nachmalige Herzogin von Orleans, und der kleine Albrecht. Dieser war ein merkwürdiges Kind, voll Phantasie und Gemüth, der ausgelassensten Heiterkeit wie eines weit über seine Jahre gehenden Ernstes fähig. Er hatte sich das Grab seiner Mutter erspäht und stellte manche heimliche Wanderung nach demselben an. Auch er ist jung gestorben.

Aus der Umgebung des regierenden Herrn ragten Minister v. Plessen und Oberhofmeister v. Lützow hervor; jener ein Staatsmann, welcher zu seiner seltenen Gewandtheit die seltnere Perle der Wahrhaftigkeit fügte; der Andere, ein ächtes Bild der heimischen Eichen, treu und fest, ohne spröde zu sein.

Im Haushalte des Erbgroßherzogs begegnen wir zwei würdigen Hofdamen, Caroline v. Bose und Fräulein von der Thann, späteren Generalin v. Both, und zwei braven Schweizerinnen, den Schwestern Salomon. Der Hauptmann von Mecklenburg war im Frühjahr 1813 plötzlich gestorben.

In diese Kreise trat Schubert jetzt. Er hatte seinen Weg, zu dem ihm viel Zeit gelassen war, über Bärenwalde und Jena genommen, dort angenehme und anregende Tage erlebt und langte voll Hoffnung und Vertrauen im Mai in Ludwigslust an.

Der Reiz des Neuen war überwältigend. Der Anblick des Meeres, die Wunder der Erdbildung, die Granitblöcke, die Tiefen und was sonst das Land, das vordem unter dem Meere gelegen war, kennzeichnete, die Pracht der Wälder, die mächtigen Eichen, zwischen ihnen die üppigen Farrenkräuter; dann wieder

die Thierwelt, von den Kranichen und Nachtigallen bis abwärts zum Typhonkäfer — das reichte hin, um ihm die Heimat, welche so reiche Beschäftigung versprach, lieb zu machen.

Der Empfang bei Hofe war sehr gütig; und wenn es trotz alledem an Muth gebrochen hätte, so wäre dieser aus einem Schreiben Schellings gekommen, welcher mit gewohnter Herzlichkeit dem Freunde die unbedingte Billigung seines Schrittes aussprach und seinen neuen schwierigen Weg als eine höhere Führung anerkannte.

28. Zu Hause und auf Reisen.

Bei seiner Berufsarbeit wurde der neue Prinzenlehrer durch Fräulein von Bose, welcher er von Jena aus empfohlen war, wirksam unterstützt; in dem Hause der Frau von Both fand er Rath und freundliche Ruhe. — Begonnen ward das Tagewerk gleich am Montage nach der Ankunft, diesmal mit besserem Glück und Schick, als vor sieben Jahren in Nürnberg. Er begann mit dem Gleichniß von Blüthe und Frucht, Nutz- und Zierpflanze, welches er auf die verschiedenen Zwecke der Bildung anwandte, zeichnete darauf in der Geschichte der Kurfürstin Anna von Sachsen (1548—1585) das Bild einer ächten Landesmutter und schloß mit einer Andeutung des letzten Zieles allen Unterrichtes. Prinzessin Marie hörte heute und immer theilnehmend zu; die Kleinen schlossen sich kindlich vertrauend an ihn an und waren gar glücklich, wenn er ihnen fremde Länder beschrieb, Märchen oder Geschichten aus der Geschichte erzählte. Er war so durch und durch Lehrer, daß er sich sofort glücklich fühlte, wenn und wo er nur den Samen der Wahrheit ausstreuen konnte, und so waren denn auch die Stunden, wo er unmittelbar in seinem Amte wirkte, die besten seines Aufenthaltes in Ludwigslust. Er klagt sich mancher Verirrungen und Fehler bei seiner Lehrthätigkeit an, wie es scheint, namentlich nach dem Erfolge und nach dem Eindrucke der lebenslänglichen Verbindung, welche der

nur dreijährigen Wirksamkeit folgte, mit Unrecht. Was ihm den Hof und dem Hofe ihn verleidete, hatte andere Gründe.

Auch sein Hauswesen, die geräumige Wohnung, die hübschen Gärten mußten ihm der Quell mancher Freuden werden; aber geistig und geistlich fühlte er sich einsam. Der Garteninspector Schmidt, der Dr. Brückner, der Maler Lenthe wurden ihm liebe Freunde, mit denen er sich dort begegnete, wo er heimisch war; aber die Nürnberger vermochten sie ihm nicht zu ersetzen. Die Kirche bot vollends nichts; er suchte seine Erbauung in der Predigt und in dem Umgange des genialen Predigers an der katholischen Kirche, Schultze, eines Mannes, welcher seine schönen Gaben in Münster unter Overberg zu mächtigen Kräften entwickelt hatte. Bei der geistlichen Dürre, unter deren Drucke damals Mecklenburg lag, schaarten sich die Gläubigen enge zusammen. Sie suchten und fanden sich. So ward Schubert an das Sterbebett einer alten Dame, der Frau eines Arztes gerufen, welche geistlichen Zuspruch ersehnte; er empfing dort mehr, als er gab. Er mußte sich dann aber auch die Zudringlichkeit verwirrter Köpfe und verirrter Herzen gefallen lassen, wodurch er nur verstimmt werden konnte.

Nun suchte er sein künftiges Arbeitsfeld, die Volksschule, auf; es konnte ihn, kalt und todt, wie es war, nicht ansprechen. Er hielt seinen Tadel nicht zurück, sondern sprach ihn an geeigneten und ungeeigneten Orten aus. Man fühlte an entscheidender Stelle selbst, daß eine Aenderung Noth thäte, und begrüßte den Vorschlag eines damals auswärtigen Landsmannes, die sogenannte Bell Lancaster'sche Weise, bei der die fähigeren Kinder zu Unter-Lehrern gemacht werden, einzuführen, mit Freuden. Niemand schien geeigneter, ein gültiges Urtheil zu sprechen, als der fremde gelehrte Tadler.

Der nun legte offen dar, was heute alle Welt weiß, daß es bei dem Unterrichte nicht genüge, den Kindern Kenntnisse beizubringen, sondern vielmehr darauf ankomme, sie zu tüchtigen

Menſchen zu erziehen; dieſe Seite aber würde bei der gerühmten engliſchen Weiſe völlig überſehen. Dieſelbe ſei gewiß ein guter Nothbehelf, wo hunderte von Kindern einem einzigen Lehrer zugewieſen wären; aber in dem geſegneten Lande hier, dem es an Lehrkräften nicht gebräche, habe ſie keinen Sinn; denn ſie ſei durch und durch äußerlich, ja todt. Es mag in dem Gutachten wohl auch das damalige Schulweſen des Landes nicht geſchont, auch mit vollem Ernſt, vielleicht mit jugendlicher Schärfe auf das letzte Ziel aller Volksbildung, ein gläubiges Chriſtenthum, hingewieſen worden ſein. Die Schrift erregte Befremden, Mißfallen, und der Verfaſſer hatte ſich unmöglich gemacht. Man ſprach nicht mehr von ſeiner dereinſtigen Ernennung zum Seminardirector. Er fühlte den Grund und ward verſtimmt; er begann es zu empfinden, daß er ein Fremdling bleiben werde, der von ſeiner rechten Straße abgekommen, im Dunkel der Nacht nur das Sternenlicht von oben zu einem Wegweiſer durch die bahnloſe Haide habe.

In dieſer Erkenntniß beſtärkte ihn eine Begegnung mit ſeinem Jugendfreunde Mohnike in Stralſund (vergl. S. 44). Der hatte eine ſchwere Lebens- und Arbeitsſchule durchgemacht, aber ſein Ziel feſt im Auge und mit ſich über ſeinen Lebensberuf im Klaren, hatte er ſich hindurch gekämpft, ohne aus dem Gleiſe zu kommen. Im Vergleich mit dieſem Lebensgange mußte allerdings Schubert an dem ſeinigen irre werden und ſich ſagen, daß er an der Stelle, auf welche Gaben und Neigungen ihn hinwieſen, auch für das Reich Gottes wirkſamer arbeiten würde, als in ſeiner dermaligen Lage.

Zu der Reiſe nach Stralſund hatte ihm der Sommeraufenthalt, welchen er im Gefolge der Herrſchaften in Doberan nahm, den äußeren Anlaß gegeben. Dieſe Badereiſe war überhaupt fruchtbringend. Der Naturfreund labte ſich am Anblick des Meeres, den Forſcher feſſelte das Gethier des Ufers, wie die Meduſen und ähnliche Meerthiere, den Lehrer ermunterte die

gehobene Aufmerksamkeit der Zöglinge und die Zufriedenheit von ihm verehrter Personen mit seinem Werke. Der Hausvater ward durch die Erlaubniß, Weib und Kind nachrufen zu dürfen, erfreut. Auch knüpften sich interessante Bekanntschaften. Der liebste Gast von Allen war aber Held Blücher, der alte Marschall Vorwärts. Das war nichts Kleines, an seiner Seite die Promenade lang gehen zu dürfen. Und damit das Glück vollendet werde, fügte sich bei Mohnike die Bekanntschaft mit dem Manne, welcher mit dem Schwerte des Wortes, mit der Kraft des Liedes den deutschen Helden die Bahn gebrochen hatte. Der Dichter des „deutschen Vaterlandes“ und des Liedes von dem Gotte, der das Eisen wachsen ließ, Ernst Moritz Arndt, war damals in Stralsund; Arndt, welcher dem Vaterlande bezeugt hat, daß die Liebe zum Evangelium und die zur Freiheit sich nicht ausschließen, sondern sich bedingen. Das war so recht ein Umgang für Schubert — aber freilich war der deutsche Freiheitssänger damals schon übel berüchtigt, und bei Hofe verdachte man dem Erzieher der fürstlichen Kinder die Verehrung für ihn. Die Ferien, welche den Urlaub nach Stralsund gestatteten, reichten zu einer Reise nach Rügen aus. Die Insel ward von unserem rüstigen Ehepaare zu Fuß durchpilgert. Es war ein Eingang in eine neue reiche Welt; wie sahen sich die Wanderer in die alte Zeit der Sagen versetzt, welche jetzt für sie lebendig wurden, ja sie tauchten im Geiste in die Zeiten ein, da Gott der Herr noch an dem Erdgerüste bauete.

Weit über alle Herrlichkeit des Meeres, der Kreidefelsen und Granitblöcke ging ihnen aber die Freude an der Bekanntschaft mit einem hochbegabten Manne, dem sie empfohlen waren. Schubert erzählt davon:

„Es war spät am Abende, als wir in's Wirthshaus zu Altenkirchen kamen; über dem Feuer auf dem Heerde dampfte ein Kessel, darin ein großer Aal gesotten ward; Kartoffeln daneben. Der für unseren Geschmack und unser Vaterland köstliche,

ſeltene Fiſch zog unſere Eßluſt mächtig an. Wir beſtellten uns ſogleich ein Gericht dieſer erwünſchten Art, zugleich aber auch ein Zimmer und Betten zur Nachtruhe, denn wir waren recht von Herzen müde, ſo daß wir faſt lieber noch viele Stunden bis zur Mitte des anderen Tages gefaſtet, als nur noch eine Stunde vom Schlafe uns enthalten hätten. Da fügte es ſich, in unſerer damaligen Stimmung hätte ich faſt ſagen mögen: unglücklicher Weiſe, daß irgend Jemand aus dem Hauſe des theuren Pfarrers Baier in's Wirthshaus kam. Ich gab den Brief von Mohnike an dieſe Gelegenheit ab, mit herzlichem Gruß und dem Verſprechen, daß ich am nächſten Morgen den Herrn Pfarrer beſuchen werde. Schon ſtanden die Teller zum Nachteſſen vor uns; die müden Augen wollten einmal über das andere ſich zuthun, da that ſich die Thür zu unſerem Zimmer auf und der liebe Pfarrer Hermann Baier trat zu uns herein. Er ließ es nicht bei einer herzlichen Begrüßung bewenden, ſondern kam uns gleich mit einem ſolchen Ungeſtüm ſeiner gaſtfreundlichen Liebe entgegen, daß er mich kaum zu Worten kommen ließ. Ich mochte einwenden, was ich wollte, alle die Gründe, die ich vorbrachte: unſere Schläfrigkeit, unſere bereits zum Uebernachten im Wirthshauſe getroffene Einrichtung und Anderes ſonſt, halfen nichts, er führte uns mit der Gewalt ſeiner Liebe als Gefangene in ſein Haus, wo uns in der Geſellſchaft, die wir da fanden, die Schläfrigkeit vergehen werde und ein freundliches Ruheplätzchen uns erwarte.

In einer Stimmung, welche in ihrer menſchlichen Art der eines Poſtpferdes gleichen mochte, das den ganzen Tag ſich müde gelaufen hat, und das man nun noch einmal aus dem Stalle herauszieht zum Anſpannen, trat ich in die Geſellſchaft ein, welche im gaſtlichen Hauſe des lieben Pfarrers verſammelt war. Hier verging mir freilich, ſoweit dies leiblich möglich war, alsbald das Gefühl der hemmenden Müdigkeit, denn ich fand da unter den vielen Gäſten den mir ehrwürdigen, theuren Elert

Bode, den Forſcher und kindlich liebenden Freund des ſichtbaren wie des unſichtbaren Himmels. Wie gerne hätte ich dem Manne meine dankbare Liebe und Ehrfurcht in gebührender Weiſe ausgeſprochen, aber ich konnte es nicht, denn obgleich der Geiſt wieder munter geworden wie ein Roß, das die Sporen fühlt, konnte doch das Fuhrwerk den trägen Leib mit ſeiner Zunge, nur ſo mühſam und ſchwer von der Stelle ziehen, daß ich die gefüllte Theetaſſe, die mir gereicht worden, aus der Hand fallen ließ, und ich weiß nicht mehr was eigentlich? in vereinzelten Worten ſchwatzte, deren ich mich wohl in beſſeren Stunden geſchämt haben würde. Dennoch iſt mir die Erinnerung an das perſönliche Begegnen mit dem Elert Bode noch auf Erden ein lieber Erwerb auf meinem Lebenswege geblieben.

Ich hörte da Vieles ſprechen, das mir lehrreich und werth war; wir blieben, wie mir ſchien, lange bei einander ſitzen; da verlangte der gute alte Bode nach ſeiner Ruhe, auch die anderen Gäſte alle gingen auf ihre Zimmer, uns beide aber bat man, noch „ein wenig“ mit dem Pfarrer aufzubleiben. Nun das war wohl gut, und ich wie meine Hausfrau wären gern die ganze Nacht bei dem guten, frommen Manne ſitzen geblieben, wenn nur die Schläfrigkeit nicht geweſen wäre. Das „ein wenig“ wollte mir faſt zu viel werden, da kam die, eines ſolchen Bruders würdige Schweſter des Baier, die Amalie, mit der Entſchuldigung, daß es ſo lange gedauert, und zugleich mit der erfreulichen Kunde herein, daß nun auch für uns das Nachtlager bereit ſei.

Ich erfuhr und bemerkte erſt jetzt, welche Mühe der gute Pfarrer Baier mit uns, ſeinen gewaltſam aus dem Wirthshauſe entführten Gäſten in ſein Haus gebracht hatte. Die andern Gäſte, die wir bei unſerer Ankunft vorfanden, und deren Zahl nicht gering war, hatten zum Theil ſchon in der vorhergehenden Nacht Beſitz genommen von allen disponiblen Zimmern, für uns war im Hofe, in einem Bretterhäuschen, das mir in der Erinne-

rung von thürmchenartiger Geſtalt erſcheint, ein Zimmerchen gefunden, zu dem man auf einem kleinen Treppchen hinaufſtieg. Da hatte die geſchickte ſorgliche Hand der Schweſter Amalie Alles ſo ſauber und wohnlich eingerichtet, daß unſere Augen, ſo lange ſie der Schlaf noch offen ließ, mit Wohlgefallen darauf, die Glieder aber in den reinlichen Betten mit Wohlbehagen ruhten. Dem lieben Baier und ſeiner Schweſter war eine Mühewaltung der Art, wie wir ihnen gemacht hatten, nichts ungewohntes. Ihr Haus war, namentlich in der Sommerzeit, wenn die beſuchenden Fremden nach Rügen kamen, faſt jeden Tag und jede Nacht von Gäſten gefüllt, wenn auch nicht immer in ſolchem Uebermaße, wie am Tage unſerer Ankunft. Es war noch eines jener gaſtlichen Pfarrhäuſer, deren Sitte W. H. Riehl ſo treu und wahr beſchreibt, und von deren Art man namentlich in dem guten Württemberger Lande Gott Lob! noch viele finden kann. Wir Gäſte haben es, als ich mit meiner Frau bei ihm war, dem guten Baier freilich arg gemacht.

Als wir am andern Morgen in unſerer kleinen Warte erwachten und zur Familie des Pfarrhauſes hinunterkamen, da fanden wir dieſe allein. Alle die Gäſte, die wir am Abend im Zimmer geſehen, und von denen ich im Zuſtande der großen Ermüdung nur den ehrwürdigen Elert Bode und ſeinen Sohn in die Erinnerung aufgenommen, waren ſchon früh am Tage abgereiſt. Deſto beſſer für uns: der Pfarrer Baier hatte jetzt Zeit und Muße genug, mir ſtill zu ſitzen zu dem kleinen Lebensbilde eines „Stillen im Lande," das ich vor dem Scheiden von der Inſel Rügen noch aufgenommen habe, und das ich auch hier gern in das Reiſetagebuch meines Lebens hineinzeichnen möchte.

Wenn man den Hermann Baier, wie dies von Allen, die ihn kannten, oft geſchehen mochte, recht vorzugsweiſe einen muſikaliſchen Mann nannte, ſo hatte man damit freilich zunächſt nur ſeine ſeltene Begabung für die Tonkunſt im Sinne. Ich aber faſſe dieſen augenfälligen Charakterzug ſeines

Weſens in einer weiteren, tieferen Bedeutung auf, wenn ich ſage: Baier war eine ſo durchaus an Seele und Leib muſikaliſche harmoniſch wohlgeſtimmte Menſchennatur, dergleichen ich auf Erden nur wenige gefunden. Ich bleibe bei der äußerlichſten Erſcheinung des Charakterzuges zuerſt ſtehen. Blieben doch wohl auch Vorübergehende am Garten des Pfarrhauſes von Altenkirchen ſtehen und hörten mit innigem Wohlgefallen zu, wenn ſie, beſonders am Morgen und Abend den rührend ſchönen Geſang einer Männerſtimme, begleitet von dem Saitenſpiel einer Harfe oder Guitarre vernahmen, der aus der Gartenlaube ſich hören ließ. Der Sänger war der Pfarrer Baier ſelber, der hier in der Stille in einem Liede zum Preiſe und zur Anbetung ſeines Gottes ſich erhob, und der nicht nur durch Saitenſpiel und Geſang einzelne Vorübergehende oder die nächſten Genoſſen ſeines Hauſes und Herzens zur Andacht ſtimmte, ſondern welcher dann, wenn er am Klavier als Meiſter der Tonkunſt und des Geſanges ſich erwies, in allen ſeinen Zuhörern mit dem muſikaliſchen Gefühle des Gemüths, ja ſelbſt die Gedanken des Geiſtes in wohlthuend mächtiger Weiſe erregte und belebte. Eine Seele, welche der ſeinigen am nächſten ſtand und am innigſten befreundet war, und die ihm von ſeiner Kindheit an bis zu ſeinem Ende ſchweſterlich begleitet hat, ſagt von ihm ſehr treffend: Die Muſik war ihm zur Natur geworden; er ſetzte, ſo möchte ich ſagen, Alles in Muſik, ſein Leben mit den Menſchen und mit Gott. Am meiſten ſang er, von einem unwiderſtehlichen Drange ſeiner Natur bewegt, wenn ſein Herz ſo recht von Liebe zu Gott und den Menſchen erwärmt und ergriffen war. In ſeiner Kirche, wo die Gemeinde noch das alte pommerſche Geſangbuch mit ſeinen guten Liedern und die alten Gebräuche des Altargeſanges ſich erhalten hatte, konnte man ſeine Stimme mit ihrem milden und doch ſo männlich ſtarken Tone nicht ohne Rührung hören; zu dem Kinde, das ihm Gott in ſeiner Ehe ſchenkte, hat er in den erſten Jahren faſt mehr geſungen, als geſprochen. Auch dann, wenn ſein liebendes Gemüth am ſchmerz-

lichſten ſich beengt und gedrückt fühlte, pflegte er den Schmerz zur Ruhe zu ſingen, und ſelbſt das Gefühl der inneren oder äußeren Verödung und Zerſtreuung vertrieb er ſich und Anderen durch Geſang. „So, wenn er in großer Geſellſchaft bei Tiſche ſaß und etwa die Unterhaltung fad oder einſilbig wurde, fiel er ſo mächtig mit einem ſchönen Liede darein, daß das unerfreuliche Geſpräch der Andern zum Schweigen wurde, oder daß das vorher eingetretene Schweigen wieder zum Worte kam. Auch in der Fremde, da er, als Erzieher der Knaben der Frau von Gordon, mit dieſer Familie auf Reiſen war, pflegte er das Heimweh nach ſeiner ſtillen Inſel, das ihn nicht nur in dem geräuſchvollen Paris, ſondern ſelbſt in der Schweiz ergriff, zur Ruhe zu ſingen.

Die muſikaliſch-harmoniſche Stimmung ſeines Weſens gab ſich aber nicht nur in ſeinem Geſange und Saitenſpiele, ſondern in ſeiner ganzen äußeren Erſcheinung kund. Sein Angeſicht, als ich daſſelbe ſah, war bleich, aber in ſeinen Zügen lag der Ausdruck einer Ruhe und eines Wohlwollens, der ſich auch ohne Worte verſtändlich machte. Die feſte, gerade Haltung ſeines Körpers, in welcher er dem fremden Gaſte rüſtig und freudig entgegentrat, ließ dieſem es nicht errathen, wie ſehr dieſer Körper ſo eben im Gefühl der Kränklichkeit gebeugt war. Die feine Zucht und Ordnung, die in ſeinem Innern war, trug er dann auch, wo er nur konnte, auf ſeine äußere Umgebung über. Nicht nur jedes ungebildete Wort, ſondern auch jede nachläſſige Haltung des Körpers und der Kleidung verwies er denen, die ſeiner Zucht und Pflege befohlen waren, jede kleine Unordnung in ſeinem Hauſe, das ſchiefe Hängen eines Bildes oder Spiegels, die unſymmetriſche Stellung irgend eines Gegenſtandes im Zimmer oder die eines Baumes, den er geſetzt hatte im Garten, fiel ſeinem Auge empfindlich und wurde von ihm verbeſſert. Namentlich wurde durch ihn der zum Pfarrhauſe gehörige Grund aus einem ſumpfigen, höckerigen Boden in ein ebenes Wieſenland, der Garten, welcher vorhin eine Wildniß voll dichter Gebüſche geweſen,

wurde von ihm in einen wirklichen Garten voll nutzbarer Bäume umgewandelt, in welchem man ohne Aufhören von der Zeit an, da der Schnee die Beete verließ, bis dahin, wo er sie von neuem bedeckte, Blumen der verschiedensten Arten sah. Doch in ihrer bedeutungsvollsten Gestalt zeigte sich diese Liebe zur harmonischen Ordnung und Zusammenstimmung aller Einzelnen zu einem wohllautenden Ganzen in seiner Wirksamkeit auf die Schulen, auf die inneren und äußeren Angelegenheiten der Gemeinde, auf die Erhaltung und Wiederherstellung des Friedens in den Häusern und Herzen. Welche Aufgabe dieser Art lastete auf ihm während der langen militärischen Einquartierung, in den Jahren der napoleonischen Kriege und Besitznahme des Landes. Damals kam ihm die Bekanntschaft, welche er in Paris mit den Franzosen und ihrer Sprache gemacht hatte, gar sehr zu Statten.

In diesem Allen gab sich die musikalisch-harmonische Natur seines ganzen Wesens kund; es war, als hätte er, wie Orpheus, die Außenwelt, die ihn umgab, in Ordnung und in Frieden gesungen. Was ist es aber, das der Seele des Thieres wie der Seele und dem Geiste des Menschen diese allbewegende, schöpferische Macht des Gesanges gibt? Sind es nicht allein das Sehnen und der Schmerz der Liebe, welche den Vogel zum Gesange anregen; kann die Weihe der wahren, ächten Dichtkunst wo anders her, als aus einer Liebe kommen, welche dem Geiste einen um so höheren Aufschwung gibt, je höher sie selber geht? Wer den Pfarrer Baier als liebreichen Freund aller Kinder, unermüdeten Tröster der Kranken und Betrübten, als Freund in der Noth, welcher durch seine That der Bitte und Hülfe schon zuvorkam, wer ihn in der Geschäftigkeit des alten Machtdolph als Gastfreund, wer ihn vor Allem im Kreise der Seinigen und der näheren Freunde gesehen hat, der weiß es, daß der Lebenshauch in ihm, der zum Gesange die Stimme, zum Spielen der Saiten den Ton gab, nichts Anderes war, als die Liebe, — eine Liebe, die in der

beſtändigen That ſich bekräftigt, in der erbarmenden Theilnahme an fremdem Leid ſich verzehrt.

Hierüber wäre viel zu ſagen, für welches der Umfang dieſes kleinen Lebensbildes keinen Raum läßt. Ebenſo viel aber über das, was den Harmonieen des Lebens in dieſer treuen Seele ihren Takt gab, die Saiten ſeines inneren Harmonikons in ihrer rechten Stimmung erhielt. Dieſes that die Demuth, den Takt aber gab die Arbeit, ſowohl jene leibliche, die er im Schweiße des Angeſichts ſich täglich auflegte — die mühſamſte und ſchwerſte war ihm hierbei die liebſte — als auch die geiſtige an den Seelen ſeiner Gemeinde. Er hat in ſeinem Kreis als ein zweiter Oberlin die Wüſte gebaut und in einen Garten Gottes verwandelt. Du theurer Menſch! das Wirken und die Geſchichte deines Stilllebens auf Rügen iſt wie ein Lied, deſſen Ton und herzerhebenden Inhalt der Wanderer bei Nacht hört, ohne den Sänger zu ſehen. An dem Getümmel deiner Zeit, an ihrem Haſchen nach Ruhm und nach Effekt biſt du ſtill vorübergegangen; du haſt deinen Lohn auf Erden nicht dahin genommen; deine Beilage iſt dir bewahrt!

Während ich noch mit Baier, und, wenn ich nicht irre, mit ſeinem Schwager Franke aus Bobbin, im traulichen Geſpräch war, kam Freund Mohnike auch dazu, um uns in bequemem und und leichtem Fuhrwerke nach Stralſund abzuholen, und zugleich, um ſeinen vieljährigen Freund Baier zu ſehen. Sein anfänglicher Plan war es geweſen, uns nach Bergen und noch an einige andere Hauptorte der Inſel zu führen. Seine Amtsgeſchäfte forderten aber ſchnelle Heimkehr, und auch die Zeit meines genommenen Urlaubs ging zu Ende. Ich hatte ja das Beſte geſehen, was für mich die Inſel enthielt, den Hermann Baier, den ich, wäre ich wenig Jahre nachher gekommen, im Grabe gefunden hätte. Noch an demſelben Tage machten wir uns auf den Weg, ſetzten auf der Wittower Fähre über, warfen noch einen Abſchiedsblick auf das ſüße Ländchen Hiddenſee, hörten, als das Dunkel einbrach, den violinenartig lautenden Geſang der wilden Schwäne,

ſahen die Feuer der Häringsfiſcher im Meere, trafen zwiſchen Mitternacht und Morgen in Stralſund ein. Und ſchon am anderen Tage ſchied ich aus dieſer lieben Stadt, in der ich noch manche mir theure Bekanntſchaft machte, an deren Erinnerung ich hier vorübereilen muß."

29. Altes und Neues.

Da das Amt in Ludwigsluſt viel Muße ließ, ſo durfte die Feder nicht ruhen; die Vorleſungen über die Nachtſeite wurden mit verändertem Anfange neu aufgelegt; der dritte Theil (II, 2) der Ahndungen vorbereitet, der aber erſt ſpäter erſchien. Fr. v. Meyers „Blätter für höhere Wahrheit" erhielten Beiträge. Bedeutſamer als alles das war ein andres Buch. Entwurf und Anfang war noch in Nürnberg zur Zeit der engſten Gemeinſchaft mit Kanne geſchrieben. Es ſollte von der Wahrheit zeugen, die den Verfaſſer ſelbſt ſo froh und frei gemacht hatte. Mußte doch jenes Jahr 1815, wo ſo eben durch den ſiegreich beendigten Freiheitskampf in dem deutſchen Volke mit dem äußeren menſchlichen Ernſte des Lebens auch ein innerer göttlicher Ernſt zu erwachen ſchien, Allen, denen das Gedeihen dieſes neuen innern Lebens am Herzen lag, als die rechte Zeit und Stunde erſcheinen, an dem Werke der Wiederbelebung der chriſtlichen Geſinnung Theil zu nehmen. Nicht an die Gelehrten, ſondern an das Volk, beſonders an die für das einfältige Bekenntniß der Wahrheit noch empfängliche Jugend, ſollte nicht mit Kunſt der Rede, ſondern in der Kraft des Glaubens geredet werden. —

So bezeichnet Schubert den Plan ſeines Werkes. Der Verlag ward auf der Reiſe von Nürnberg nach Ludwigsluſt an Reclam in Leipzig unter Bedingungen, die einem Geſchenk ähnlich ſahen, gegeben, weil dieſer durch die Schlacht im October 1813 furchtbare Verluſte erlitten hatte. Noch vor der Abreiſe nach Doberan war der letzte Bogen geſchrieben und im darauffolgenden Winter lag das Buch vor. Es trug den Titel „Altes und Neues

aus dem Gebiet der innern Seelenkunde, herausgegeben von Dr. Gotthilf Heinrich Schubert.“ Gewidmet war es Emil von Herder, dem Freund der früheſten Jugend, und der treuen Lebensgefährtin und Freundin Julie Schubert, geb. Steuernagel. Die Vorrede entſchuldigte den Titel, der auf den erſten Blick Vielen für den Inhalt zu vornehm dünken, ſich aber ſpäter vielleicht von ſelbſt rechtfertigen würde; dann erbat ſie Nachſicht für das Ungenügende der Arbeit und fuhr fort: „Der Vortag eines großen Frühlings iſt gekommen; es blühen viele Bäume auf, nicht weil ſie einer dem andern die Mode nachmachen, ſondern, weil der gemeinſchaftliche Strahl von oben ſie zum Blühen treibt. Nachwinter und gewaltige Frühlingsſtürme werden auch nicht ausbleiben! da werden ſchon ohnehin die meiſten Blüthen, die noch keine Frucht angeſetzt haben, und manche ſchwache Fruchtanſätze ſelber wieder abfallen, und nur der geſunde Baum wird ſeine Früchte feſthalten. Indeſſen laßt immer nur im Frühling bei den Bäumen die Mode des Blühens gelten.“

Das Buch zerfällt in zwei große Abſchnitte, deren jeder wiederum in eine Reihe von kleineren. Der erſte führt die Aufſchrift: Ich ſchreibe euch Kindern, denn ihr kennet den Vater. 1) Ihr kennet Ihn aus den Werken, aus der Natur. 2) Ihr kennet Ihn aus den väterlichen, wunderbaren, oft dunklen, aber immer liebenden Führungen Eures Lebens. 3) Ihr kennet Ihn aus der Kraft ſeines Wortes. 4) Ihr kennet ihn aus der Erfahrung ſelber; aus dem unmittelbaren Umgange mit Ihm im Gebete. Der zweite, kürzere Abſchnitt: Ich ſchreibe Euch Jünglingen, denn Ihr habt das Böſe überwunden, handelt nach längerer Einleitung von dem falſchen Selbſtvertrauen, dem Stolze der Natur, um dann den Glauben und die Früchte des Glaubens zu rühmen.

Trotz dieſer ſorgfältigen Eintheilung und Anordnung iſt das Ganze doch nur eine in ſich zuſammenhängende, durch eine

reiche Sammlung von Beispielen aus dem Leben der Menschen unterstützte Rede von der Treue und Barmherzigkeit Gottes. Fast möchte ich es Reden über die Religion an die Ungelehrten unter ihren Verächtern nennen; aber es ist mehr; es ist ein einiges Loblied. — Der Prediger, welcher in demselben die Jugend zur Anbetung und zum Dienste des Gottes, der ihn selber selig macht, anwerben will, steht nicht mehr in den Vorhallen des Glaubens. Er kennt das Heilmittel, in dessen Kraft das schwächste, kränkeste Herz stark und gesund zu sein vermag, und fügt zu dem Bekenntniß des Apostels: ich vermag Alles durch den, der mich mächtig machet, Christus, hinzu: „Aber auch nur durch Ihn, außer Ihm nichts. Ja, nichts außer Ihm; mit und in Ihm Alles“ (S. 239), oder er sagt: „Ich möchte jetzt keinen Gott mehr, als den Gott in Christo, dem ich Armer Alles sagen, Alles vertrauen, den ich um Alles bitten darf, so klein es auch sei, dem ich mich nahen darf, wie elend ich auch sei“ (S. 229).

Einen besonderen Werth geben dem Buche die vielen eingestreuten Geschichten. Ein großer Theil derselben ist den Basler Sammlungen entnommen; der größere den eignen Erfahrungen des Verfassers, und die besten sind von ihm selbst erlebt worden. —

Wer heute „Altes und Neues“ liest, wird sich durch die milde Wärme, die gefällige Sprache und den tiefen Ernst, die darin herrschen, angesprochen fühlen; aber bei dem Reichthum an verwandten Schriften, den wir jetzt haben, bei der Menge der Nachbildungen, die es erfahren hat, und bei der Verbreitung, welche einzelne Auszüge daraus gefunden haben, schwerlich eine Vorstellung von dem Werthe gewinnen, den es für seine Zeit hatte. Derselbe kann kaum überschätzt werden. Ich habe Männer von ernster christlicher Gesinnung und tiefem Verständniß für die Wahrheit gesprochen, die mir sagten, daß die Lectüre von „Altes und Neues“ ihrem Leben eine andere Wendung gegeben hätte. Ein Zeugniß

dafür, daß dies Buch ein Ereigniß war, und daß sein Verfasser, selbst wenn es sein einziges gewesen wäre, mit Befriedigung auf sein Leben zurückblicken dürfte, haben wir in der Aufnahme, welche es bei den Zeitgenossen fand. Claus Harms bedankte sich bei dem Verfasser und pries den Beruf eines christgläubigen Volksschriftstellers hoch und heilig. August Neander, der Geschichtsschreiber der christlichen Kirche, hielt es der Mühe werth, den Mann, welchem er solch' ein Buch verdanke, in den nächsten Ferien persönlich aufzusuchen.

Schubert hatte als Schriftsteller die Bahn beschritten, auf welche er gehörte; er hat seitdem in vielen Büchern erzählend und lehrend zum Volke, vorzüglich zur Jugend geredet, und die Liebe zu dem Worte Gottes, den Glauben an seine väterliche Führung manchem Herzen nahe gebracht. Er ist auch treulich damit fortgefahren, aus seinem reichen Lebensschatze weiter Altes und Neues zu geben; es sind im Ganzen sechs Bände erschienen. Der zweite gab das Leben des Johann Tobias Kießling und einiger seiner Freunde nach ihrem Leben und Wirken, und machte außerdem seine Leser mit den in Süddeutschland wohlbekannten und vielgesegneten Pfarrern Flattich und Machtdolph bekannt. Der dritte enthält neben zwei Biographieen die weithin bekannten „Mittheilungen aus dem Reiche", welche zuerst in der Evang. Kirchenzeitung gestanden haben. Der vierte ist in zwei Abtheilungen erschienen. Die erste bringt Erzählungen von Liedern; die zweite Erzählungen und Briefe von Reisen. In diesen Erzählungen von Reisen gibt der Greis — sie sind 1841 erschienen — eine Geschichte seiner Jugend. Nach dem Eindruck, den sie auf mich machten, sind sie das Beste, was Schubert überhaupt geschrieben hat.

Alle vier Bände werden hierdurch jeder Jugend- und Volksbibliothek angelegentlich empfohlen.

Die neue Folge war hauptſächlich biographiſch. Auch ſonſt hat uns Schubert, da er aus eigner Erfahrung wußte, wie mächtig er durch Lebensbilder ergriffen wurde, deren viele gezeichnet. Er wählte ſeine Helden aus denjenigen Kreiſen chriſtlichen Lebens, denen er perſönlich näher getreten war; z. B. Wittmann, Owerberg, Spleiß und Krafft; oder aus der Geſchichte der evangeliſchen Kirche; wie Anna Zwingli, Oberlin, oder aus denen, die voll Glaubens an Gott zum Heil der Welt große Thaten verrichteten; wie Fr. Drake, Joh. Kepler, Prinz Eugen und Chr. Columbus.

So günſtig das Urtheil über ſein Buch auf der einen Seite war, ſo ungünſtig mußte es auf der andern ſein. In Mecklenburg, im Lande wie bei Hofe, erregte es Unwillen. Es erſchienen Schmähſchriften gegen ihn; ſelbſt einer ſeiner Gönner, ein alter Herr in Jena, an deſſen Wohlwollen ihm viel lag, äußerte, wenn Schubert mehr ſolche Bücher ſchreibe, durch welche ſein bisheriger Ruhm verdunkelt würde, ſo werde man ſich von ihm losſagen müſſen.

Um jene Zeit hatte er, darum angegangen, mehrere junge Theologen in Hauslehrerſtellen nach Ludwigsluſt gezogen. Einer von ihnen, Adolf Zahn, nachmals Pfarrer in Giebichenſtein, ſchloß ſich ihm als einem geiſtlichen Führer an, durch den er ſich für eine lebendigere und gemüthvollere Auffaſſung des Evangeliums gewinnen ließ. Ihm theilte Schubert mehrere Goßner'ſche Schriften mit, die er ſich hatte aus Nürnberg kommen laſſen. Eine davon war aus dem Franzöſiſchen überſetzt: „das menſchliche Herz in Bildern“. Zahn las ſie mit ſeinen Schülern; die Bilder, welche z. B. die Völlerei unter dem eines Schweines darſtellen, ſind ſtark. Sie wurden bei Hofe gezeigt. — Natürlich gerieth man in eine gebührende ſittliche Entrüſtung, und nur Wenige nahmen die Sache ſo leicht, wie der Großherzog. Dieſer rief beim Ausreiten einem ſeiner Freunde zum Fenſter herauf: „Hören Sie, der große Doctor und Profeſſor verbreitet Bücher, worin ein Schwein verklärt wird.“ Die Aeußerung bezeugt zur

Genüge, daß der Bezeichnete auch ſonſt kein Günſtling war. Wie er aber ſeit jener Zeit als Finſterling, Myſtiker, Pietiſt, dabei aber auch als Aufrührer verſchrieen ward, iſt für Jeden, der nicht Aehnliches zu erdulden braucht, erheiternd.

Als Kotzebue ermordet worden war, theilte eine Hofdame das Ereigniß unſerm Schubert mit und ſagte dann: „Man hat bei dieſer Gelegenheit einen großen, geheimen Bund entdeckt, deſſen Mitglieder ſich verſchworen haben, alle Myſtiker und Pietiſten, wie den berühmteſten derſelben, den Kotzebue, zu ermorden. Das ſollten ſich doch alle zur Warnung dienen laſſen, die dem Pietismus huldigen, denn wenn es dem Vornehmſten unter ihnen ſo erging, was haben die Andern zu erwarten?“

Beunruhigender und noch grundloſer als der Verdacht des Myſticismus war der, daß „der große Doctor“ ſtaatsgefährliche Anſichten habe. Dieſe Meinung war aber ſo verbreitet, daß ihr der wohlwollende Prinz Adolf in einer offenen Frage Ausdruck gab. Ob die beruhigende Antwort Glauben gefunden hat, ſteht dahin.

Unter dieſen Anfeindungen faſt erliegend, fand er an dem berühmten, erſt kürzlich verſtorbenen preußiſchen Rechtslehrer Karl von Savigny eine Stütze. Dieſer gewann bei einem Beſuch in Ludwigsluſt unſern Schubert ſehr lieb, und bei dem hohen Anſehn, in welchem derſelbe überall ſtand, blieb das nicht ohne Wirkung.

„Ich weiß Vieles,“ ſchreibt der, „was ich dem Beſuche Savigny's in Mecklenburg zu danken habe, und weiß vielleicht nicht Alles.“

30. Hangen und Bangen.

Das Maß ſeiner Prüfungen war noch nicht gefüllt. Ein neues Kreuz legte ſich ihm in dem faſt zur Schwermuth geſteigerten Heimweh Juliens auf, der ſonſt ſo heiteren Frau. Die tiefe Verſtimmung ſeines Gemüthes wirkte auch auf ſeinen eignen Körper ſtörend ein, in dem ſich ein hartnäckiges Leberleiden feſt-

ſetzte, das ihn ſpäterhin noch vielfach gequält hat. Seine kleine Selma ward, von einem Nervenfieber ergriffen, an den Rand des Grabes geführt. —

Eine Erlöſung ſchien ſich nur durch eine Rückkehr nach Baiern ermöglichen zu laſſen; denn der Gedanke, noch einmal wie vor zehn Jahren als praktiſcher Arzt ſein Heil zu verſuchen, ſtieg zwar in ihm auf, aber der Blick auf die beiden Kinder, die Erwägung des höheren Lebensalters und der bisherigen Verwöhnung ließen ihn ſofort wieder fallen. Den Weg an eine bairiſche Hochſchule konnte nur ein Brief an Herrn von Lerchenfeld eröffnen; Schelling hatte dazu ermahnt, Freunde drängten, dennoch war ein Anſtoß, welcher höheren Urſprungs zu ſein ſchien, nöthig, ehe alle Bedenken überwunden waren. Der Miniſter — das war jetzt der hohe Gönner — antwortete umgehend, ohne ein ſtrafendes Wort, ohne eine Erinnerung an ſeine Warnungen und Bitten. Wir ſind es dem ſonſt vielgeſcholtenen Manne ſchuldig, ſein Schreiben ausführlicher mitzutheilen und dadurch einen Blick in ſein weiches Herz zu geben.

„Mit inniger Theilnahme habe ich, mein lieber, theurer Schubert, Ihren herzlichen und vertrauensvollen Brief geleſen. Wohl dachte ich mir, daß es einen tiefen Grund haben müſſe, warum Sie mir ſo lange keine Nachricht gaben, und da ich Sie nicht ohne Beſorgniß ſo fern von Ihren Freunden und von den Ihnen ſo lieb gewordenen Verhältniſſen ziehen ſah, ſo beſorgte ich jene düſtere, ſchmerzliche, wehmüthige Empfindung, die Ihr lieber Brief dem Freunde darſtellt. Ja, mein guter, lieber Schubert, es iſt ein ungemein ſchmerzliches Gefühl, ſich in einem Verhältniſſe zu finden, das uns eine unſer Inneres nicht befriedigende Thätigkeit anweiſt, und wo wir demnach ſelbſt fühlen, daß wir in dieſem engen Kreiſe uns nicht mit der nöthigen Freiheit und Sicherheit bewegen, um ihn ganz auszufüllen und in demſelben wenigſtens ſo viel als möglich zu leiſten.“ Darauf geht er ſorgfältig auf den beſondern Inhalt der ihm gewordenen Eröffnungen

ein. Er begnügt ſich nicht mit der Hoffnung, daß Gott nach Schuberts Wunſch jener Wiſſenſchaft, die den Geiſt erhebt und das Gemüth veredelt, ſein ganzes Leben mit ungetheilter Kraft zu weihen, erfüllen werde, ſondern er hat auch Schritte dafür gethan, mit dem Unterrichtsminiſter Rath gepflogen, deſſen Ergebniſſe er mittheilt. Es iſt Hoffnung auf ein Stelle in Erlangen da. „Und bis dahin, mein guter, lieber Schubert, ſeien Sie gutes Muthes und machen Sie, daß, wenn Sie den kälteren Norden verlaſſen, Sie dennoch daſelbſt ein tiefes Andenken in den Herzen ihrer Zöglinge zurücklaſſen, was bei Ihnen zuverläſſig der Fall ſein wird. Auch bei Hofe wird Ihnen die gerechte Anerkennung nicht entgehen. Suchen Sie nur ſelbſt alle Schüchternheit zu entfernen und in ruhiger Beſcheidenheit, ungezwungen und natürlich ſich in dieſem Kreiſe zu bewegen, in dem beſcheidene anſpruchsloſe Menſchen zwar nie eine Hauptrolle ſpielen, aber dennoch oft von allen Theilen zum meiſten geehrt ſind.“ Jetzt wird er noch vertraulicher, erzählt von Schweigger, von Emil v. Herder, von dem Ergehen der eignen Familie. „Nun leben Sie wohl, guter lieber Schubert! Vertrauen Sie auf Gott, der Sie Ihrer Beſtimmung wiedergeben wird, behalten Sie guten Muth, heitern Sinn und den feſten Vorſatz, ſo lange Sie in Ihren Verhältniſſen noch bleiben, ſich ihnen mit Liebe und herzlicher Ergebung zu widmen, dann wird Alles recht werden. Schreiben Sie von Zeit zu Zeit Ihrem herzlich ergebenen Lerchenfeld.“

Wer ſelbſt durch thörichtes Vertrauen auf Menſchenworte in einen Platz, an den er nicht gehört, eingepfercht und eingedornt iſt, der weiß es, welch' einen Sonnenſchein ſo ein Brief in das Dunkel der gewöhnlichen Zeiten bringt, weiß es auch, wie der Sinn ſo gern aus der Möglichkeit die Wahrſcheinlichkeit, aus dieſer die Gewißheit macht. Da kommt es denn wohl, daß der letzte Rath eines ſolchen immer wieder geleſenen Schreibens verhallt und der Geiſt ſich in der gehofften Zukunft einheimelt, der Gegenwart aber immer mehr entfremdet.

So geſchah es auch hier. Die nöthigen Bewerbungen waren ausgegangen; der Erfolg war ſicher. Endlich traf der lang erwartete ſchwere Brief mit dem Siegel der hohen Schule von Erlangen gerade an dem Morgen an, wo Schubert mit ſeiner Frau zum Abendmahl gehen wollte. Er ließ ihn, damit er geſammelt bleibe, uneröffnet liegen und hatte wohl daran gethan, denn er brauchte die ganze neu geſchenkte Kraft, um das Nein zu ertragen, welches er las. In die erledigte Stelle war Nees von Eſenbeck berufen, ein vier Jahre älterer Mann, ſeiner Zeit der erſte Meiſter in der Pflanzenkunde, ein Gelehrter, deſſen Ueberlegenheit der abſchläglich Beſchiedene anerkennen mußte. Dennoch war er faſt niedergeſchmettert. Der Unterricht bei Prinzeſſin Marie hatte noch ein Jahr zu dauern; es war völlig ungewiß, was dann mit ihm werden ſollte; nur das Eine wußte er, daß ihm ſeine glänzende äußere Lage bleiben werde; dieſe war er zu opfern bereit. Er war mit ſich darüber völlig in's Klare gekommen, daß die Wiſſenſchaft, für die er lebte, kein Kleid ſei, das man abthun könne, ſondern ein Theil ſeines innerſten Weſens, daß jeder Weg, welcher ihn von ihrem Dienſt entferne, nur ein Irrweg ſei; kurz, daß er den Beruf habe, die Uebereinſtimmung der göttlichen Offenbarung im Buche der Natur mit derjenigen in der Heiligen Schrift zu zeigen, denn auch an dem Reiche Gottes ſolle er als Naturforſcher bauen helfen. Dieſe Ueberzeugung gewann eine ſolche Kraft in ihm, daß er nicht nur dem Hofmarſchall von Oertzen erklärte, er ſei geſonnen, ſobald der Unterricht bei der Prinzeſſin vollendet ſei, Mecklenburg zu verlaſſen, ſondern daß er auch eine Anſtellung in Preußen, welche ihm Savigny antrug, ablehnte, weil ſie ihm ein fremdes Arbeitsfeld überwieſen haben würde.

So kam der Herbſt 1818 und mit ihm die Hülfe heran. Nach und nach wurden die früheren Lehrer des Nürnberger Realinſtitutes faſt ſämmtlich in Erlangen wieder vereinigt. Zuerſt kam Schweigger dahin. Der ließ es ſich ſehr angele-

gen ſein, die Freunde, namentlich den entfernteſten derſelben, nachzurufen. Die ſehr geringe Beſoldung der jüngeren Profeſſoren führte einen raſchen Wechſel herbei. Dr. Goldfuß, bald nach ihm auch Dr. Nees, wurden nach Bonn berufen. Die erſterledigte Stelle und die zeitweilige Vertretung der anderen ward Schubert in der ehrenvollſten Weiſe übertragen. Nicht nur wählte ihn der Senat einſtimmig, ſondern auch gegen akademiſche Sitte einzig, ſo daß er allein dem Miniſter vorgeſchlagen ward. Am 20. Oktober erhielt er ſeine Ernennung. Es ward ihm ſehr viel Arbeit aufgelegt, und der Lohn war ſo gering, daß er Gegenvorſtellungen machte und wenigſtens die Hälfte von dem verlangte, was ihm in Mecklenburg gewährt worden war.

Dort zu kündigen war nichts Kleines, und nur die äußere und innere Gebundenheit, aus welcher die Bitte um Entlaſſung hervorging, machte es möglich, bei derſelben ſtehen zu bleiben. Die Verhältniſſe waren merklich beſſere geworden; ſelbſt der alte Großherzog hatte dem Lehrer ſeiner Enkelkinder ein Zeichen ſeines Vertrauens gegeben, indem er ihm die bergmänniſche Unterſuchung ſeines Ländchens übertrug. Der Erbgroßherzog blieb in ſeiner Güte unverändert. Seine Verbindung mit der Prinzeſſin Auguſte Friederike von Heſſen-Homburg hatte einen neuen guten Geiſt in das Leben am Hofe gebracht.

Der Miniſter von Pleſſen ward mit den Verhandlungen, durch welche Schubert veranlaßt werden ſollte, in Mecklenburg zu bleiben, betraut. Der Gewandtheit, der Zartheit und dem Ernſte gegenüber, welche dieſer hochgebildete Herr in den wiederholten Beſprechungen wirken ließ, hatte die Weigerung einen ſchweren Stand. Jedenfalls ward ſich der plötzlich von ſo viel Güte umgebene Mann bewußt, daß er am Hofe nicht ganz recht gehandelt hatte. Es lag etwas von Undank in dieſer Form des Abganges, und doch war das Herz ohne Schuld an demſelben, denn alle Schritte waren in der Ueberzeugung geſchehen, man werde ſich der Kündigung freuen. War doch auch nicht zu leugnen,

daß in die aufgegebene Wirksamkeit ein Anderer mit vielleicht besserem Erfolge eintreten würde. Hat er in der Weise, wie er von Mecklenburg wegging, gefehlt, so war das doch nur eine Folge seiner unbedachten Annahme des für ihn nicht geeigneten Amtes, und wir wollen es ihm nicht verdenken, daß er dem Zuge seiner Natur folgte. Ihm selbst ist das Herz recht schwer gemacht worden — durch die Liebe der Kinder, durch überraschende Erweisungen der fürstlichen Huld, am meisten durch die herzliche Frage des Erbgroßherzogs, ob er denn nicht, wenn er zur Regierung gelangt sei, werde zurückkommen wollen. Man schreibe ihm das männliche **Nein**, mit dem er antwortete, hoch an; es ist ihm keines im ganzen Leben saurer geworden; doch hätten Beide den Schmerz solcher Trennung nicht zu erfahren brauchen. Der Erbgroßherzog ging schon im folgenden Jahre seinem Vater in den Tod voran.

Es lag in Schuberts Persönlichkeit, aber auch in der Weise, wie er die Kirche als eine geisterfüllte Gemeinde der Heiligen ansah, daß er es nicht über sich gewann, irgend einer Stätte vorüberzugehen, wo er ihm gleichgesinnte Männer wußte. Darum kehrte er noch vor seiner Heimreise nach Baiern, resp. auf derselben, in Hamburg, Lübeck, Berlin und Dresden ein.

31. Zur Entschuldigung.

Der Strom, in dessen gesegnetem Gebiete Schubert geboren ist, der Elbstrom, entspringt in der reizendsten Gebirgsgegend. Ehe er noch die erste Meile von seinem langen Laufe zurückgelegt hat, haben sich schon zahllose Quellen und Bächlein in ihn ergossen. In überraschenden Krümmungen richtet er seinen Gang, der sich erst dem Donaugebiete zu nähern schien, nach Nordwesten hin. Noch immer tragen ihm allerlei Nebenflüsse vom Böhmer Wald, vom Mährischen Gebirge, vom Schlesischen Riesengebirge, aus den Bergen Thüringens her die Wasser zu, und er geht, die freundliche Landschaft ab-

ſpiegelnd, munter dahin. Allmählich wird ſein Lauf ruhiger, er tritt aus den Bergen und Hügeln in die Ebene heraus; noch einmal fließt ihm gerade an der Stelle, wo er ſeinen, zuletzt der Oſtſee zugewendeten Weg plötzlich nach der Nordſee richtet, die Havel zu. Bis dahin verfolgt ihn die Beſchreibung Stunde für Stunde; jetzt aber, wo er erſt recht dienſtbar wird, Mühlen treibt, Kähne trägt und zuletzt Seeſchiffe, hat ſie nur noch wenige Worte.

Das Leben meines Gotthilf Heinrich Schubert hat viel Verwandtes mit dem Gange des Stromes ſeiner Heimat, und die vorliegende Darſtellung ſoll in dieſem Gleichniß ihre Entſchuldigung finden. So lange der Held derſelben ſich mehr oder minder leidend fremden Einflüſſen hingab, ſo lange ihm ſein Gang von außen her gegeben ward, ſo lange wir ſelbſt noch nicht zu beſtimmen vermochten, wo derſelbe münden würde, ſo lange hatte das Einzelnſte Wichtigkeit, das Kleinſte Bedeutung. Jetzt ſind wir nahe an die Stelle gelangt, von welcher an ſein Schritt feſt und wandellos nach einem klar erkannten Ziele hingeht, wo ſein Leben mehr ein Geben, ein Schaffen und Wirken, als ein Empfangen iſt; wo die Einwirkungen von Außen, welche natürlich nie aufhören werden, mehr bewahrender und ſtärkender, als leitender Natur ſind. Nur einige derſelben, die mächtigſten, ſind ausführlicher zu ſchildern; dann aber dürfen wir kurz ſein: Die Schule der Wandelungen und Wanderungen iſt überwunden, und vor uns liegt die That des Lebens, um in Schuberts eignem Worte zu reden, eines Lebens, welches Vielen zum Segen ward.

IV.

Der freundliche Führer aus den Reichen der Natur in's Himmelreich.

32. Die alten und die neuen Freunde.

Erlangen war eine Stadt ganz anderer Art, als das nachbarliche Nürnberg; wenn ſich hier Alles vereinigte, was dem Orte ein eigenthümliches Gepräge geben konnte, der alte deutſche Geiſt noch die volle Herrſchaft behauptete, ſo war in der Hauptſtadt der früheren Markgrafſchaft Anſpach alles Beſondere faſt verwiſcht. Wunderlicher Weiſe war nicht blos die umwohnende Bevölkerung, je nachdem man ſich nord- oder ſüdwärts wendete, eine verſchiedene; auch die Natur trug etwas von dieſer Abwechſelung an ſich. Natürlich verſöhnten ſich nun in dem großen ſtädtiſchen Mittelpunkt die Gegenſätze der ländlichen Umwohner; auch das frühere Hofleben, und die hohe Schule trugen dazu bei, den Unterſchied gegen Nürnberg ſcharf hervortreten zu laſſen.

Schon daraus, daß er dieſen ſelbſt hervorhebt, geht hervor, daß ſich Schubert in ſeiner zweiten baieriſchen Heimat zuerſt nicht ganz ſo glücklich fühlte, als nach Ueberwindung der anfänglichen Schwierigkeiten in der erſten. Wohl iſt es ihm aber doch gegangen, und je länger, je beſſer. Ein angenehmes Hausweſen, gute Freunde und getreue Nachbaren waren ihm gegeben.

Zunächſt die alten Freunde. Unter ihnen tritt durch die Gemeinſamkeit der wiſſenſchaftlichen Neigungen, durch das freundliche Entgegenkommen ſeiner Schweſter, welches die erſte Ein-

richtung des Hauſes gar ſehr erleichterte, und durch ſein perſönliches Verdienſt um die Berufung Schuberts nach Erlangen, Schweigger beſonders hervor; Kanne dagegen freute ſich zwar an ſeinem Theile nicht weniger über die Ankunft des Freundes, konnte aber in ein recht inniges Verhältniß zu ihm nicht mehr kommen; ja es trat eine gewiſſe Entfremdung ein. Der ernſte und ſtrenge Mann ſah mit ſeinem offenen Auge die Gefahren voraus, welchen ſich die Naturwiſſenſchaft auf dem von ihr eingeſchlagenen Wege preisgab, und zugleich diejenigen, welche durch ihre Verirrungen dem Glauben des Volkes erwachſen mußten, und konnte ſich deßhalb weder mit der fortdauernden Begeiſterung ſeines Gefährten für dieſe Wiſſenſchaft, noch mit ſeiner Milde gegen deren Vertreter einverſtanden erklären. Mit Pfaff wiederum knüpfte ſich eine gemüthlichere Verbindung; er hatte, noch in Nürnberg verwittwet, zur zweiten Frau eine Jugendfreundin genommen, eine Schwäbin, deren herziges Weſen ſein Haus zu einer Ruheſtätte machte, in der ſich die Heimgekehrten nach der Kühle von Ludwigsluſt gar gern erwärmten. Nach Schweiggers Abgang nahm Pfaff die erſte Stelle in Schuberts Herzen ein. Erhardt trat in briefliche Gemeinſchaft mit den Andern; er lehrte in Freiburg im Breisgau, ſpäter in Heidelberg. Auch Heller war Profeſſor in Erlangen geworden und freute ſich, nun die Hauptkäuze vom Realinſtitut wieder um ſich zu ſehen. Er hat Schubert recht nahe geſtanden und iſt ihm ſehr werth geweſen.

Zu dieſen alten Freunden kam ein älterer, Wetzel, von Bamberg aus zum Beſuch; faſt ſcheint es, als ſei er über all' den neuen Verbindungen ein wenig in's Vergeſſen gekommen. Er klagte nicht, er wünſchte auch nichts; theilnehmend an dem glücklichen Lebensgange des Freundes, ließ er, nach ſeiner Art, in der Freude über dieſen, jeden Gedanken an ſein Loos untergehen, aber ſeine Erſcheinung ſprach beredter, als Worte es vermocht hätten, von dem Drucke ſeiner Lage; ſeine Kraft war gebrochen, nicht Saite,

nicht Schaft dem einſt ſo rüſtigen Sänger geblieben, und nur mit Anſtrengung vermochte er es, ſich auf kurze Zeit zur alten Heiterkeit emporzuraffen. Als hätte er eine Schuld abzutragen, ſetzte Schubert Alles in Bewegung, um dem reich begabten Manne eine ſeiner würdigere Stellung zu verſchaffen. Mit der Nachricht, daß ihm dies gelungen ſei, konnte er wenigſtens dem Sterbenden eine Freude machen; Wetzel ſtarb wenige Wochen nach der Reiſe zu dem Genoſſen ſeiner ſchönſten Lebensjahre. Ziemlich um dieſelbe Zeit erhielt auch Julie Trauer; ſie verlor ihre Schweſter.

Wir ſehen uns auf einmal mitten unter Gräbern. Vater Schöner war bereits am 18. Juli 1818 heimgegangen, noch in ſeinem Tode, noch nach demſelben ſeiner Gemeinde Vorbild und Führer. Daß er, und in welch' ergreifenden Worten, ſeine eigene Leichenrede und den nach derſelben vorzuleſenden Lebenslauf noch vor dem Tode aufgeſetzt habe, iſt aus Ledderhoſe's Leben Schöners und aus dem zweiten Theil von Schuberts Altem und Neuem ſattſam bekannt. An beiden Stellen iſt auch das Gebet zu leſen, in dem ſich das fromme Herz am treueſten abmalt, und welches jedem Diener am Worte Gottes ein rechter Bußſpiegel iſt. — Als Schubert die erſte Gelegenheit zu einer Reiſe nach Nürnberg benutzte, konnte er alſo dem lieben Auge ſeines geiſtlichen Vaters nicht mehr begegnen. Auch den Tobias Kießling fand er als einen Sterbenden; zwar hat derſelbe, wie bekannt, noch einige Jahre weiter gelebt, getragen von der treuen Pflege lieber gleichgeſinnter Verwandter, aber ſein Geiſt wohnte ſchon mehr in der Heimat, welche ihm bereitet ward, als auf dieſer Erde. Er hatte eben damals ſeine letzte Prüfung zu beſtehen. Mit Schöner hatte er die Hälfte ſeines Lebens in's Grab gelegt, und lag, nun ſelbſt gelähmt, von Schmerzen gequält, und wartete der Erlöſung. Auch Lucie Naumann, ſeine Nichte und bis dahin ſeine Wärterin, war von einer ſchmerzlichen lebensgefährlichen Krankheit niedergeworfen, welche natürlich bei der größeren Jugend raſcher verlief, ſo daß ſie dem

müden Greis noch in das andere Leben voranging. Bei alle dem aber blieb sein Gemüth ruhig; es war, als hätte er in dem völligen Abschluß mit der Welt, den er vollzogen hatte, auch sein selbst und seiner Schmerzen vergessen. Er hatte in der That weder für Personen, noch für Dinge mehr eine Erinnerung; desto stärker aber für Alles, was nicht von der Welt war. Lieder und Psalmen, Gebete entströmten, von dem treuen Gedächtniß genau bewahrt, seinen Lippen, wenn er mit der Klarheit eines Mannes von dem Reiche Gottes redete und der göttlichen Gnadenerweisungen an seinem Leben gedachte[1]). — Burger war noch rüstiger, namentlich geistig frischer. Er saß bei seiner alten Bibel; fast jede andere Schrift war ihm schon zu fein für das Auge und zu klein für das Herz geworden, und ob er gleich den Text ziemlich auswendig wußte, so hatte er doch seine Freude daran, den Jesaias Wort für Wort vorzunehmen. Doch auch seine Stunde kam, noch während Schubert in Erlangen war. Dieser hatte die Freude, ihn noch einmal auf seinem letzten Lager sehen zu können. Er war so recht und von Herzen fröhlich. Er lag still auf dem Bette, ohnmächtig sich zu bewegen, aber die schönen dunkeln Augen mit ihrem wunderbaren Glanze hatten die alte Kraft noch nicht verloren; sie erkannten den Freund und schauten ihn freundlich an. Die Brust hob sich und der ganze Leib zitterte vor Bewegung, als wollte er dem Andern ein Zeichen seiner Freude geben. — Sie schieden mit einer Bewegung der Hände, des Wiedersehens gewiß.

Den Mann, welcher in die so entstandene Lücke eintreten und Schubert ein zweiter geistlicher Vater werden sollte, fand er

---

[1]) Wie schon erwähnt wurde, hat Schubert dem Tobias Kießling im zweiten Theile von Altes und Neues ein schönes Denkmal warmer Verehrung errichtet. Aus demselben sind viele Erzählungen in unsere Lesebücher übergegangen, und wir durften deßhalb Kießling als einen alten Bekannten unserer Leser behandeln.

in Erlangen in dem reformirten Pfarrer und Professor Johann Christian Gottlob Ludwig Krafft. Dieser reformirte Geistliche hat die lutherische Kirche Baierns wieder auferbaut, er hat sie, wenn man das von einem Menschen sagen darf, mit seinen starken Armen aus dem tiefen Verfall wieder emporgehoben, in welchen sie durch die Schuld ihrer lutherischen Meister gerathen war. So zeugen unter vielen Anderen der jüngst verstorbene Professor Stahl in Berlin, Tholuck in Halle und eben unser Schubert. Der erste, ein geborener Baier, sagte 1846: „Der Mann, der in meinem Vaterlande die lutherische Kirche auferbaute, der apostolisch'ste Mann, der mir in meinem Leben begegnet ist, der Pfarrer Krafft, war ein strenger Bekenner des reformirten Lehrbegriffs" und dann rühmt er, „daß er einen Frühling aufblühen machte im ganzen Lande, dessen Früchte für die Ewigkeit reifen werden;" und schon vorher nannte er ihn in einem Aufsatze „den Sauerteig des Evangeliums für die protestantische Landeskirche Baierns, der den ganzen Teig versäuert." Wir halten uns gern eine kleine Weile bei demselben auf, nicht blos um eine Schuld des Dankes abzutragen und einer zur Vergessenheit nur gar zu sehr geneigten Zeit das Andenken an ihn frisch zu erhalten, sondern auch, weil es einen hohen Reiz für uns hat, in sein Antlitz zu sehen und uns wieder an einer neuen Gestalt, in welcher sich Christus im Menschen verklärt, zu erfreuen; da war nichts von Kanne'scher Sprödigkeit, noch von Schubert'scher Weichheit, kein Hauch von Kießling'scher Gefühlsseligkeit, denn unsere Gefühle, meinte er, „sollen nur Gottes und unser sein;" auch keine Neigung zu Burger'scher Theosophie, sondern Hingabe an den schlichten und einfältigen Sinn des Wortes Gottes. Lassen wir Andere über ihn sprechen. Stahl schreibt: „Ohne besondere Gaben und wissenschaftliche Auszeichnuug, namentlich ohne große Beweglichkeit und Gewandtheit der Gedanken, war er von großer Stärke und Energie des Willens, von schlichtem Glauben an das Wort Gottes und von

einer völligen, ſein ganzes Weſen verklärenden Hingebung an daſſelbe, ja Identifizirung mit demſelben, ein wahrhaft apoſtoliſcher Charakter.“ Dr. Tholuck, den Leſern der Sonntags-Bibliothek durch die Vorrede bekannt, ſagte von ihm: „Es lag ein Ernſt über ſeiner Perſönlichkeit ausgebreitet, dem man's wohl anmerkte, daß er aus einem in Gott verborgenen Leben ſtammte, gepaart mit jener ſtillen und ſicheren Ruhe, die ihres Weges und Zieles gewiß iſt. Dabei tiefe Gottesfurcht und die Liebe, die nicht das Ihre ſucht, Entſchiedenheit des Charakters, Gewiſſenhaftigkeit im Kleinen und aufopfernde Treue im Amte. Seine perſönliche Erſcheinung war eine ſtille Predigt von der Kraft Gottes, die in ihm wohnte.“ „Beides aber“ — ſo zeugt ein dritter, welcher Krafft am nächſten ſtand, „jener Ernſt und jene Ruhe hatten ihren Grund in einem feſten Glauben an Gottes Wort in der Schrift, in der erwogenen Ueberzeugung, daß die Heilige Schrift vom Anfang bis zum Ende Werk des heiligen Geiſtes, Inbegriff des ganzen Rathes Gottes zu unſerer Seligkeit ſei. Dieſe Ueberzeugung, nachdem ſie ihm auf dem Wege ſeiner Lebensführung unter langen und ſchweren inneren Kämpfen, aber noch größeren Erfahrungen allmählich zu voller Klarheit aufgegangen war, iſt fortan die Seele ſeines Lebens, der Angelpunkt ſeiner ganzen Theologie geweſen. Er war ein Schrifttheologe im vollſten Sinne des Wortes; Schriftforſchung, Schriftauslegung, Schriftvertheidigung, war ihm Lebensaufgabe, in der Schrift gegründete Theologen zu bilden, ſein Ziel. Vom Jahre 1818, wo er Profeſſor zu Erlangen wurde, bis zum Jahre 1824 war der Eingang, den er fand, nur gering, aber mit dem Jahre 1824 begann für ihn eine Zeit umfaſſender Einwirkung, und ſie dauerte in ihrer vollſten Blüthe über ein Jahrzehnt, ſo lange nämlich, bis neben ihm gläubige Dozenten, meiſt ſeine Schüler, in Erlangen auftraten. — Er war der erſte deutſche Profeſſor, der ein Collegium über Miſſionsgeſchichte las.“ Er wird uns dann weiter gezeichnet als ein Geiſtlicher, welcher auf der Kanzel

zugleich Lehrer, auf dem Katheder Seelsorger und Prediger war. Damals, wo die Kirche feierte, waren die Häuser treuer Pastoren die Mittelpunkte für die verschiedenen Thätigkeiten im Reich Gottes, wie Bibel, Missionssache u. dgl.; das seinige war das in besonderem Maße, und wie er innere Mission trieb, ohne diesen Namen zu kennen, so stiftete er das vierte oder fünfte Rettungshaus in Deutschland und stand mit vielen gläubigen Christen von nah und fern in innigem geistlichem Verkehre.

Unter unsern Nürnberger Freunden dürfte ihm Schöner am ähnlichsten sein; wenigstens ist er gleich diesem durch eine schwere Schule innerer und äußerer Kämpfe gegangen; doch machte ihn die größere Jugend noch geeigneter, auf jenen einzuwirken, für welchen der Umgang mit einem so festen und besonnenen, dabei aber so durchaus gläubigen Manne ein großer Segen sein mußte.

Uebrigens fand Schubert auch an der milden Art des alten Kirchenrathes Vogel Freude, welcher sich, obschon er selbst kein Vorkämpfer unter den Gläubigen war, doch die Hochachtung vor dem Glauben der Reformatoren bewahrt hatte. Ebenso lieb war ihm der jüngere Dr. Engelhardt, und auch unter den Lehrern der Heilkunde und der Rechtswissenschaft ward er bald beliebt und bekannt. Namentlich verband ihn eine besondre Verehrung mit dem alten Rechtslehrer v. Glück. Ehe wir ihn aber unter seinen Collegen und Schülern wirken sehen, wollen wir ihn noch auf eine Reise begleiten, die von mächtiger Wirkung auf ihn war.

33. Die Schweizerreise.

Die Reise, welche Schubert im Herbste 1820 in Gemeinschaft mit Krafft durch die Schweiz machte, war für sein inneres Leben sehr bedeutsam. Allerdings war über dasselbe längst entschieden, aber bei seiner großen Empfänglichkeit, wie der damit verbundenen Duldsamkeit gegen das, was ihm fremdartig war, mußte er in das neue Leben recht tief eingewurzelt werden, damit ihn die Strömungen, welche in Erlangen auf ihn wirkten, nicht

doch in andre Bahnen brächten. Dieſe Reiſe würde aber ſelbſt dann, wenn ſie ein uns ganz fremder Mann gemacht hätte, unſere Aufmerkſamkeit erregen, denn ſie macht uns mit der geiſtlichen Erweckung, welche um jene Zeit, wie ein elektriſcher Strom durch das deutſche Vaterland ging, näher bekannt. Wir übergehen daher auch alles Uebrige aus der von Schubert ſelbſt ſehr ausführlich gegebenen Beſchreibung und verweilen nur bei den drei Stellen, welche hierauf Bezug haben: der Begegnung mit David Spleiß von Schaffhauſen, dem Aufenthalt in Baſel und dem kurzen Beſuch in Frankfurt. —

a. David Spleiß.

David Spleiß war einer der merkwürdigſten Söhne ſeiner Zeit, ein Mann, welcher nur aus Geiſt und Feuer geſchaffen zu ſein ſchien, und von dem ſich deßwegen auch die Begeiſterung auf ſeine Hörer gewaltſam übertrug. Als Hauslehrer in Holland über den Sinn eines Bibelwortes in Zweifel gerathen, lief er nach Heidelberg, um von ſeinem Lehrer Daub Belehrung zu empfangen. Im Fluſſe ſeines Geſprächs auf der Alpenreiſe durch den Zuruf unterbrochen: „Ihr Leute, die Steine löſen ſich;“ antwortet er: „„laßt löſen,““ redet zu Ende und zieht dann erſt den Genoſſen nach einer ſichrern Stelle. Ganz ſo war auch ſeine erſte Begrüßung mit Schubert. Sie trafen ſich zum Zweck der gemeinſamen Wanderung in Zürich, wo Jener mit ſeiner Frau, er mit Krafft angekommen war. Er tritt in das Zimmer, geht auf den ihm Fremden zu, reicht ihm ſtill die Hand und wendet ſich dann an Krafft, um das Geſpräch der geſtrigen Nacht, das erſt ſpät abgebrochen worden war, fortzuführen. Dieſer wunderliche Mann war erſt auf Umwegen zu dem Ziele ſeiner höchſten Sehnſucht, ein Geiſtlicher zu werden, gelangt; auf dem Wege aber hatte er das eigentliche Ziel aus dem Auge verloren; er hatte ſich dem Zweifel, dem Unglauben ergeben. Wie an ihm Alles ganz und von Grund aus geſchah, ſo drang er auch in

seiner Verneinung bis zu der Tiefe, die gar kein Licht mehr hat; er leugnete Alles, und nicht wie bei Schubert und Anderen blieb die Verneinung ein Außending, von dem das Herz und das Leben kaum berührt wurden, sondern es machten sich ihre Folgen auch in seinem Wandel geltend. Er ward von Geiz und Lieblosigkeit arg versucht; darin lag seine Rettung; wie ein Blitzstrahl die dunkelste Nacht auf Secunden zum Tage macht, so geschah es ihm, daß er, sich selbst über der Gefahr diesen Fehlern zur Beute zu werden ertappend, einen Blick in den Grund seines Herzens that. Von da an ging der Zug desselben dem Aufgang zu. Er kam nach Wenze bei Clewe, wo Krafft Prediger war. Der ward sein Retter, Führer und Meister, und wenn wir dem Selbstzeugniß dieses Mannes, daß seine rechte Bekehrung im Frühjahr 1821 geschehen sei, glauben dürfen, so ward er von dem Jünger überflügelt. Der kam bald darauf als Lehrer der Physik und als Prediger nach Schaffhausen. Unabhängig von den herrschenden Lehrmeinungen, zum Theil im Streit mit ihnen, hatte er sich mit viel Phantasie und Witz eine ganz neue übernatürliche Anschauung von den natürlichen Dingen gebildet, welche, von ihm selbst vorgetragen, ihres Eindrucks nicht verfehlte. Der vollen Ueberzeugung von dem Ineinander und Durcheinander des Geistlichen und Leiblichen, gab er sich der Wissenschaft, in welcher er eine hohe Vollkommenheit erreichte, mit Eifer hin und verschmähte es nicht, predigend seine Gemeinde zu Buch im Hegäw recht speziell in die Schöpfung einzuführen; wie er andrerseits die künftigen Geistlichen und Lehrer Schaffhausens durch seinen Vortrag der Mathematik und Physik zu der Erkenntniß der ewigen Dinge anzuleiten und für den lebendigen Glauben zu gewinnen verstand.

Er nahm es aber ernst mit Lehre und Leben, und so kam es, daß in seiner Dorfgemeinde Buch in den Jahren 1817 bis 1819 die Geister erweckt wurden. „Menschen, die vorhin als ehrbares Landvolk, sonst aber ganz in der Weise der übrigen Welt kaum für die alltäglichen Geschäfte und Ereignisse ihres Lebens

die nöthigen Worte hatten, wurden auf einmal von dem Drange und der Kraft erfüllt, mit beredtem Munde von dem neuen Leben zu reden, das durch den Glauben in ihnen erwacht war. Man hörte in den vorhin ſtillen, oder nur etwa bei Luſtgelagen wie bei Parteihändeln lauten Häuſern bei Tage, ſowie ſelbſt in den Stunden der Nacht Loblieder ſingen, ſah, wie die Liebe zu dem Herrn in augenfälligen Werken der Liebe zu den Brüdern ſich kundgab, wie der Einzelne das, was ſein war, nicht als ſein, ſondern als des Herrn und ſeiner Gemeinde betrachtete. Wie ein Feuer griff die Begeiſterung des lebendigen Zeugniſſes aus ſonſt ſo unberedtem Munde um ſich, ſelbſt die feindſelig Abgewendeten wurden von der Liebe dieſer ihrer vermeintlichen Feinde, von ihrer Demuth, ihrer Geduld, zur Gegenliebe hingeriſſen, ſo daß unter Anderen Einer, der ſich unbemerkt, in der Abſicht, wehe zu thun, einer im verborgenen Winkel Betenden nahte, ſelbſt von dem ihm vorhin widerwärtigen Drange zum Beten und lauten Bekennen hingenommen und in ein anderes Bild des Lebens umgewandelt wurde, als vorhin an ihm ſichtbar geweſen war.“ Es war ein Frühling der erſten Liebe erwacht; es vollzog ſich eine freie Rückkehr zu den Zuſtänden der erſten Gemeinde.

Aber wie es nichts Lieblicheres gibt, als wahre Frömmigkeit, ſo nichts Widerwärtigeres als den Schein derſelben, von dem das Herz nichts weiß. Dieſe Geſtalt nahm die Bewegung an, als ſie über den engen Kreis der Gemeinde heraustrat, als ſie ein Gegenſtand der Bewunderung u. dgl. ward. Es mag es daher Niemand dem wackern Johann Georg Müller, dem Freunde Herders, verdenken, daß er nicht ganz unbedenklich zuſah. Spleiß ſelbſt hat er nicht geſtört, und dieſer hat mit ſeiner Gemeinde den Beweis geliefert, daß ihre Begeiſterung keine Schwärmerei war; ſie wandten ſich der ſtillen Liebesthätigkeit für die Brüder zu; ſie errichteten eine Rettungs- und Pflegeanſtalt für verwahrloſte Kinder, Vereine zur chriſtlichen Belehrung von Handwerkslehrlingen und Geſellen und förderten

das eben in Basel unternommene Werk der Heidenmission. Spleiß stand, obgleich sich sein Einkommen nur auf 300 fl. jährlich belief, Keinem in der Gemeinde an Mildthätigkeit nach.

Es war nichts Geringes, mit ihm und Krafft eine Reise gerade über die Alpen zu machen.

b. Basel.

Von Zürich waren sie nach Bern, von da über Solothurn nach Basel gezogen. Was dort ihrer wartete, wissen wir aus Kap. 18. Die Freunde hatten dort vor nicht langer Zeit die Missions-Anstalt gegründet. Sie waren durch den Anblick von Heiden unter den Kriegsheeren, die um Hüningen lagerten, zu dem Gelübde bestimmt worden, wenn Gott die Kriegswetter an Basel vorüberführe, wollten sie für diese Völker ein Missionsseminar errichten. Ihre Bitte ward erhört und ihr Gelübde erfüllt. Die Anstalt hatte eben ihr fünftes Jahr vollendet, als die Gäste einsprachen. Außer Spittler und Blumhardt fanden sie noch Manchen, der auf ihr Gemüth zu wirken wußte. Mit der mindesten Absicht es zu thun, that es doch wohl durch sein bescheidenes, frommes Wesen am meisten Jaremba, der vor kurzem eingewanderte Fremdling. Hier bitte ich meine Leser um die Erlaubniß, ein Kapitel aus Schuberts „Erwerb" einschalten zu dürfen. Diejenigen, welchen dasselbe neu ist, werden über die Kraft einer Bewegung staunen, welche damals fast unbemerkt von den Augen der Welt vor sich ging, deren Folgen aber noch heute wirken und bis in die Ewigkeit hineinreichen werden.

Ein Geselle des Handlangers.

Bei der ersten Anregung zur Gründung des Missionshauses war der alte gute Handlanger unermüdet thätig gewesen. Sein Geschäft für den Bau hat ihm aber niemals so viel eingetragen, als bei einer Gelegenheit, deren ich hier besonders erwähnen will. Eines Abends im Jahre 1818 kam ein Jüngling zu ihm, in

deſſen ganzem äußeren Weſen ſich eine ungewöhnlich hohe feine Bildung, durch Blicke und Worte aber die Hoheit eines Ernſtes und einer kindlichen Liebe ausſprach, welcher kein Herz, das den Ausdruck verſtand, widerſtehen konnte. Der Jüngling hätte des Empfehlungsbriefes nicht bedurft, den er zu Spittler brachte. Doch ſah dieſer aus dem Briefe, wo und woher der Ueberbringer ſei. Ich berichte hier jedoch nicht nur das, was der Brief enthielt, ſondern das, was der Ueberbringer deſſelben noch mündlich zur Ergänzung ſeines Inhaltes hinzufügte. Er war ein junger Graf aus Rußland, in der Welt hochgeſtellt durch ſeine Geburt, ſeinen ererbten Reichthum, ſeine durch Fleiß und Talent erworbene, gelehrte, ſowie vielſeitig allgemeine Bildung. Bald nach Vollendung der Univerſitätsjahre hatte der Jüngling in St. Petersburg eine ehrenvolle Anſtellung als Collegien-Aſſeſſor im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten erhalten, welchem damals Capo d'Iſtria vorſtand. Die Augen dieſes Herrn Miniſters ſahen mit Wohlgefallen und großen Erwartungen auf den Jüngling und ſeine Gaben. Aber die Augen eines andern, höheren Herrn waren auf ihn gerichtet; ein Zug der vorbereitenden Gnade hatte ſchon früher an ſeinem Herzen gewirkt, und dieſes Herz nahm den Zug in ſich auf und folgte ihm. In Dorpat, am Gymnaſium, hatte der Rector Roſenberg, ein guter Kantianer, ihn mit der Bibel bekannt gemacht und ihm das Leſen derſelben empfohlen. Der Same von göttlicher Herkunft war gut, der Boden aber bedurfte zur fruchtbaren Aufnahme noch eines Thaues, der es befruchtete und erweichte, denn der ſtarke Sonnenſchein, den der Glanz der Welt darauf fallen ließ, hatte eine Rinde gebildet, die zwar nicht von Stein, auch nicht ſehr dick, dennoch der Ausſaat hinderlich war. Wenn auch dem Kinde das Vermögen zum Stehen und Gehen aus dem Quell der inwohnenden Lebenskraft ſelber kommt, ſo bedarf es doch öfters einer hülfreichen Menſchenhand, um an dieſer ſich aufzurichten vom Boden und die erſten Schritte zu verſuchen. Auch dem Jüngling aus fernem Norden,

ich will ihn hier bei seinem Namen nennen: dem Felician Zaremba erging es so; zu seinen ersten Schritten auf seiner wunderbaren Wallfahrt bedurfte er einer ihn emporhebenden, führenden Menschenhand. Die Hinweisung auf diese helfende Hand kam ihm lange vorher, ehe er ihrer bedurfte, von einer unerwarteten Seite her. Der Schwager des Schulrectors in Dorpat, durch welchen er mit der Bibel bekannt wurde, war Secretair beim Censurgerichte, hatte in seinem Geschäfte gar manches Buch in die Hände bekommen und gelesen, unter andern auch Jung Stillings Schriften. Er sagte einmal zu Felician: wenn er in innere Unruhe und Noth käme, solle er Jung Stillings Leben lesen, das würde ihm Licht und Ruhe geben. Der Jüngling merkte sich diese Worte, und Jahre nachher erfuhr er, daß ihm die Weisung recht aus Gottes Hand gekommen sei.

Als er einst in Petersburg, uneingedenk der inneren Anregungen aus früher Jugend, und nur auf die äußere Gegenwart bedacht, auf der Straße geht, begegnet ihm ein lieber Freund, der ihm nicht blos die Jugendzeit, darin beide sich gefunden, sondern auch die Anregungen, die ihm damals geworden, in Erinnerung bringt. Denn als er nach der herzlichen Begrüßung auf der Straße den Freund in seiner Wohnung besucht, findet er diesen eifrig in der Bibel lesen. Der Ermahnung des Jugendgenossen, daß er doch auch das Buch der Bücher wieder fleißiger lesen möge, folgt er gern. Er liest und liest, aber es war, als ob die Geschäftigkeit des Tages, der Leichtsinn des geselligen Lebens, die scharfe Zugluft, die von der Nähe der Fürstenhöfe ausgeht, eine Eisdecke über sein Herz gezogen hätten, auf welche der Same des Wortes Gottes hinschlug und auf der er abglitt, wie die großen Regentropfen auf einem kupfernen Dache. Aber das Anschlagen that nicht wohl, es erregte Unruhe, Zweifel und Noth. Der Freund, der ihn zur Bibel hingewiesen, konnte dagegen keinen Rath schaffen, ihm ging es selber wie einem Menschen, der einen so leisen Schlaf hat, daß diesen das Antreffen

der Regentropfen auf das kupferne Dach beunruhigt und ſtört. Da fällt dem Felician das Mittel ein, das ihm der Cenſurſecretair gegen ſolche innere Unruhe anempfohlen hatte; er findet im Buchladen Stillings Leben, und aus dieſem Buche wehet ihm ein kühlender Hauch von Oſten her an, der die unruhige Aufregung ſtillt. Das Herz wird ihm weich, die Eisrinde vergeht, der Same des Wortes Gottes findet Zugang zu bereitem Boden. In Stillings Umgebung wird ihm ſo wohl zu Muthe, als ſei er im Hauſe eigener Eltern und Geſchwiſter. Er lieſt noch viele andere Schriften aus dieſer für ihn geſegneten Hand, das Gefühl ſeines Heimwehs wird ihm ſtärker, er möchte aus dem unruhigen, ſchalen Treiben der Welt, die kaum mit der Zunge, noch weniger aber mit dem Herzen nach Gott fragt, hinaus, möchte unter Menſchen kommen, „die nach der Bibel leben;“ welche Gott und die Brüder von ganzer Seele lieben. In dem Lande dieſer Leute wollte er gern als der Geringſten einer, ſei es als Schuſter, als Schneider, als Schornſteinfeger, oder im höchſten Falle als Schulmeiſter, als Krankenwärter dienen und ſein Brot eſſen. Der Zug der Liebe nach einem Lande, nach einer Gemeinde der Gläubigen, in denen die Liebe lebt, wird immer unwiderſtehlicher und mächtiger; er bricht durch alle bisherige Hemmungen und Bedenklichkeiten hindurch. Was fragt er nach äußerer Ehre und hohem Range, was fragt er nach ſeinem Vermögen, das ſeiner einzigen Schweſter, das einigen ſeiner Verwandten ſehr zu ſtatten kommen kann; es gilt bei ihm: Alles dahin geben und Chriſto nachfolgen.

Mag der leichte Weltſinn über ein ſo thöricht ſcheinendes, jugendliches Beginnen lachen, das innere Gewicht, welches dieſes in Bewegung ſetzte, war nicht leicht, ſondern ſchwer. Wie das innere Eis vom Herzen, ſo war auch das äußere Eis auf dem Meere gebrochen, und gleich einem Flüchtlinge, doch mit ehrenvollem Abſchluß ſeiner Dienſtgeſchäftigkeit durch Urlaub zu einer Reiſe in die Schweiz, beſtieg er ein Schiff, das nach Deutſch-

land, zunächst nach Lübeck segelt. Von hier aus erst schreibt er den Verwandten und Freunden seinen eigentlichen ernsten Entschluß: seine bisherige Stellung für immer zu verlassen, allen Ansprüchen, die ihm Stand und Vaterland gaben, zu entsagen. Wie ein Sterbender vererbt er seine Güter, sein Vermögen, denn er geht einer anderen Aussicht entgegen.

Noch ist es ihm selber nicht klar, wohin er eigentlich gehen solle und wolle. Nur das eine Hoffen steht ihm fest und leuchtet ihm wie ein leitender Stern auf seinem Wege voran, daß Gott, der ein lebendiger Gott sei, welcher dem Menschen das Verlangen, das nach ihm fragt, in's Herz gibt, auch ihn, nach seinem wunderbaren Rathe, zu dem Ziel- und Ruhepunkte seines Verlangens hinleiten, ihn zu Leuten führen werde, die nach der Bibel leben.

Die Lebendigen alle, „wenn sie der Odem des Herzens treibt" (Jes. 63, 14), folgen der Führung des bewußtlosen Naturdranges (Instinktes) ohne Aufenthalt wie der Wandervogel, der über Land und Meer zieht. Auch der Geist des Menschen wird von jenem Odem des Herrn angeweht, wenn ihm die Stunde kommt, da der Winter vergangen, der Regen weg und dahin ist, die Turteltaube sich hören läßt im Lande. Wenn die Liebe, die sein ganzes Wesen dahinnahm, die Stimme des Freundes vernimmt: „stehe auf", da geht sie aus, auch in dunkler Nacht, auf die Gassen der Stadt und hinaus auf die Straßen, sie fürchtet nicht die Wächter, die in der Stadt umhergehen, sondern fragt nur Alle, die ihr begegnen, nach ihm, den sie sucht. In Zaremba's Herzen war der Drang dieser Liebe so unaufhaltsam und mächtig, daß er, als er die Heimat verließ, wie einer, welcher dem Untergange entfliehend, nicht vom Felde umkehrt, um seine Kleider oder etwas aus seinem Hause zu holen, nur auf sein Davoneilen bedacht war. Er hatte das baare Geld, das er mit sich nahm, nicht gezählt, nicht berechnet, wie weit es wohl zu einer Reise ausreichen werde; an Empfehlungs- und Creditbriefe hatte er nicht gedacht, sondern eher noch an das Gebot, das der Herr den Jüngern auf

den Weg gab, den er sie sendete, daß sie nicht bei sich tragen sollten einen Beutel, oder Geld im Gürtel. Als er den deutschen Boden betrat und nun die Frage, wohin er eigentlich gehen wolle, ihm öfter und dringender in den Sinn kam, da trat ihm die Erinnerung an Jung-Stilling und seine Schriften recht lebendig vor die Seele. Zu diesem Manne würde es ihn vor Allem hingezogen haben, wenn er noch gelebt hätte; der alte, treue Pilger war jedoch schon im Jahre vorher (am 2. April 1817) zu seiner Ruhe eingegangen. Aber das Land, darin Stilling gewohnt hatte, so dachte der junge Reisende, müßte doch wohl noch am meisten ein solches sein, darin sich die Menschen fänden, die nach der Bibel leben.

Seine werthvolle Uhr, eine goldene Kette und andere Kostbarkeiten, die an seinen Stand erinnerten, bedarf er nicht mehr, er will nichts mehr vor Menschen sein, noch scheinen: er verkauft diese Dinge in Hamburg. Bis Lauenburg fährt er, wandert zu Fuß durch die Lüneburger Haide, darin es damals noch keinen solchen Haltpunkt gab, wie das Hermannsburger Missionshaus ist, fährt dann wieder mit der Post bis nach Marburg. Hier bemerkt er, daß sein Reisegeld bis auf Weniges aus seiner freigebigen Hand dahingegangen sei; doch kümmert ihn das nicht; sorglos, ohne einen Weg zu wissen, denn er hatte sich nicht einmal mit einer Reisekarte versorgt, wandert er, wie er wohl einige Mal als Student gethan, mit der Reisetasche auf dem Rücken, nach dem Rheine hin und seinem Laufe entlang nach dem Süden. So erreichte er an einem Sonnabend Nachmittag im Herbst die Grenze von Baden, darin Stilling gelebt und gewirkt hatte; er kommt nach Weinheim. Sonderbar und zugleich bedeutsam scheint es ihm, daß gerade bis dahin der Rest seines Reisegeldes noch gereicht hatte; hier aber freilich war derselbe bis fast auf den letzten Kreuzer verzehrt. Nun, so denkt er, jetzt wird der Herr seine Hand aufthun, ich werde Leute finden, die mich und meine Kräfte brauchen können; Leute von der Art, wie ich sie suche.

Er hätte ſich im Wirthshauſe gern mit der nothdürftigen Sättigung eines armen Wandersmannes begnügt, hatte auch dieſes ausdrücklich nur begehrt, ſeine feine Kleidung aber, ſein ganzes Weſen zogen ihm jene höhere Beachtung zu, durch welche der Wirth ihn ebenſo ſehr in Verlegenheit ſetzte, als er, der Gaſt, ihn, durch die Fragen nach ſolchen Leuten, die er hier ſuchte und zu finden hoffte. Zaremba geht am Sonntag zu dem älteſten Geiſtlichen in der Stadt, bittet dieſen in kindlicher Einfalt, ihm den Ort zu nennen, wo die Leute ſind, „die nach der Bibel leben?“ Verwundert über die ſeltſame Frage, die ihn faſt am Verſtande des Jünglings irre machte, ſagte der alte Herr: „Hier im Lande leben allerwärts Chriſten.“ Zaremba faßte ſeine Frage genauer „ſolche Leute, meine ich“, ſagte er, „die in Stilling's Geiſt und Sinn nach der Bibel leben.“ — „Ein Enkel von Stilling,“ ſo antwortete der Dekan, „wohnt hier und iſt mein College: der Stadtpfarrer Schwarz, der wird ſich wohl mit Ihnen verſtändigen und Ihnen die gewünſchte Auskunft geben.“ Der Dekan führt den jungen Reiſenden ſelber zu Schwarz hin, und dieſer erkennt alsbald in dem Fremdling aus dem fernen Norden einen geiſtlichen Verwandten und Blutsfreund und nimmt ihn herzlich auf. Er verſteht den eigentlichen Sinn der Frage, verſteht das Verlangen des Jünglings, das ihn hierher geführt hat. „Nach Baſel,“ ſo ſagte er, „in's Miſſionshaus ſollten Sie gehen, dort finden Sie, was Sie ſuchen; dort, ſcheint es mir, iſt das Ziel, zu welchem der Herr Sie berufen und beſtimmt hat.“ Hierauf ſchildert er ihm den ehrwürdigen Miſſionsvater Blumhardt, das Weſen und die innere Einrichtung des Miſſionshauſes; ſeine Beſtimmung zur Vorbereitung der Zöglinge für den Dienſt und die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden. Der Jüngling fühlte ſich in ſeinem Herzen wie von einem Pfeile getroffen. „Das iſt's, das iſt's, was ich ſuchte!“ ruft er freudig aus. Das Dunkel iſt ihm aufgehellt, alle Räthſel gelöſt, ſein Weg liegt eben und gebahnt vor ihm, er will ſogleich zur Weiterreiſe aufbrechen.

— „Bleiben Sie, bleiben Sie," ſo ermahnt ihn Schwarz; „Sie müſſen mit uns zu Mittag eſſen, und morgen gerade fahre ich nach Heidelberg, dahin ſind Sie mein Begleiter, und wir beſprechen daſelbſt das Weitere."

Wie mag es dem jungen Wandersmann zu Muthe geweſen ſein, als er am Abende im Wirthshauſe auf ſein einſames Zimmer kam und hier ſein Gefühl, ſeinen Dank etwa in ähnlicher Weiſe ausſprach, als das Lied von Arnold: „So führſt du doch recht ſelig, Herr, die Deinen, ja ſelig und doch meiſtens wunderlich." Denn wenn er bedachte, wie er in Dorpat durch einen Schulrector, der doch ſelber den Inhalt der Bibel nur durch das Augenglas der Kantiſchen Philoſophie las, zur erſten Bekanntſchaft mit dieſer, durch einen Cenſurſecretair zu der mit Jung-Stillings Schriften gekommen, wie die letzteren ihm in St. Petersburg das Herz für die Aufnahme des göttlichen Wortes weich gemacht, das Auge zum beſſeren Verſtändniſſe derſelben geöffnet hatten; wenn er weiter bedachte, wie ihm Stilling nicht blos in der Welt des Geiſtigen, ſondern auch auf ſeinem Wege durch die ſichtbare leibliche Welt ein leitender Stern geworden war, der ihn zu ſeinem beſtimmten Berufe gebracht hatte, da mußte ihm dieſe Führung als eine ſelige erſcheinen. Selig war ſie für ihn, und zugleich wunderlich. Denn, daß ſein Reiſegeld gerade noch bis nach Baden, in das von ihm ſogenannte „Stillings-Land" gereicht hatte, daß er hier einen Enkel von Stilling fand, gleichſam am Wege ſtehend, als ob er hier auf ihn warten ſollte, um ihm ſeinen eigentlichen Poſten, zu dem ihn Gott aus Rußland gerufen hatte, anzuweiſen und ein Stück Weges dahin mitzunehmen, das Alles war doch in der That wunderlich. In der Nacht geht ſeine Seele wandern, rückwärts an die Erinnerungen, an den zurückgelegten Weg und vorwärts in die Ausſicht auf den Weg, der nun vor ihm liegt. Da auf einmal ſtellen ſich die Sorgen ein, die bisher gar nicht in ſeinem Herzen aufgekommen waren. Nach Baſel war noch ein weiter Weg — ſein Geld war zu Ende; er wußte

nicht einmal, wie und wovon er seine Rechnung im Wirthshause bezahlen solle. Nun, er vertraute der unsichtbaren Hand, die ihn hierher gebracht, die ihm das Ziel seines Sehnens und seiner Bestimmung so deutlich und klar gezeigt hatte — diese wird wohl weiter sorgen.

Für die Abreise nach Heidelberg war erst eine spätere Vormittagsstunde festgesetzt. Er verläßt das Wirthshaus ohne Frühstück, und als er von seinem Gange zu Pfarrer Schwarz zurückgekehrt und nun zur Abreise mit diesem sich anschickt, da legt er alle seine Habseligkeiten, die er in der vollgepackten Reisetasche mit sich trägt, auf den Tisch und ersucht den Wirth, sich zu wählen, was ihm gefiele, um sich damit für seine Bewirthung bezahlt zu machen. Dieser Mann aber hatte ein Gemüth, das für die Anregungen einer höheren Liebe nicht verschlossen war; das ganze Wesen seines Gastes hatte ihn mit einer Achtung und Bewunderung erfüllt, wie er sie vielleicht kaum jemals gegen einen Menschen gefühlt hatte. Mit Thränen in den Augen eilte er hinaus, kommt mit einer Flasche Wein und einem kalten Frühstück wieder, nöthigt seinen Gast, der ja heute noch ungegessen sei, etwas zu genießen, will von einer Gabe für seine Bewirthung nichts wissen. Es ist dieses eines der Beispiele, die in Zaremba's Verkehr mit anderen Menschen oft vorkamen; einer jener Fälle, darin sich die Kraft jenes (wie ein Freund es bezeichnet) Unnennbaren in seinem Wesen, das ihm die Seele unterwarf, deutlich kund gab.

In Heidelberg fand der Wanderer bei dem Vater Schwarz (dem Professor) dieselbe freundliche Aufnahme, als bei dem Sohne in Weinheim. Er will sich aber nicht halten lassen, will unverzüglich nach dem Ziele seiner Berufung hinziehen. „Haben Sie denn auch Geld zur Reise?“ fragte man ihn. Der gottvertrauende Wanderer antwortet darauf mit „Nein“. Da schreibt ihm Schwarz einen Circular-Empfehlungsbrief an alle seine Amtsbrüder im Lande, an deren Wohnort sein Weg vorüberführt. Ueberall, wo man ihn nur recht in's Auge gefaßt hatte, findet er

freundliche Aufnahme, am meiſten in dem guten Pfarrhauſe zu Altenheim, wo ihm die erſten Hefte des Basler Miſſions-Magazins zur kräftigen Stärkung ſeiner Freudigkeit dienen und von wo er auch den Brief mitnimmt, der ihn bei Vater Spittler einführte. Auch hierbei mußte er erkennen: das hat Gott gethan. Denn der Vorſtand des Miſſionshauſes, Inſpector Blumhardt, war verreiſt; die Anderen wußten nicht recht, ob ſie dem ſeltſamen Fremdlinge Hoffnung zur Aufnahme machen dürften oder nicht. Konnte er ſich doch nicht einmal darüber ausweiſen, ob er wirklich der ſei, als den er ſich nannte. Denn ſeinen Paß hatte man ihm am Thore abgenommen und zurückbehalten, und wäre dieſes auch nicht geweſen, ſo blieb es doch immer faſt unglaubliche Sache, daß ein junger Graf aus Rußland ſein Vermögen, ſeine ehrenvolle Anſtellung, ſeine glänzenden Ausſichten für die Zukunft ſollte verlaſſen haben, um auf Gerathewohl, ohne nur ein eigentlich beſtimmtes Ziel vor Augen zu haben, nach Deutſchland zu ziehen, und daß derſelbe nun auf einmal, nachdem er vom Basler Miſſionshauſe die erſte Kunde gehört hatte, in dieſes eintreten wolle. „Wie wird ſich der junge Graf, wenn er wirklich einer iſt, unter der armen Leute Kindern, unter den meiſt gar noch unwiſſenden und ungebildeten Zöglingen der Anſtalt zurechte finden und eingewöhnen können?“

Blumhardt kam. Man kann wohl ſagen, das war ein Mann, auf dem der Geiſt eines Gamaliel ruhte; jener Geiſt des Glaubens und der Erkenntniß, der feſten Ruhe und Treue, welcher der Welt um ſich her und ſelbſt den Feinden Achtung gebot (Apoſtelgeſch. 5, 34) und fruchtbar war in jenen Gaben und Werken, welche Heidenapoſtel erwecken und erziehen können. (Apoſtelg. 22, 3). Ein ſolcher Gamalielsſinn erkannte wohl bald, was in Zaremba war; doch fügte es Gott, daß gerade in jenen Tagen noch ein anderer Zeuge für die echte Geſinnung und den Werth des fremden Jünglings auftrat. Dieſes war der theure, für das Werk des Herrn geweihte Dr. Pinkerton, ein

Menſch, der überall von der Wahrheit zeugt, weil dieſe in ihm ſelber lebt. Pinkerton hatte längere Zeit in Petersburg verweilt und gewirkt; er fand den Jüngling Zaremba mit all' den höhern Kreiſen, mit den Männern, die ihm ſelber näher befreundet waren, wohlbekannt, gewann, wie ein alter Bekannter, ſein ganzes kindliches Vertrauen, ſo daß er, der vielerfahrene Kenner der Menſchenherzen, zu Blumhardt ſagen konnte: „Sie haben an dieſer jungen Seele eine Perle in's Haus bekommen.“ Und dieſes Wort hat ſich als wahr erwieſen. Man kann wohl ſagen: der Jüngling war ſo wunderbar aus weiter Ferne hierher berufen und geführt worden, damit er in geiſtiger Weiſe das Miſſionshaus mit erbauen helfe. Die Zöglinge der Anſtalt fühlten bald die überwältigende Macht der Demuth und Liebe, die von dieſem ihrem Mitſchüler ausging, der durch äußere wie innere Gaben ſo hoch ſtand. Was ſich trennen wollte, das verſöhnte er mit einer Freundlichkeit, in welcher zugleich eine Hoheit lag, die alles Widerſtreben beſiegte. Und was er, der Menſch von klarem Verſtande, gründlicher Vorbildung und leichter Faſſungskraft, durch den Unterricht der Lehrer von außen, wie von dem Lehrer in ſeinem Inneren empfing, das war nicht für ihn allein ein reicher Schatz, ſondern wurde es auch durch die Mittheilung aus kindlich treuem Herzen für ſeine Mitſchüler. Ja, ich darf das wiederholen: ein weſentliches Stück in der Geſchichte des Miſſionshauſes von Baſel iſt das Eintreten des damals 23jährigen Felician Zaremba in daſſelbe, am 7. Dec. 1818. — Seine ordnungsmäßige Entlaſſung aus dem ruſſiſchen Staatsdienſte hatte er, wie es ſcheint, durch Pinkertons Vermittlung, aus Petersburg erhalten.

Ich habe hier nur den einen äußerlichen Theil der Geſchichte und Lebensführung meines Freundes Zaremba mitgetheilt. Die eigentliche innere Geſchichte ſeines Lebens mit ihren äußeren Früchten und Thaten in Baſel, in Aſtrachan, dann zu Schuſcha unter den Tartaren; ſeine Lebensrettung und Erhaltung bis zu ſeiner jetzigen Stellung als Prediger am Miſſionshauſe liegt unter

einem geiſtigen Siegel, deſſen Eröffnung meiner Hand nicht gebührt, noch erlaubt iſt. Die Führung mancher innig demüthigen Seelen geht durch ein Feld der Läuterungen und Tröſtungen, von welchem uns, wenn wir mit Fragen und Forſchen hineindringen wollen, das Gefühl ſagt: „Tritt nicht herzu, ziehe deine Schuhe aus von deinen Füßen, denn der Ort, darauf du ſteheſt, iſt ein heiliges Land.“

c. Friedrich v. Meyer.

Unſere dritte Station iſt Frankfurt am Main. Der Fuhrmann, der zum Glück ſchon bezahlt war, hielt beim erſten Hotel der Stadt. Die Glocke ſchellte; die betreſſten Kellner und Thürſteher ſprangen zum Wagen, und den darin ſitzenden Wanderer befiel auf einmal wieder die Angſt, die er in Kindertagen vor allem vornehmen Weſen bekommen hatte. Er gab dem Kutſcher ein Trinkgeld, ſeiner Frau einen Wink, nahm die Reiſetaſche, ging freundlich grüßend an der ſtattlichen Bedienung vorüber, um die nächſte Ecke, und ſuchte einen geringern Gaſthof. Dann begab er ſich zu dem Schultheiß Johann Friedrich von Meyer.

„Was dieſer Mann für ſeine Zeit war, was er der unſrigen geworden iſt und bleibt, das iſt in weiten Kreiſen anerkannt und gewürdigt. Er ſteht als ein Zeugniß dafür da, daß keine Ungunſt der Zeit, keine Niedrigkeit noch Höhe des Standes, daß weder die Ehre noch das Lob, noch die Mißachtung der Menſchen, der äußere Reichthum ebenſo wenig, als die Armuth, den Geiſt am Boden halten können, welcher ernſtlich ſich nach oben hindurchdringen will. Die Zeit der Kindheit und Jugend des Joh. Fr. v. Meyer fällt in die drei letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts. Der äußere Adel, welchen Kaiſer Joſeph ſeinem Hauſe verliehen, ſowie der Reichthum dieſes väterlichen Hauſes, konnten dem leicht erregbaren Jüngling keinen Schutz gegen die Gefahren jener geiſtigen Peſtilenz, welche, in den Zeiten einer faſt allgemeinen, inneren wie äußeren Empörung gegen Wahrheit und

Recht, nicht nur im Finſtern ſchlich, ſondern am hellen Mittag die Seelen verderbte. Aber er hatte von höherer Hand einen inneren Adel und Reichthum als Mitgabe empfangen, einen Schirm und Schutz, unter welchem er unverſehrt blieb: das war die ſchon frühe in ihm erwachte Freude und Luſt an dem feſten prophetiſchen Worte, das ihn wie ein Licht durch das Dunkel leitete, bis ihm der Morgenſtern der vollen klaren Erkenntniß aufging in ſeinem Herzen. Sein frühe wachgewordener Geiſt hatte nicht nur in dem Wiſſen und der Weisheit der Schulen einen kräftigen Anlauf zur Meiſterſchaft genommen, ſondern von dieſem Arbeitsfelde der Mühe in das ätheriſche Element der Dichtkunſt erhoben. Es gab unter den Freunden und Bekannten des Hauſes Viele, welche in dem Jüngling, ja bereits im Knaben, einen kräftigen Nacheiferer und künftigen Ruhmesgenoſſen ſeines großen Landsmannes Göthe erkennen wollten. Er aber, ſchon in ſeinem früheren Verkehre mit den Werken der Dichter aus neuer wie aus alter Zeit, konnte an keinem ein ſo volles Genüge, ſo inniges Wohlgefallen finden, als an den älteſten von allen: an den Sängern des alten und ewigen Bundes, des Geiſtes aus Gott mit dem Geiſte des Menſchen. Bei dieſen fand er die höchſten Höhen der dichteriſchen Weihe, die tiefſten Tiefen der Weisheit. Und wie das Wohlgefallen an einem harmoniſch ſchön lautenden Geſange das eindringendere Aufmerken auf den Inhalt weckt, welcher durch ſeine Kraft zum Herzen geht, ſo ward ihm immer mehr und mehr das ſeinem Gemüthe holdſelig lautende Wort zu einem inwohnend lebendigen. — Nun, dieſer edle Geiſt hat den Strom des lebendigen Waſſers, der in ihm war, reichlich herausfließen laſſen zur Erquickung und Bekräftigung von Tauſenden der Seelen, welche in der damaligen, dürren, heißen Zeit nach ſolchem Waſſer durſtig waren. Der Strom kam bei ihm wie aus einem Felſen heraus, welcher ſeiner Natur nach keine ſolche Fülle des geſegneten Elements erwarten ließ. Denn man findet es kaum begreiflich, wie dieſer Mann, unter der ſeligen Laſt ſeiner

Berufsarbeiten, zuerſt als Kammerdirektor, dann als Senator, als Schöff, Syndikus, Gerichtsſchultheiß, Geſandter am Bundestage, ſo wie als Präſident des geſetzgebenden Körpers, noch die wunderbare Beweglichkeit und Friſche des Geiſtes zu ſeinen vielen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten behalten konnte, in denen allen ſich ſeine Liebe zu der Weisheit kund gab, die von Anfang war. Seine berichtigte Ueberſetzung der heiligen Schrift mit kurzen Anmerkungen wäre ſchon allein der Mühe eines auch ſonſt noch ſo vielbeſchäftigten Menſchenlebens würdig geweſen. Seine Blätter für höhere Wahrheit und viele andere ſeiner Arbeiten von gleicher Tiefe des Erkennens und klarer Vollendung des Ausdruckes ſind den Jüngern wie den Meiſtern in dieſem Gebiete des Forſchens eine reiche Fundgrube der tiefer im Grunde gelegenen Gedankenkeime; ſeine chriſtliche Glaubenslehre eine für Jeden geöffnete Vorrathskammer des geſunden Brotes; ſein Tobias eine anmuthige Koſt für kindliche, der Milch begehrende Seelen geweſen. Er hat ſich bis an ſein Ende als ein vielthätiger Zeuge der Wahrheit durch Wort und Schrift erwieſen.

Ich war mit Friedrich v. Meyer ſchon ſeit mehreren Jahren in einem geiſtigen Verkehre durch Briefe geſtanden, und ihm durch herzliche Liebe und Ehrfurcht zugethan, jetzt ſah ich den Mann ſelber lebendig vor mir. Er war ſo freundlich mittheilend gegen mich, wie ich wenig andere Menſchen gleich in den erſten Stunden des perſönlichen Begegnens gefunden habe. So ſehr es mir anlag, den viel und ernſtlich beſchäftigten Mann um keine ſeiner ſeltenen Mußeſtunden zu verkürzen, wußte er mich dennoch in ſeiner liebevollen Weiſe ſo an ſich zu ziehen und durch ſeine Geſpräche feſt zu halten, daß es zu meiner großen Verwunderung ſchon dunkle Nacht geworden war, als ich endlich dazu kam, mich bei ihm zu verabſchieden. Zu dieſer Verwunderung auf meiner Seite kam aber alsbald eine eben ſo große auf ſeiner Seite, als er mich, weil es ja ſchon Nacht und ich in der Stadt fremd ſei, nach meinem Gaſthofe begleiten wollte, und ich ihm

weder das Haus noch selbst die Gasse nennen konnte, darin ich mein Obdach gefunden. Nur das wußte ich zu sagen, daß an dem Schilde des Gasthauses ein grünfarbiger Baum zu sehen war, wie aber der Baum heiße, darauf hatte ich nicht gemerkt. Da führte mich der liebe, werthe Mann zu mehreren Gasthöfen von edlem Aussehen, deren Wahrzeichen an einen Baum oder an ein sonstig grünes Gebüsch und Gewächs erinnern konnten. Ich aber bemerkte ihm, daß mein Gasthaus gerade nicht zu den vornehmeren seiner Art gehöre, und zugleich erinnerte ich mich, daß es nicht weit vom Main abgelegen sei. Da nahm mein nachsichtsvoller, freundlicher Führer eine andere Richtung und brachte mich glücklich zu meinem Ziele.

Ich kann wohl sagen, daß mich dieses demüthige, liebevolle Bezeugen eines mir in jeder Hinsicht so hoch gegenüberstehenden Mannes recht tief bewegte, zugleich aber auch beschämte und in fast peinliche Verlegenheit brachte. Lieber würde ich allein stundenlang in der mir unbekannten Stadt herumgeirrt sein, bis ich endlich die rechte Spur erfragt und gefunden hätte, aber auf alle meine Einwendungen gegen sein so lange fortgesetztes Bemühen, achtete mein freundlicher Begleiter nicht. Ich würde dieses an sich unbedeutenden Begegnisses, welches weder das erste noch das letzte seiner Art in meinem Leben war, gar nicht erwähnt haben, wenn es mir nicht als ein Zug erschiene, welcher wesentlich zu dem Lebensbilde gehört, das mir von dem theuren Fr. von Meyer vor der Seele steht. Der werthe Mann trug so viele Ehrenzeichen und Gaben in und an sich, die ihm zur wohlverdienten Zierde vor den Augen und Herzen der Menschen dienen konnten, aber als die schönste und beste von allen erscheint mir die demüthige Liebe, die er auch an mir bei seinem Führergeschäfte erwies.

34. Lehrer und Schüler.

Ein größerer Unterschied, ja ein schärferer Gegensatz der Berufsthätigkeit kann gar nicht gedacht werden, als derjenige, in welchem sich jetzt Schubert zu finden hatte. Er selbst sagt, es sei

ihm geweſen, wie einem der ſieben Brüder, als er aus der Hofluft von Ludwigsluſt in die friſche freie Lebensluſt einer deutſchen Hochſchule überging. Allerdings waren die traurigen Verfolgungen bereits über die deutſchen Burſchenſchaften eingebrochen, und auch Baiern hatte ſich von denſelben nicht ausgeſchloſſen. Indeſſen beſtand doch dort die Verbindung, wenn ſchon unter ſtrenger Aufſicht, fort, und die meiſten, nach dem Zeugniſſe der Lehrer auch die beſten von den Studirenden, gehörten ihr an. Es ging ein kräftiger, lebendiger Hauch durch dieſelbe, nicht nur von wiſſenſchaftlicher Regſamkeit, ſondern auch von ſittlichem Ernſte und wenigſtens großer Empfänglichkeit für das Evangelium. Es war nicht ſowohl die bekannte Beweglichkeit in dem Geiſte des neuberufenen Profeſſors, als der innerſte Zug ſeines liebenswürdigen Gemüthes, vermöge deſſen er in dem neuen Kreiſe augenblicklich heimiſch und mit ſeinen Jüngern jung ward.

Sein nächſter Beruf war, ihnen die Geſchichte der Natur vorzutragen, und zwar nicht nur die Pflanzenkunde, die Geſchichte des thieriſchen Lebens u. dgl. einzeln, ſondern er ſollte auch in einer Vorleſung über allgemeine Naturgeſchichte ein Geſammtbild zeichnen. Dieſe Vorleſung, welche er im Winter hielt, haben auch viele Studirende aus andern Facultäten, namentlich viele junge Theologen, gehört. Es liegt nicht in der Aufgabe dieſes Lebensbildes, die Stellung Schuberts unter ſeinen Fachgenoſſen, ſeine Verdienſte um die Naturkunde u. dgl. eingehend zu beleuchten. Wir haben uns daher manche Beſchränkung in der Darſtellung ſeiner Wirkſamkeit auferlegen, Manches übergehen müſſen, was wir gern gegeben hätten. Dadurch iſt das Recht erkauft, jetzt ausführlich über die Auffaſſung Rechenſchaft geben zu dürfen, welche er von ſeinem Gegenſtande hatte. Es geſchieht in ſeinen eigenen Worten:

„Ich bin (ſo ſchreibt er) an Kenntniſſen und Kräften kein Blumenbach und noch weniger ein Alexander von Humboldt; ebenſo wie dieſe, fühlte jedoch auch ich mich mächtig hingezogen zum

Erfassen der großen Gesammtheit der Schöpfungen Gottes und zum Zeugen von den Gedanken dieser Gesammtheit in meinen belehrenden Vorträgen. — Ich gab als Einleitung einen Ueberblick über die Entwickelungsgeschichte der Naturwissenschaft, darin ich den Drang zur Erkenntniß der Natur und der in ihr waltenden Schöpferkräfte als eine tief in der Natur des Menschengeistes begründete, ihr eingeborne Gabe zu erweisen suchte. Die Anfänge dieser Entwickelungsgeschichte sind eine Weisheit der Tempel gewesen, eine Erkenntniß der Natur im Vereine mit der Erkenntniß ihres Schöpfers. Der Menschengeist hat bei dem Werke seines Wissens wie seiner Kunst nach allen Richtungen zuerst die Hand an den Umriß des großen Ganzen gelegt, ehe er die Ausführung der einzelnen Lineamente versuchte. In der Zeit seiner Jugend und blühenden Stärke wohnte in ihm die Kraft jener Titanen, welche nicht am Aufheben der Strohhalme und der kleinen Steine, sondern am Fortbewegen und Aufthürmen großer Felsenlasten und ganzer Berge sich ergötzte. Unter den Kunstwerken der Menschenhand stehen die riesenhaftesten: die Pyramiden des Nilthales und der noch in seinen Trümmern mächtige Bau am Euphrat als die ältesten da; unter den Wissenschaften gebührt der Sternkunde im Alter der Vorrang, nächst dieser der Geschichte des Steinreichs, dann jener der Pflanzen und Thiere, zuletzt auf diesem Grundbau fügte sich als Schlußstein des Ganzen die Betrachtung der Natur des Menschen. In dieser Ordnung suchte ich durch meine Vorträge das Aufmerken meiner jungen Zuhörer und die Freude an der Betrachtung der Natur zuerst durch das Hinweisen für das Erhabenste und Höchste: für den Sternenhimmel und die Gesetze seines Bewegens zu erwecken. Außer den Vorträgen im Hörsale benutzte ich an hellen Abenden draußen im Freien die Anleitungen zur Kenntniß des gestirnten Himmels. An die Betrachtung des Weltgebäudes schloß sich durch naturgemäßen Uebergang die des festen Erdkörpers und seiner verschiedenartigen Gebirgsformationen an. Schon hier gab es Gelegen-

heit zum Anknüpfen einer vorläufigen Bekanntschaft mit manchen der am allgemeinsten verbreiteten Steinarten; durch den Abriß einer Naturgeschichte des Steinreichs wurde jedoch jene vorläufige Bekanntschaft zu einer genaueren Anschauung der Hauptformen, Klassen und Familien der Mineralien erweitert.

In den naturgeschichtlichen Vorträgen über das Stein-, Pflanzen- und Thierreich pflegte ich mich gern einer aristokratisch-gesinnten Parteilichkeit hinzugeben. Ich verweilte aus besonderer Vorliebe bei der Betrachtung der Naturkörper von fürstlichem, altadeligem, so wie verdienstadeligem Range. Die Gegenstände von altadeligster Würde waren mir die, welche schon in dem ältesten und geistig bedeutungsvollsten Buch der Bücher genannt und zum Theil nach ihren Eigenschaften und ihrer Stellung im großen Haushalt der Erde beschrieben sind, unter ihnen vor Allen jene, denen ihre symbolische Vorbedeutung eine königliche Weihe gab. Nächst diesem ältesten Adel haben jene Stein-, Pflanzen- und Thierarten einen alten Adel, welche im Kreise des Tempeldienstes der ältesten Völker auftreten, dann folgen die Reihen jener natürlichen Dinge, welche das klassische Alterthum, als der näheren Bekanntschaft werth, hervorgehoben, welche die ehrenwerthen Altmeister der Naturgeschichte: Aristoteles, Theophrast, Dioskorides, Plinius und Galen benannt und beschrieben haben. Aber auch dem Verdienstadel wurde die ihm gebührende Würdigung gegeben; jene Mineralien, Pflanzen und Thiere wurden vorzugsweise beachtet und in ihrer Gestalt und Eigenschaft am ausführlichsten beschrieben, welche für den allgemeinen Haushalt der lebenden Natur, am meisten aber für den des Menschengeschlechts die höchste Bedeutung haben. Das sind die niemals versiegenden Quellen, welche des leiblichen Lebens Mangel mit Strömen des Wohlgefallens erfüllen, welche dem Menschen Speise und Trank, Kleidung und Obdach, Wärme und leuchtende Flamme darreichen oder mit ihren heilbringenden Kräften an sein Krankenbett treten. Aber auch unter der Mehr-

zahl der nicht adeligen Naturkörper, unter dem Bürger- und Bauernstande derselben finden sich viele, welche durch ihr äußeres Erscheinen eine Lust der Augen sind, und durch die Geschichte ihrer Entdeckung, ihrer willkürlichen Verwerthung im Handel und Wandel der Völker, gleichwie die Kaurisschnecke, merkwürdig sind, und selbst das Volk aus dem Bettlerstande der natürlichen Dinge hat seine Bedeutung für das Gesammtleben und Bestehen des Ganzen. Mitten aber in dem friedlichen Verkehre der natürlichen Dinge treten auch die feindlichen Kräfte der Gifte und betäubenden Schädlichkeiten auf, unter ihnen die Mächtigen, von so uraltem Adel, als die Schlange; auch bei ihnen, sowie bei der Beschreibung ihrer Wirksamkeit und ihrer Stellung zu den andern Reichsgenossen, der Sichtbarkeit, muß die Betrachtung verweilen."

Im Sommer las er dann diejenigen Gegenstände, zu deren Verständniß die lebendige Anschauung nöthig war; er durchzog Berg und Thal, Feld und Wald, umgeben von seinen Schülern, auf deren Bitten er endlich auch, über seine Pflicht hinaus, Vorträge über Bergbaukunde hielt. Besonderen Werth erhielten alle seine lebendigen Mittheilungen außer durch die Fülle des Stoffes und durch die gründliche Vorbereitung, die ihnen voranging, durch den frischen Vortrag, welcher einen Scherz, einen Gedankensprung, ein anregendes Bildniß nicht verachtete, bald aber wieder auf den Kern der Sache kam. Ob er etwas gewirkt? frage doch, wer daran zweifelt, die Männer der Wissenschaft, welchen Klang bei ihnen die Namen Rudolph und Andreas Wagner, Engelhardt und Justinus Liebig haben. Sie haben zu seinen Füßen gesessen und werden gern von dem, was ihnen in Erlangen gegeben ward, reden.

Schubert meinte aber, seine Professorenpflicht nicht erschöpft zu haben, wenn er das Universitätsgebäude im Rücken hatte. Herz und Haus stand seinen Schülern offen. Und in diesem Privatverkehr hat er unendlich viel Gutes gestiftet, zu schweigen von den bedeuten-

den Unterſtützungen, welche ſeine immer offene Hand in aller Stille den Armen zuzuwenden wußte. Er war, wie wir wiſſen, ein treuer Bekenner des Bibelglaubens, aber die Zuſammenkünfte in ſeinem Hauſe hatten keinen beſonderen Charakter; es waren ſogar meiſt die Burſchenſchafter, die ſich von ihm angezogen fühlten. Er ſah ſich als einen Werbeoffizier an; er wollte gewinnen, was dann Andere, dazu Ausgerüſtete, ſammeln und ſtärken mochten.

Dafür hob und trug ihn aber auch die begeiſterte Liebe der Studirenden; wie Söhne oder jüngere Brüder ſchloſſen ſie ſich ihm an und ſegneten noch in ſpäten Tagen ſein Andenken. Ein Gelehrter von großem, wohlverdientem Rufe, Profeſſor Karl Haſe in Jena, ſchrieb, als er ſein erſtes größeres Werk dem verehrten Lehrer widmete, am 25. Auguſt 1826: „Von den heiligen Stunden an, da Sie einem vertrauten Kreiſe in den Tiefen des Gemüthes und in den Wundern der Natur die Thaten Gottes nachwieſen, bis zu den geſelligen Freuden und den kleinen Sorgen für Bedürfniß und Behaglichkeit der jungen Freunde überall in Ihrem Hauſe, das mir in der Fremde zum Vaterhauſe wurde, hat mich der Geiſt eines chriſtlichen Familienlebens ſo nahe berührt, daß dieſes Bild auch meiner wiſſenſchaftlichen Richtung unvergänglich eingedrückt wurde.“ Er hat dies Bekenntniß am 22. März 1860 erneuert und nur ausgeſprochen, was Hunderte mit ihm fühlten, aber minder begabt oder minder hochgeſtellt, nicht ſo kräftig bezeugen konnten.

35. Der Schriftſteller.

Es iſt ſtaunenswerth, welche Arbeitskraft Schubert unter den angenehmen Verhältniſſen Erlangens entwickelte. Vollendung angefangener Sachen, Grund zu den bedeutendſten ſpätern Werken und ſelbſtändige Anlage und Ausführung einer größeren Zahl derſelben, gehören dieſer Zeit an. So ward der in Ludwigsluſt begonnene Schlußband der Ahndungen jetzt zu Ende

gebracht, und als eine Arbeit, deren sich der Verfasser nicht zu schämen hatte, herausgegeben.

Eine kleine Empörung, wenn man es so nennen mag, der Studirenden, schuf eine ungerechnete Ferienzeit. Diese nämlich, durch Bürger gereizt und beleidigt, beschlossen, um Neckereien und Streitigkeiten ein rasches und unschuldiges Ende zu machen, auf einige Tage Erlangen ganz zu verlassen. Heimgekehrt fanden sie Ruhe. Diese kleine Pause genügte Schubert, um, veranlaßt durch die neuesten Entdeckungen, welche am Himmel gemacht worden waren, sein Buch über die Urwelt und die Fixsterne zu schreiben. Die überraschende Thatsache, daß sich in der Sternenwelt die großartigste Mannigfaltigkeit der Bewegung zeigt, welche dennoch überall dem einen Gesetz der Schwere unterworfen war, bildete den Ausgangspunkt für eine Wanderung durch die Himmelskörper, deren Ziel die Sonne „aller Sonnen" war.

In den ersten Wochen der Herbstferien 1822 genügte er dem anfänglich abgewiesenen Wunsche des Erlanger Verlagsbuchhändlers C. Heyder, eine Naturgeschichte für Schule und den Selbstunterricht herauszugeben. Er traf den Ton so glücklich, daß das Buch seinen Weg in viele Schulen und Häuser nahm und neunzehn Mal aufgelegt wurde. „Ein Autor, der sich Rebau nannte, brachte auch dadurch einen ziemlichen Theil des Inhalts meines Buchs unter die Leute, daß er ihn, großentheils ganz wörtlich, abschrieb und in einem Buche von ähnlichem Titel unter seinem Namen abdrucken ließ. Uebrigens hat der spätere, redliche Herausgeber der sogenannten Rebau'schen Naturgeschichte das nicht zu sehr assimilirte fremde Eigenthum nach bestem Wissen wieder auszuscheiden gesucht." Dieser volksthümlichen Darstellung der Naturgeschichte sind später eben solche der Menschen- und Seelenkunde, sowie der Sternkunde, gefolgt.

Das Jahr 1823 brachte in dem Lehrbuch der Kosmologie eine sehr werthvolle Gabe wissenschaftlicher, in dem „Wanderbüchlein eines reisenden Gelehrten nach

Salzburg, Tirol und der Lombardei" eine ſolche humoriſtiſcher Art. Dieſe Reiſebeſchreibung, welche den Ton des Wandsbecker Boten mit Glück nachahmte, fand eine außerordentlich günſtige Aufnahme und erlebte mehrere Auflagen. Sie trug auch dem Verfaſſer manches Liebe ein. Er hatte ſie z. B. dem Biſchof Sailer zugeſchickt und erhielt von dieſem eine außerordentlich herzliche Antwort. Es blieb nicht bei dem einen Briefe, und wie Schubert gewöhnt war, was ihm Freude bereitete, eine Wohlthat für Tauſende werden zu laſſen, ſo brachte uns dieſer Verkehr die bereits erwähnte Erinnerungsſchrift an Wittmann und deſſen Geiſtesgenoſſen ein, jene Schrift, in deren Vorrede ſich der Verfaſſer glücklich ſchätzt, einer Kirche anzugehören, die es ihm erlaubt, auch das Vorzügliche und die Vorzüglichen in der andern anzuerkennen. Das Wanderbüchlein hatte anfangs nur ein langer Brief an die Prinzeſſin Marie von Mecklenburg, damals ſchon Gemahlin des Prinzen Georg v. Sachſen-Altenburg, ſein ſollen. Da es ſich zum Buche erweiterte, ward es auch deren Schwägerin, der Kronprinzeſſin Thereſe v. Baiern überreicht, die es ſehr gütig aufnahm. Auch ſeine Allgemeine Naturgeſchichte ſchrieb Schubert noch in Erlangen.

Um eine fernere Richtung ſeiner Schriftſtellerei zu verſtehen, müſſen wir weiter ausholen. Zu Roth am Sand, zwiſchen Nürnberg und Weißenburg, fühlte ein dortiger Pfarrer, Ch. Ph. Heinrich Brandt, ein frühe im Feuer der äußeren wie inneren Trübſal geläuterter Mann, ſich gedrungen, im Jahre 1823 eine theologiſche Zeitſchrift herauszugeben, von welcher er, in Hoffnung tüchtiger Mitarbeiter, einen Segen für ſeine Zeit erwartete, der hernach zunächſt ihm ſelber kam. Denn ihm ſelber iſt bei dieſem Tagwerk das volle Morgenlicht aufgegangen, und er hat in zwiefachem Maße die Gaben empfangen, welche ſein redliches Herz Andern mittheilen wollte". Der treffliche Mann gab alle ſeine Zeit, welche ihm die gewiſſenhafte Führung ſeines Amtes überließ, der Begründung und Erhaltung jener Zeitſchrift hin,

und ist seitdem fortwährend durch die Herausgabe eines Predigtbuches, sowie eines Magazins für Prediger, vor Allem aber durch die Schul- und Pflegeanstalt für die verwaisten Kinder aus den Pfarrerfamilien für das Reich Gottes thätig gewesen. Jetzt ein alter Held und Zeuge des Glaubens, ungebeugt und freudig im Hoffen unter der Last der Krankheit und des Alters, demüthig und fest, kindlich freundlich und mild wie männlich ernst. Er ist einer von denen, die ihren Lohn auf Erden nicht dahin genommen haben, aber er steht ihnen sicher in guter Hand.

Doch ich wollte hier eigentlich nicht von dem Pfarrer und nunmehrigen Dekan Brandt, sondern von dem homiletisch-liturgischen Korrespondenzblatte reden, zu dessen Herausgabe ihn ein innerer Drang genöthigt hatte, der ihm bei Tag und Nacht keine Ruhe ließ. Der Mann wußte selber nicht recht klar, was er eigentlich damit wollte und wie er der Sache angreifen müsse; daß er aber etwas Gutes wolle, und daß ihm Gottes Beistand und Segen dazu nicht fehlen werde, das wußte er wohl. Dazu schon allein gehörte jedoch ein guter Glaube. Denn die Geschäfte seines Amtes und die Mühen, die er damit hatte, sein Blatt nur unter die Presse, und aus dieser unter die Leute zu bringen, ließen ihm keine Zeit, selbst viel hineinzuarbeiten, er mußte sich unter seinen Herren Amtsbrüdern nahe und fern nach Mitarbeitern umsehen, er fand dergleichen von der damaligen ordinären Art, und so geschah es, daß die ersten Nummern seines Blattes nichts Anderes als Nesseln der Nesselausraufer an den Büschen und faule Eier von Eidechsen, welche die Ausraufer unter dem Gesträuche gefunden, zu Markte brachten. Dergleichen Zeugs konnte man jedoch überall um leichtes Geld und umsonst haben, keiner mochte es kaufen, und der arme Brandt, wie der Drucker seines Blattes, hätten sich zwar keine Nesseln aus dem Boden, wohl aber die Haare aus dem Kopfe raufen mögen wegen des schlechten Fortganges ihres Geschäftes. Da gerieth der Geist des Herrn über einen Simson, daß er den faulen Eselskinnbacken

in die Hand nahm und damit ſchlug die Philiſter. Eigentlich war es aber nicht Ein ſolcher ſchlagfertiger Held allein, ſondern es waren ihrer Zwei, es war ein Brüderpaar aus dem Pfarrhauſe zu Gundelsheim, der Auguſt und Heinrich Bomhard, welche mit dem Eſelskinnbacken in ſolcher Weiſe handthierten. Dieſen Beiden, wie allen ihren zahlreichen Geſchwiſtern, hatte ihr geiſtreicher treuer Vater, und mit ihm ihre kindlich fromme Mutter einen ſo unerſchütterlich feſten Grund des Chriſtenglaubens in Herz und Kopf gelegt, daß derſelbe auch bei den beiden Theologen gegen das Rütteln und Schütteln der damaligen Univerſitätslehrer guten Stand hielt. Und für dieſe Beiden, in denen ſchon längſt der Feuereifer brannte über das Unweſen der Neſſelrauſer wie der offenbaren Läſterer, ſchien eigentlich das Blatt von vornherein recht gemacht und beſtimmt zu ſein. Mit dem Augenblicke, wo dieſe die Hand ausſtreckten zur That, und wo nun alsbald noch andere Treugebliebene im Lande ſich hülfreich zu ihnen geſellten, beginnt eigentlich erſt die Geſchichte des Blattes, aus welcher ich hier einige Züge mittheilen will, die ich aus einem Briefe entnehme, den mir ein Mann aus Augsburg ſchrieb, deſſen Name bei Allen, die den Herrn fürchten, gut angeſchrieben iſt, noch beſſer aber und unvergänglicher droben bei dem, welcher die Furcht Iſaaks und Iſraels Troſt iſt.

„O ſchön, daß du in deiner Selbſtbiographie dem Andenken unſeres Korreſpondenzblattes ein grünes Plätzchen einräumen willſt. Jene Zeit verdient es — mir geht das Herz auf, wenn ich an die damaligen Feldzüge gegen Beelzebub und ſein Heer denke und das „Hie Schwert des Herrn und Gideon,“ vor welchem das Geſindel flüchtig werden mußte, wie dort die ſchlaftrunkenen Midianiter. Kein preußiſcher Veteran kann an die Schlachten von Leipzig und Waterloo mit größerem Vergnügen und mehr Dankbarkeit gegen den gedenken, der allein den Sieg gibt. In Kürze hat die Geſchichte des damaligen theologiſchen Befreiungskrieges mit ſeinem Zweck und Ausgang mein ſeliger Bruder

Heinrich (Bomhard) in dem ungemein ſchönen Valetſegen angedeutet, der im letzten Blatte des letzten Jahrganges den Beſchluß des Blattes macht. Ueberhaupt iſt es mein ſeliger Heinrich, dem in dieſem Kriege der Lorbeer und die Palme des Sieges am meiſten gebührt, denn das Korreſpondenzblatt, wie ein ſcheintodt gebornes Kind, kam erſt zum Leben, als er mit einem kleinen, aber gediegenem Aufſatz, polemiſcher Natur, darin auftrat. Ich geſellte mich dem geliebten Bruder, mit dem ich immer Ein Herz und Eine Seele geweſen, ſofort mit Freuden bei, und bald hatten wir das Ungeziefer aus dem Blatte verjagt, welches von nun an jene durchaus entſchieden poſitiv evangeliſche, meiſt polemiſche Geſtalt annahm, in der es Gottes Gnade reichen Segen gebracht hat. In uns beiden Brüdern hatten Zorn und Schmerz über die Verheerungen des Weinberges lange genug gegohren und einen Ausweg geſucht; wie junge Löwen, die nach dem Raube brüllen und ihre Speiſe ſuchen von Gott, fuhren wir hinaus unter die alldurchwühlenden und Alles niederreißenden Gethiere. Daß dieſe ein entſetzliches Geſchrei erhuben in allen möglichen Zeitſchriften, in vielen auswärtigen Conſiſtorial- und Generalſuperintendentenſeelen, welche öfters Klagen dagegen einreichten, das verſteht ſich von ſelbſt, war aber Muſik in unſeren Ohren, weil es bewies, daß die Hiebe nicht daneben gefallen waren."

Es ſchloſſen ſich nach und nach mehrere brave Mitarbeiter an, die ich jedoch nicht mehr alle weiß, und von denen ich nur den Oberconſiſtorialrath Böckh (damals Pfarrer in Nürnberg), den ſeligen Kirchenrath Lehmus in Gräfenberg, die Gebrüder Dietlen, den lieben Pfarrer Redenbacher und Pfarrer Krummacher in Langenberg nennen will. Der ſelige Harms erfreute uns mit einer aufmunternden Zuſchrift. Nun dieſes, ſo wie jedes andere Lob gebührte vor Allem meinem Bruder Heinrich. Sein vielſeitiges Wiſſen, ſeine große Beleſenheit, ſein durchdringender Scharfſinn, dem keine Blöße der Gegner entging, ſein ſchneidender Witz und ſpielender, ſchillernder Humor, verbunden mit der

entſchiedenſten Glaubenstreue und innigſten Frömmigkeit des Herzens, machten ihn den Feinden furchtbar und den Freunden über Alles werth; er war lange bei weitem der thätigſte Mitarbeiter, und als er, in ein ſehr beſchwerliches Amt verſetzt, wenig mehr beitragen konnte, kam es bald dahin, daß das Blatt von Niemand mehr gefürchtet, aber auch von Niemand mehr geliebt wurde."

„Ehre und Dank gebührt unſeren damaligen geiſtlichen Oberbehörden, den Conſiſtorialräthen Roth und Fuchs in Anſbach, und den edlen Männern Fr. von Roth und von Niethammer in München, die das viel angefochtene Blatt ſchätzten und beſchützten, uns zwar manchmal freundſchaftlich mehr Mäßigung anempfahlen, übrigens aber, wenn wir die Empfehlung nicht ſehr beachteten, uns ruhig gewähren ließen."

„Unter den Gegnern war der grimmigſte und rührigſte und der berüchtigtſte Stephani, Kirchenrath und Dekan in Gunzenhauſen, ein angeſehener Vielſchreiber, der beſonders auf die Schulmeiſter den verderblichſten Einfluß hatte. Dieſer gab flugs eine eigene Kirchenzeitung, die Gunzenhäuſer genannt, heraus, die unſrige zu paralyſiren; wohl das häßlichſte Schmutzblatt dieſer Art zu ſeiner Zeit, das jedoch keinen Abſatz fand, ihm ſchweres Geld koſtete, und wie der Stank eines Schwefelfadens, der auf die Kohlen fiel, bald aus der Luft verſchwand."

„Schon öfters hatte ich hier die Freude, von Leuten aus Norddeutſchland beſucht zu werden, Geiſtlichen und Anderen, die mir von dem Segen erzählten, den unſer Blatt geſtiftet hatte. Beſonders erfreulich war mir, was mir erſt vor einem Jahre ein ſchleſiſcher Pfarrer ſagte. Er ſei, ſo erzählte er, damals Studirender in Halle geweſen und in einer näheren freundſchaftlichen Verbindung mit etwa ſechzehn bis zwanzig anderen Studirenden der Theologie geſtanden, welche, ſo wie er, im Rationalismus aufgewachſen und verſtrickt, ſämmtlich durch unſer Blatt auf den rechten Weg geführt worden ſeien. Sie wären manchmal dem Poſt-

wagen ſtundenweit entgegen gegangen, um es etwas früher zu bekommen."

„Freilich athmete das Blatt von Brandt in ſeiner Blüthenzeit Jugendfriſche, lebendige Anſchauung und große Glaubensfreudigkeit, und machte den Baal und ſeine Pfaffen zu Spott und Schanden; es beſtreute die Tauſende von Blutegeln, die dem Leibe des Herrn: der Kirche des Herrn das Blut entzogen, mit Salz, daß ſie ohnmächtig herabfielen, wie hoch ſie auch daran ſitzen mochten — das Alles machte ſonderlich auf die Jugend einen kräftigen Eindruck. Es glich in der Art ſeines Befreiungskrieges Lützow's wilder Jagd, hinter welcher alsdann das Gros der Armee, die Evangeliſche Kirchenzeitung, kam, die den ſiegreichen Kampf mit Ehren fortgeſetzt hat bis auf dieſen Tag." — —

So ſpricht ſich mein lieber Bruder, der Auguſt Bomhard in Augsburg, noch jetzt als ein recht freudiger Kriegsmann über die damaligen Kämpfe mit dem und für das Wort, gegen die Verächter und Feinde deſſelben aus. Nun, er hat Recht dazu, der Herr unſer Gott ſelber wird uns als der rechte Kriegsmann 2 Moſ. 15 V. 3 genannt und läßt ſich bei mehreren Gelegenheiten als einen ſolchen preiſen, darum kann es wohl keinen höheren Stand geben, als den eines Soldaten, der die Kriege des Herrn führt, welche ja immer nur den Frieden zu ihrem Kampfpreiſe und Ende haben. Auch iſt es der Krieg, der innerliche wie der äußerliche allein, der den ordentlichen Soldaten macht und bildet, denn er lehrt den Leuten Wachſamkeit bei Tag wie bei Nacht, und den rechten Gebrauch der Waffen. Darum, du alter Kriegsmann in Augsburg, erhalte dich Gott noch lange, umgürtet an den Lenden mit Wahrheit, im Panzer der Gerechtigkeit, mit dem Schilde des Glaubens und mit dem zweiſchneidigen Schwerte des Wortes in deinen kräftigen Händen. Und wenn du ausgedient haſt, du treuer Kriegsknecht, da nehme Er dich mit Ehren an.

Man kann wohl ſagen, daß von der damaligen Zeit, von der Mitte und dem Ende des dritten Jahrzehntes dieſes Jahr-

hunderts erſt wieder ein neues Leben des Glaubens und ſeines Bekenntniſſes in den geiſtlichen Stand der bairiſchen lutheriſchen Kirche kam. Und daß die Erweckung nicht bei dieſem einen Stande blieb, ſondern weiter und tiefer eindrang in das Volk, das bezeugte die enge Theilnahme am Werke der Miſſion (zu Baſel). Der Wind aber, der das Feuer anblies, ſo wie die Nahrung, die ſeine Flamme unterhielt, kam von ſehr verſchiedenen Seiten her. Daß unter den jungen ſtudirenden Theologen in Erlangen der reformirte Pfarrer und Profeſſor Krafft, dieſer ſiegreiche, im inneren Kampf hochgeübte Bekenner der Wahrheit, vor Allem den lebendigen Glauben geweckt und befeſtigt habe, dieſen Ruhm wird ihm der Neid der Parteien niemals ſtreitig machen. Aber von außen her kam dieſem werthen Manne noch eine andere Hülfe. Dies war die treue aufrichtige Sorgfalt der Vorſteher und Häupter unſerer kirchlichen Angelegenheiten, die mit Recht als Säulen angeſehen waren: des Oberconſiſtorial-Präſidenten Fr. v. Roth und ſeines treuen Gehülfen, des vielerfahrenen, weiſen Niethammer in München, mit denen der redlich meinende von Gruben Hand in Hand ging. Fr. von Roth, ihn nenne ich hier als den Führer der Anderen, welcher den Felſengrund des Chriſtenglaubens ſchon frühe gefunden hatte, wollte das Werk ſeines großen Berufes, das Wohl der Kirche, nur auf dieſen Grund erbauen; ſein angelegentlichſtes Bemühen ging dahin, daß an der proteſtantiſchen Landesuniverſität Erlangen alle die Lehrſtühle, deren Aufgabe die Bildung künftiger Theologen iſt, chriſtgläubigen, bekenntnißtreuen, im Wiſſen wohlbegründeten Männern anvertraut würden. Auch bei der Beſetzung der einflußreichſten geiſtlichen Stellen im Lande nahm er, ſo weit ſeine Kraft und ſeine Stimme reichten, dieſelbe Rückſicht. Sein Wunſch, Erlangen zu einer Vorſchule chriſtgläubiger Theologen zu machen, iſt ihm in erfreulicher Weiſe gelungen."

Schubert arbeitete an dem Korreſpondenzblatt mit und ſchrieb für dieſes ſeinen Oberlin; auch viele andere ihm ver-

wandte Blätter unterſtützte er und betheiligte ſich ſpäter an der Evangeliſchen Kirchenzeitung. In dieſer erſchienen z. B. ſeine in „Altes und Neues“, Theil 3, aufgenommenen „Mittheilungen aus dem Reiche.“

Wie am Schluſſe des vorigen Kapitels Schuberts freundliches Bild einen engen Kreis mit ſeinem Lichte ſegnend erfüllte, ſo ſehen wir ihn hier in gleicher Geſinnung weiten Kreiſen Segen bringen. Nicht nur nämlich fanden ſeine lieblichen Schriften die weiteſte Verbreitung, ſondern ſie brachten ihn auch in eine lebendige Verbindung mit Allen, die in irgend welcher Weiſe für chriſtliche Wahrheit und chriſtliches Leben thätig waren oder ſind. Bei ſeiner unbegreiflichen Arbeitskraft gingen ſeine Briefe über das ganze deutſche Vaterland, und es wird ſich in demſelben kaum ein größeres Werk finden, das zu dem Dienſte des Reiches Gottes beſtimmt, und nicht irgendwie auch von ihm gefördert worden wäre. Ebenſo iſt die Zahl derer klein, welche in gleichem Geiſte mit ihm wirkſam, ſich nicht eines Liebeszeichens an ihm zu erfreuen hätten.

Möge es uns erlaubt ſein, der weiteren Erzählung vorgreifend, das letzte derſelben hier mitzutheilen. Es iſt ein von dem Sterbebette aus geſchriebener Brief an Harms in Hermannsburg, deſſen Vollendung der Tod verhindert hat. Der Brief lautet (vergl. Hermannsburger Miſſionsblatt 1860, S. 168. 169).

„Ein alter armer Bruder, der aber in den täglichen und ſtündlichen Erfahrungen von der Vatertreue und Erbarmung ſeines Gottes in Chriſto Jeſu, dem Heiland und Seligmacher der begnadigten Sünder reich, glücklich und ſehr vergnügt iſt, möchte vor ſeinem Ende auch noch einmal den Bruder Harms in Hermannsburg im Geiſte die Hand drücken, denn er hat dieſen ſeit Jahren ſehr lieb. Ich bin nun über das achtzigſte Jahr hinüber, alſo hinaus über die Gränze, von welcher es heißt: und wenn es hoch kommt! Auch iſt meine alte Hütte ſo mauerriſſig und leck, daß, wenn ich ſo ſtill im Bette liege, ich überall durch die Löcher des

Daches hindurch hinausblicken darf auf Etwas, das mir ein fern im Osten aufgehender Morgenstrahl beleuchtet und das einem Bau von Gott erbauet, nicht mit Händen gemacht, gleichet. Ja, dort wird auch der Erdenpilger, der im Glauben seinen Weg zog, statt des zerfetzten Wanderzelts, eine ewige Hütte finden, vor allem aber das Haus des Vaters, von welchem mein Heiland sagt, daß darin viele Wohnungen sind, und daß er hingehen wolle, auch für uns eine zubereiten. Nun, der liebe Herr Jesus hat auch mich, dem Fluch und ewigem Tod anheimgefallenen Knecht der Sünde frei gemacht vor Seinem Vater, ja zu einem Kindesrecht im Hause dieses Vaters mir verholfen; darüber bin ich sehr froh und weiß, daß ich armer Knecht auch dort im himmlischen Vaterhause ein Räumlein finden werde, da ich mich des Naheseins meines lieben Herrn Jesu freuen kann, und mit den Engeln lobsingen darf dem Lamm, das für mich und Dich erwürget ward. Lieber Bruder, ich habe für Dich ein Wort empfangen aus einem im Glauben und in rechtschaffener Liebe gestorbenen Christenherzen, das auch mir recht wohl gethan hat. Ich gebe es an Dich weiter, und wenn Du einmal Dein Ende so nahe fühlst als ich das meine, dann gib Du es als ein Vermächtniß auch weiter an einen Bruder, den Du recht lieb hast, und dem Du gern zum letzten Mal Gottes Frieden wünschen möchtest. Das Wort heißt: laſſet Euch nicht erbittern, und steht 1 Kor. 13, 5, wo" — da bricht der Brief ab.

36. Erlebnisse im Amt und im Hause.

Ein Ereigniß, nicht für das Schubert'sche Haus allein, sondern für ganz Erlangen war es, als im Jahre 1821 Schelling dem Verlangen, wieder durch das lebendige Wort zu wirken, nachgebend, sich als Lehrer an der Universität Erlangen niederließ. Es war, als ob ein König in den Kreis seiner Lehnsleute einträte; mit freudiger Huldigung ward er empfangen und

mit Ehrfurcht durch die drei Jahre seiner Lehrthätigkeit auf allen seinen Wegen begleitet. Schubert und Pfaff, seit Schweiggers Abgange unzertrennliche Freunde, setzten sich lernend unter die Hörer des Meisters. Und er war ein König, gewaltig in der Kraft seiner Rede, die mit gleicher Macht einherströmte, wie vor dreißig Jahren zu Jena; er war es durch die Herrschaft, welche er über seine Schüler gewann. Sein Einfluß adelte den Verkehr der Gelehrten unter einander, hob den Geist der freien Wissenschaftlichkeit unter den Lernenden. Aber weit davon entfernt, für sich etwas gelten zu wollen, wies er vielmehr mit noch größerer Bestimmtheit, wie in seinen Jünglingsjahren, auf den ächten Lebensquell hin. Und mit ungleich größerer Wirkung. Daß ein solcher Mann mit der höchsten Verehrung von der Heiligen Schrift redete und im Leben sich zu ihrer Lehre bekannte, daß er an jedem Sonntage seinen festen Platz nahe der Kanzel des vielgescholtenen Krafft einnahm, das wirkte. Das gab auch den einschlagenden Bemühungen der Anderen Nachdruck, ja es riß auch diese fort. So mag sich glücklich schätzen, wer in jenen Jahren an dem Werke der Verjüngung Theil nahm, das dort getrieben ward. Nicht Frömmler, noch Buchstabendiener wurden erzogen; dafür zeugt schon die Verschiedenheit der Wege, auf welchen wir den Männern im Leben begegnet sind, die um jene Zeit durch die Erlanger Schule gingen. Freund und Feind haben Namen wie die der Brüder Wagner, die von Stahl, K. Hase, Höfling, Harleß, Dorfmüller — oder den des Grafen von Platen und Puchta's stets mit der größten Achtung genannt.

Schubert hatte außer der Freude, mit solchen Männern und Jünglingen in geistigem Verkehre zu stehen, auch noch die eines innigen Umganges mit Schellings Familie, und dort war der große Denker vertraulich, gemüthlich, liebenswerth. Nicht blos die Männer verband das brüderliche Du, sondern auch die Frauen knüpften ein Freundschaftsband, was erst der Tod gelöst hat.

Zu den Todesfällen, deren wir oben gedachten, kam damals noch der eines auswärtigen Freundes, erſchreckend durch die Umſtände, unter denen er eintrat. Gerhard von Kügelgen ward am 27. März 1820 ermordet. Im vierten Bande von „Altes und Neues“ iſt der Brief, in dem die Witwe dem Freunde die entſetzliche Nachricht gab, abgedruckt.

Eine angenehme Ueberraſchung war der Beſuch Karls von Raumer; er hatte die Freiheitskriege mitgemacht, dann wieder eine Profeſſur erhalten; jetzt aber zog er gen Nürnberg, um dort die Leitung einer nach Peſtalozzi's Grundſätzen eingerichteten Privatanſtalt zu übernehmen. Mit ihm kam ſeine ſangbegabte Frau, eine Tochter des Kapellmeiſters Reichardt, dann ein junger Mann, Heinrich Ranke aus Wiehe in der goldenen Aue, den er ſich zum Gehülfen erſehen, und ein dieſem anvertrauter Knabe. Letzterer war Allwill Baier aus Altenkirchen auf der Inſel Rügen, in deſſen Vaterhauſe wir von Ludwigsluſt aus eingekehrt ſind. Der Pfarrer Baier war geſtorben, und Allwill begleitete nun den Candidaten Ranke, ſeinen bisherigen Hauslehrer, hierher. Dieſer fühlte ſich dem Heimgegangenen zum tiefſten Danke verbunden, denn durch ihn war er dem Predigtamt, welches er ſchon aufzugeben entſchloſſen war, wiedergewonnen worden. Der zufälligen, brieflichen Aeußerung der Mutter: „Aber predigen wirſt du doch müſſen,“ wußte der beredte Mann eine Deutung zu geben, welcher der Jüngling nicht zu widerſtehen vermochte. Noch weniger konnte er ſich dem überwindenden Eindruck von Baiers Perſönlichkeit entziehen. — So in der Glut der erſten Liebe kam er jetzt nach Baiern, wo er ſein zweites Vaterland fand. In Schuberts Hauſe waren die Tage, da die Fremdlinge darin herbergten, ſolche des Sanges und der ſtillen Freude. Sie verkehrten nun viel mit einander, und Heinrich Ranke verlobte ſich zur Herzensfreude des Vaters, der ihn wie ſeinen eignen Sohn lieb hatte, mit der ſiebzehnjährigen Selma Schubert.

Ehe die Beiden ihr Bündniß vor dem Altar beſiegelten, verlobte und vermählte ſich Adeline Ritter, die Pflegetochter, mit dem Univerſitäts-Profeſſor Georg Benedict Winer, einem Manne, bei dem man in Verlegenheit iſt, ob man die ſtille Beſcheidenheit ſeines Weſens, oder ſeinen tiefen ſittlichen Ernſt, oder ſeine hohe Gelehrſamkeit voranſtellen ſoll. Er ſuchte ein chriſtliches Weib, ein ſolches, was Beides im Auge hätte, wovon 1 Kor. 7, 34 die Rede iſt — und er hat es in Adelinen gefunden. Mit Stolz konnte der alte Schubert in das Haus dieſer ſeiner zweiten Tochter hineinſchauen. Die That ihres Lebens ging aus dem Geiſte ihres unglücklichen erſten, ihres treuen zweiten Vaters hervor.

Das eigne Kind ließ er in Bärenwalde trauen; ſie ſollte vor demſelben Altar knieen, wie ihre Eltern. Die Wahl des Trau-Ortes hatte es dem Vater des Bräutigams, dem Pfarrer Ranke aus Wiehe, möglich gemacht, an dem Feſte Theil zu nehmen. Das waren liebe Gäſte, der würdige Pfarrer und ſeine drei Söhne: Leopold, der Mann, der uns die Geſchichte der Päpſte gegeben hat, die von Deutſchland im Zeitalter der Reformation, ein gut Stück der preußiſchen und viele andere Meiſterwerke; Ferdinand, der gründliche Kenner des claſſiſchen Alterthums, und Heinrich, der Bräutigam. Am Sonntag, dem 2. Oktober 1825, predigte dieſer erſt noch über 1 Kor. 4, 1—3, dann ward das junge Paar getraut. Was war das für ein Feſt für Schubert und für die alte Witwe Martin, die Großmutter der Braut. Wie viel Wehmuth, wie viel Dank, wie viel Bewunderung der Wege Gottes zog durch die Gemüther.

Ranke blieb noch eine Zeitlang in Nürnberg, dann ward er Pfarrer in Rückersdorf bei Nürnberg, dann Dekan in Thurnau, Profeſſor in Erlangen, Conſiſtorialrath und Hauptprediger in Baireuth, zuletzt in Anſpach. Die Ehe ward mit Kindern geſegnet, und zwiſchen den Eltern und dem jungen Paare blieb bis an's Ende eine treuinnige Verbindung.

Von Erlangen aus geschahen noch zwei größere Reisen; die eine nach Salzburg und Tirol, die andere durch Südfrankreich und Italien; von beiden sind Beschreibungen ausgegangen; beide haben ihm neue Herzen und Häuser geöffnet und gewonnen. Wichtiger aber als beide war die kleinere Reise, die er mit Pfaff nach München machte. Zuerst verkehrte er freilich nur mit dem Arzt Ringseis, mit seinen Gönnern v. Lerchenfeld und v. Roth und war sehr zufrieden, einem Hofball von einer Loge zusehend, die königliche Familie, der er große Wohlthaten verdankte, von fern sehen zu dürfen; dann aber veranlaßte Lerchenfeld, daß er zu einer Audienz beim Kronprinzen Ludwig befohlen wurde. Es ist bekannt, mit welch' schönen Plänen für die geistige und künstlerische Größe seines Landes sich dieser glänzend begabte Herr trug, welche Hoffnungen die Besten seines Landes auf ihn setzten, und wie viel er auch wirklich in Kunst und Wissenschaft ausgerichtet hat; aber es ist hier kein Ort, mehr davon zu sagen, als daß es Schubert für ein sehr hohes Glück nahm, mit diesem Fürsten eine Stunde reden zu dürfen. Der Schluß der Audienz enthielt das Versprechen, der Kronprinz wolle, sobald er zur Regierung gelange, die Universität Landshut nach München verlegen und Schubert dahin berufen.

Die Erfüllung folgte gar rasch. König Max starb am 13. Oktober 1825, und bald darauf geschahen die einleitenden Schritte. In Erlangen hatte sich inzwischen auch wieder Manches verändert. Im December 1824 hatte Arnold Kanne sein müdes Haupt zur Ruhe gelegt, an seinem Grabe sprach Krafft, wenige Freunde umstanden es. Der Eine, den wir kennen, von dem Kanne mehr empfangen, als ihm geleistet hat, hat recht tief getrauert. Die Schule aber gewann, denn in die leere Stelle ward der Dichter Friedrich Rückert berufen.

Unter diesen Umständen konnte die Berufung Schuberts nach München für ihn selbst keine Freude sein. Er hatte die acht glücklichsten Jahre seines Lebens in Erlangen verlebt,

gesegnet in seinem Hause, glücklich in seinem Amte, dankbar und reich im Genusse der Liebe, die ihm von Jung und Alt aus den Herzen seiner Zuhörer und Schüler, wie seiner Collegen und seiner Mitbürger entgegenkam. Nun sollte er wiederum wandern und Grund legen und einrichten, und das in Gemeinschaft mit einem Manne, der neben dem Rufe der Gelehrsamkeit auch den der größten Unverträglichkeit hatte, und obenein auf dem Gebiete der Naturanschauung sein offener Gegner war. Es war Dr. Oken, jetzt fast nur noch durch seine Abbildungen zur Naturgeschichte in weiteren Kreisen gekannt. Wie gern hätte er dem allseitigen Verlangen, welches ihn an der alten Stätte zurückzuhalten suchte, nachgegeben. Er ließ es zu, daß eine einmüthige Vorstellung der Amtsgenossen mit der Bitte an den König ging, ihnen den Freund zu lassen, aber dem Willen des Landesherrn hatte er sich dankbar zu beugen. Er ging denn unter den mannigfachsten Bezeugungen von Liebe, Dank und Verehrung, womit Lehrer und Schüler in den letzten Tagen bis zum Augenblick des Abschiedes hin ihn erfreuten. Wenn ihm etwas Kraft gab zu den weiteren Schritten, so war es die Erfahrung von der Liebe, die ihn umgab.

37. In München.

Reicher und bewegter als je eine andere Zeit seines Lebens, auch lehrhafter in manchem Bezuge, war diejenige in München, und es währte lange, ehe sich Schubert zurecht gefunden; d. h. ehe er sich mit denen, die er lieb hatte und die ihn liebten, in eine stille Gemeinsamkeit des Schaffens zurückzog.

Seine Ankunft war verzögert worden; er hatte noch in Erlangen, von der Taufe seines ersten Enkelkindes heimkehrend, den Arm gebrochen und mußte nun erst die Heilung abwarten, ehe er sich nach seinem neuen Wohnorte begeben konnt. Am 15. Mai 1827 traf er ein. Die Vorlesungen hatten schon begonnen, der König eine Reise nach Italien angetreten; der ihm sehr geneigte Minister von Schenk seine Ankunft sehnlich erwartet. Der

Anfang war ein überaus glücklicher. Die Wohnung war durch die gütige Fürsorge der Frau Dr. Ringseis völlig eingerichtet, durch die seines früheren Schülers, des Dr. Wagner, aber stand jedes Möbel genau an der Stelle des Zimmers, welches es in Erlangen eingenommen hatte. Er war also keinen Augenblick fremd und fand sich von derselben Liebe umfangen, von der er so eben entlassen war.

Es ward berathen, ob er die versprochenen Vorlesungen noch halten solle; der Minister wünschte es, treue Freunde riethen dazu; er sei erwartet, sagte man ihm, sein Ruf sei ihm ja doch vorangegangen, und gar viele Studirende hatten sich, um ihn zu hören, bei den andern Professoren nicht eingeschrieben. Er las also. Die drei ersten Schüler, die sich meldeten, waren Alexander v. Bechtolzheim aus Mecklenburg, der Schüler von Adolf Zahn, der Sohn eines Hauses, in dem Schubert vordem viel Liebes erfahren hatte. Der andere ein wackerer Theologus, Namens Zärthe, der dritte Jocham, den er seinen Johannes Clericus nennt und der von da an in fortdauernder Verbindung mit ihm gestanden hat. Das nahm er als ein günstiges Zeichen.

Eine besondere Freude gewährte noch ein Brief von Schelling, der, nun auch nach München berufen, die nahe Ankunft meldete und später seine Wohnung wieder dicht neben Schubert nahm. Ueberhaupt mochte dieser nicht klagen; alle Schleusen des geistigen Verkehrs thaten sich hier für ihn auf. Die Amtsgenossen an der hohen Schule waren meist Männer, welche in ihrem Berufe hervorragten; dazu kam nun noch die innige Freundschaft mit Schelling, Lerchenfeld, mit dem schon oft erwähnten gelehrten und erfahrenen Friedrich v. Roth und Ringseis. Erweitern wir den Kreis seiner Bekannten ein wenig, so treten, wie einst in Dresden, Dichter und Künstler ein; theils einheimische, theils von dem neuen Glanz der jungen Königsstadt angezogene Gäste. Gleich 1827 tagte dort die Naturforscher-Versammlung.

Auch ließ er nicht von seiner Gewöhnung zu reisen. Wir begegnen ihm in Karlsbad, wo sich die Freundschaft mit Hengstenberg knüpft, in Tirol, und sehen dann wieder Andre, durch seinen Ruhm — ich darf jetzt schon so sagen — bewogen, ihn aufzusuchen.

Nicht lange nach seiner Uebersiedelung vertraut ihm der König Antheil an dem Unterricht seiner Kinder und einiger seiner Verwandten, des Kronprinzen Max, des Prinzen Otto, der im vorigen Mai als Großherzogin von Darmstadt verstorbenen Prinzessin Mathilde, des jüngeren Prinzen von Leuchtenberg, der jetzigen Kaiserin von Oesterreich. In einer freien und ehrenvollen, vom Hofe unabhängigen Stellung und völlig im Einklang mit den Lebensansichten des von ihm so hochverehrten Königs, greift er natürlich die Sache jetzt anders an, als vor zehn Jahren, und so wird sie ihm die Quelle hoher Freuden, solcher, an denen Ehrgeiz oder Hochmuth keinen Theil haben. Durch die nahe Verwandtschaft beider Familien tritt er auch den Höfen von Ludwigslust und Sachsen-Altenburg näher. Herzog Eduard von Altenburg wird sein Freund, Herzog Albrecht besucht ihn, und mit Prinzeß Helene, der nachher so unglücklichen Herzogin von Orleans, entspinnt sich ein lebhafter Briefwechsel.

Bei alle dem fehlten die Sorgen nicht, ja sie gewannen eine niederdrückende Gewalt. Schon die Naturforscher-Versammlung hatte deren viele gebracht, weil sie ein verfrühtes Unternehmen war. Es war nicht möglich, alle Sammlungen in den vier Monaten in eine Ordnung zu bringen, welche so vielen Gelehrten, und was vielleicht noch mehr sagen will, so vielen Dilettanten genügt hätte. Natürlich nahm der Unverstand daraus Anlaß, denjenigen, der über diese Arbeit gesetzt ward, anzuklagen und zu verdammen. Auch trübte sich das Verhältniß zu Oken rasch und wurde bald ein offen feindliches. Die Schuld daran kommt denen zu, die, was in aller Stille geschah und dort ausgeglichen werden konnte, an die große Glocke schlugen. Nun spaltete sich

die Stadt in Parteien. Schubert war ein Finsterling, welcher die Stellung des Nebenbuhlers untergrabe, dem Volke den Genuß der Sammlungen vorenthalte, welche königliche Großmuth demselben ausstellen wolle; so sprach, so schrieb man in Tagesblättern. Es hatte wohl auch sein Gutes, daß sich Alles so rasch klärte, und der gutmüthige, leicht vertrauende Schubert vor falschen Freunden bewahrt blieb, die ihm später doppeltes Weh zugefügt hätten; aber damals hat er recht viel gelitten. Der König kam endlich zu dem Entschluß, Oken, um des Friedens willen, mit einer Einkommens-Verbesserung nach Erlangen zu versetzen. Wie glücklich würde sich sein Gegner gepriesen haben, hätte er dahin gehen dürfen. Oken aber schlug das Anerbieten aus. Die Regierung, sagte er wohl mit Recht, sei nicht befugt, einen Professor wider seinen Willen zu versetzen. Da brachen nun die Tagesblätter mit neuer Wuth gegen den ohne Grund Gehaßten los, er habe seine Stellung bei Hofe mißbraucht, um den Gegner zu beseitigen. Keine Verdächtigung ward gespart; selbst der Unterricht, den er bei Hofe ertheilte, ward zum Gegenstande des Angriffs, da es sich — wie man faselte — für einen Professor nicht schicke, Privatstunden zu geben. Oken kannte den Ungrund der Anklage, und der Ehrenhaftigkeit seines Charakters gemäß, widersprach er öffentlich; dennoch schalt man weiter. Der Gelästerte duldete still, aber sein Körper hielt nicht Stand. Er erkrankte an einer Leberentzündung. Inzwischen nahm Oken einen Ruf nach Zürich an; ein anderer Amtsgenosse tödtete sich; an seine Stelle trat Andreas Wagner, seit 1809 in fortdauernder Liebe seinem Lehrer verbunden, und so begann denn für diesen eine glückliche Zeit friedlichen Wirkens.

Noch unter den Kämpfen und Leiden aber war er an eine Arbeit gegangen, zu welcher die ersten Ansätze schon in Mecklenburg entstanden waren. Dann hatte der Plan geruht und war jetzt wieder hervorgetreten. Es sollte ein Werk sein „über die Natur des Menschen, nach ihrem äußeren leiblichen wie nach ihrem

inneren geistigen Wesen, nach ihrer Stellung zu der gesammten Welt des Leiblichen wie des Geistigen, und nach ihrer zeitlichen wie ewigen Bestimmung für diese beiden Welten", so gibt er in einem Briefe an den Schwager Reichel die Absicht an. Er wollte „zeugen von einem Schöpfer und Erhalter aller Dinge, zeugen von dem Sein und Wesen unserer für ein Leben der Ewigkeit geschaffenen Seele und von einer Welt des Geistigen überhaupt." Er hatte mit Erlaubniß seines Collegen Buchner in München einem alten Herzenswunsche genügt und über die Seelenlehre vor einer zahlreichen Hörerschaft gelesen. Diese Vorlesungen legte er zu Grunde; doch war das Buch eine selbständige Arbeit, an der er sehr viel Freude hatte, für die er aber auch viel that. Es gingen, was bei ihm selten war, Jahre über der Ausführung hin. Wie einst bei dem ersten Bande der Ahnungen, klärte sich der reiche Stoff auf einer Reise, dies Mal in Tirol, und noch in Botzen ward fleißig geschrieben. Von nun an gehörten alle freien Stunden, nicht bloß des Tages, dem Buche, für welches Cotta in Stuttgart den Verlag übernahm. Es erhielt den Titel: Geschichte der Seele und gilt mit Recht als das Hauptwerk seiner wissenschaftlichen Thätigkeit. Die Darstellung des Verfassers wird durch einen reichen Schatz der schönsten Stellen des Alterthums und sehr bedeutende der Kirchenväter über Gott und Seele, und dann durch eine Reihe von Thatsachen unterstützt, welche von keinem früheren Forscher so benutzt und so gedeutet wurden. Schelling vergleicht Schuberts Arbeit dabei einem Eindringen „in die heimlichen, sonnigen, blumenreichen Thäler des Lebens." Das Buch wurde günstig aufgenommen und hat vier Auflagen erlebt.

Hatte Schubert ein recht streng wissenschaftliches Buch vollendet, so ließ er seinen Geist ruhen, aber nicht müßig gehen. Er schrieb Volks- und Jugendschriften, und der hochgelehrte Mann spricht in demselben wie ein Kind zu den Kindern, die ihn darum auch gar herzlich lieb haben. Seine „Sieben Erzählungen

für meine jungen Freunde"; „Vier Erzählungen, meinen jungen Freunden gewidmet", „der ungleiche Sohn und der gleichartige Enkel", „der Krüppel von Rottenstein", haben bis zu fünf Auflagen erlebt. Tiefer, sittlicher Ernst, milder, frommer Sinn, wehen durch alle; bei der Vertrautheit des Verfassers mit dem menschlichen Herzen tragen sie das Gepräge der innersten Wahrheit, wie denn ihrer viele eigene Erlebnisse des Verfassers oder seiner Freunde berichten. Er hatte ein seltenes Geschick, die einfachsten Dinge je nach ihrer Art zur Erheiterung, zur Warnung, zur Erbauung, gefällig und spannend mitzutheilen.

38. Die letzte Station des Lebens.

Das wichtigste Ereigniß aus den nun folgenden drei Jahrzehnten ist gewiß die Reise in das Morgenland. Es war ein alter Wunsch von Schubert, den Spuren seines Erlösers nachzugehen und auch die Stätte zu sehen, von der aus der erste Bund gestiftet ward. Mag sein, daß der Naturforscher einigen Antheil an diesem Sehnen hatte, seine eigentliche Geburt hatte es dennoch im Herzen. Er war 56 Jahre alt, als die Erfüllung seines Wunsches kam, und seine 47jährige Frau schloß sich muthig und freudig an. Von dieser gingen einige lebendige Briefe an ihre Freundinnen von den wichtigsten Reisepunkten aus. Diese, sowie solche des Vaters an die Kinder, stehen im 4. Bande von „Altes und Neues" abgedruckt. Eine ausführlichere Reisebeschreibung in 3 Bänden, reich an Ausbeute für die Freunde des göttlichen Wortes und der Natur nicht allein, sondern auch für diejenigen der Geschichte und der Erdkunde, erschien bald nach der Heimkehr bei Palm und Enke in Erlangen. (Der 3. Theil ward 1839 ausgegeben und 1840 bereits die zweite Auflage des ersten.) „An das ältere Paar der Wanderer, an mich und meine Frau — so erzählt er dort I, 38 — hatte sich vor Allem diesmal ein jüngeres, ein Paar von Freunden angeschlossen, deren Seele von

der innigen Zuneigung zu einem und demſelben lehren, ſchönen Gegenſtande entzündet und bewegt wird: von der Liebe zur Erkenntniß der Natur und des Waltens jener ewiger Weisheit, die ſich durch redlich forſchenden Sinn in den ſichtbaren Werken kund macht. Beide, Dr. Johannes Roth und Dr. Michael Erdl, ſind ihrem ganzen innern und äußern Beruf nach Naturforſcher und Aerzte. Sie ſind dem Ziel ihrer jugendlichen, kräftigen Zuneigung ſchon über manchen Berg und durch manches Thal nachgegangen, und auch jetzt iſt es vor Allem dieſes eine, was ſie zur Mitreiſe nach den Morgenländern bewegt. Zu dieſen Vieren hatte ſich ſchon von München aus noch ein anderer Freund geſellt, der fleißige und geſchickte Architektur- und Landſchaftsmaler Martin Bernatz, der in ſehr vielen treuen Zeichnungen, dem ſchnell vorübereilenden Fluſſe der äußeren Erſcheinungen, welche uns auf dieſer Reiſe begegneten, ein feſtes Beſtehenbleiben für die Erinnerungen verlieh. Für dieſe Fünf, welche gleich von dem erſten Schritt der Reiſe an gemeinſam das Angeſicht wie die Herzen gerichtet hatten nach dem Lande des Aufganges, bedurfte es keiner längeren Bekanntſchaft und Zuſammenſeins, um ſie in Einklang mit einander zu bringen; ſie glichen ſchon daheim fünf Saiten eines Saitenſpieles, welches die Hand eines guten Tonkünſtlers aneinandergefügt und geſtimmt hat zu einem Liede, das von Freude und Frieden ſinget, und ſo blieben ſie dies auch im fernen Lande.

Eine andre, kleinere Reiſe, führte über Württemberg den Rhein aufwärts; auf dieſer waren Möttlingen, wo der wunderſame Pfarrer Blumhardt lebte und das Wupperthal die anregendſten Punkte.

Sonſt ging das Leben ſeinen ſtillen Gang. Die Jahre der Ernte waren gekommen; zuvörderſt innerlich in einem ſeligen Frieden des Gemüthes, wie des Hauſes und des Amtes, dann auch äußerlich in allerlei Ehrenbezeugungen und Feierlichkeiten, Orden, Titel, Adel, die theologiſche Doctorwürde und vieles

Andere der Art. So mochte auch das Doctorjubiläum im März 1853 dem Gefeierten ein Zeugniß geben, wie allgemein, wie sehr man ihn liebe und ehre. Am meisten bewegte ihn aber — achte ich — die Jubelfeier der Hochschule von Jena 1858, wo er neben K. B. Hase und Humboldt den Ehrensitz einnahm.

Unter allen diesen Ernten hat er in stiller Demuth und treuem Dienste fortgefahren, Saaten für die Ewigkeit auszustreuen. Er hat seinen Platz in der Akademie der Wissenschaften mit Ehren ausgefüllt, die ihm vertrauten Sammlungen gemehrt und geordnet, des Lehramtes gewaltet, so lange er vermochte, und als Schriftsteller in gelehrten und ungelehrten Büchern zum Volke geredet. Er hat, was mehr ist wie dies Alles, sein Haus zu einem Tempel des Gottes gemacht, den er durch seine ganze Persönlichkeit verkündigte. Gastfrei, fast ohne Maß, wohlthätig, wo er nur helfen konnte, theilnehmend, wo man ihn nur duldete, hat er Gutes gethan und ist nicht müde geworden.

Inzwischen hat der Tod zur Rechten und Linken die Zahl seiner Lebensgenossen gelichtet; er hat Lehrer, Freunde, Schüler begraben. Das brachte ihn zu dem Entschluß, sich selbst über den Erwerb aus einem vergangenen und die Erwartungen von einem zukünftigen Leben Rechenschaft zu geben. Er that dies in seiner unter diesem Titel von 1854 bis 1856 bei Palm und Enke in Erlangen in 5 Bänden erschienenen Selbstbiographie. Es ist ein Buch, wie es nur ein Greis, und auch nicht ein jeder Greis, zu schreiben vermag, und wer kein ander Verlangen mitbringt, als den innern und äußern Lebensgang Schuberts kennen zu lernen, dürfte leicht ungeduldig werden. Wer sich aber der Führung des alten Gelehrten gern überläßt, ihm in seinen Gleichnissen in die verschiedenen Reiche der Erde und des menschlichen Wissens zu folgen bereit ist, der sieht ihm wohl gern in das lebendige Auge, wenn er ihm ein Bild von den Arbeiten, die in den letzten fünfzig Jahren für das Reich Gottes geschahen, zeichnet, und die Männer alle, die er so lieb hat, recht lebendig

vor uns führt. Bisweilen auch wird es dem dankbaren Leſer ſein, als ſähe er eine Thräne im Auge des frommen Berichterſtatters, deren Widerſchein in ſeinem eigenen Auge glänzt.

Der leitende Gedanke iſt übrigens mit jugendlicher Kraft durch das umfangreiche Werk feſtgehalten. Ein Gleichniß zwiſchen dem Val Paraiſo und dem Greiſenalter leitet die Betrachtung ein. „Das Greiſenalter", heißt es da unter Anderem, „iſt in der herbſtlichen oder winterlichen Abgeſtorbenheit ſeiner äußeren Natur ein Friedhof, für welchen das Sehnen des Menſchenherzens, wenn es zur inneren Stille gelangt, gerne ausruht und noch einmal ſeine Kräfte ſammelt, ehe denn der Staub wieder zu der Erde kommt, wie er geweſen iſt, und der Geiſt wieder zu Gott, der ihn gegeben hat." Er bleibt dann ſtehen, um das Ganze ſeines Lebens zu überblicken, und findet ſich dadurch veranlaßt, auch auf daſſelbe anzuwenden, was der alte Herr v. Knebel am Ende des ſeinigen bekannt hat: „Man wird bei genauer Beobachtung finden, daß in dem Leben der meiſten Menſchen ſich ein gewiſſer Plan findet, der durch eigene Natur und durch die Umſtände, die ſie führen, ihnen gleichſam vorgezeichnet iſt. Die Zuſtände ihres Lebens mögen noch ſo abwechſelnd und veränderlich ſein, es zeigt ſich am Ende doch ein Ganzes, das unter ſich eine gewiſſe Uebereinſtimmung bemerken läßt!"

Nun beginnt er, der Hand, welche ſein Leben geführt hat, dankbar nachzugehen. Am Ende des Ganzen gedenkt er des Todes ſeiner Freunde, Friedrich von Roth, Köthe's und des Prinzen Eduard von Sachſen-Altenburg. „Bald nachher trat ich in den Ruheſtand von meinem amtlichen Wirken und in eine große Abgeſchiedenheit aus dem geſelligen Leben ein. Was ſpäter geſchah, iſt wie ein Traum an mir vorübergegangen. Ich aber ſchäme mich nicht, dieſe armſeligen Berichte mit den Worten des alten einfältigen Gebetreimes zu ſchließen, welcher ſo lautet:

Was ich gelebt, das decke zu,
Was ich noch lebe, lenke Du."

Zuletzt bekennt er ſich einen Schuldner an Gott und Menſchen, der aber doch der Gnade gewiß ſei, ſpricht von ſeiner ſeligen Erwartung des künftigen Lebens und ſchließt mit Dank und Segen für ſeinen König.

Das Buch war Schelling gewidmet, der aber erlebte die Vollendung deſſelben nicht mehr; auch noch ein anderer Todesfall ging Schubert nahe, derjenige der Herzogin v. Orleans; doch fand ihn dieſer noch ſo kräftig, daß er der um dieſe edle Fürſtin trauernden Mitwelt ein anſprechendes Bild derſelben aus ihren Briefen zu zeichnen vermochte, ein Büchlein, das noch bei Lebzeiten des Verfaſſers fünf neue Auflagen erlebte und an dem er bis zu ſeinem Tode ergänzt und verbeſſert hat. Er war überhaupt bis an's Ende thätig.

39. Schubert's Tod. [1]

Bereits im Sommer 1859 erkrankte der Greis ſo ſchwer, daß ſein Tod mit Beſtimmtheit erwartet wurde. Während dieſes Leidens vollzog ſich in Form eines Nachtgeſichtes ein Streit, welcher durch ſein ganzes Leben gegangen iſt, welcher auch ſeine letzten Lebenstage beherrſcht, aber überall mit der Verſöhnung geendet hat; derjenige zwiſchen der Selbſtanklage ſeines engen und ſtrengen Gewiſſens, in dem die kleinſte Liebloſigkeit vergebens Raum ſuchte, und dem feſten Glauben an die Gnade ſeines Gottes. Was er damals erlebt hat, ſcheint übrigens ziemlich genau zu dem zu paſſen, was er ebenfalls unter der Form eines Traumes in dem drittletzten Kapitel ſeiner Lebensbeſchreibung darſtellt.

Die Angehörigen ſahen die Tage ſeines Lebens, die ihm noch behalten waren, als ein Geſchenk an, und es hätte nicht der Hinweiſung auf ſein nahes Ende bedurft, um ſie zu öfteren Be-

[1] Vgl. die Mittheilungen über ſeine letzten Tage in Nro. 62 der Ev. Kirchen-Zeitung 1860.

ſuchen bei ihm zu ermuntern. So feierte er noch, von Enkeln und Urenkeln umgeben, ein gar liebliches Weihnachtsfeſt; hatte nach Oſtern 1860 noch einmal die Freude, ſeinen Schwiegerſohn Ranke bei ſich zu ſehen, und wurde an ſeinem achtzigſten Geburtstag, dem 26. April, ebenfalls von den Kindern überraſcht. Am 17. Mai, dem Tage der Himmelfahrt, nahm er mit ſeiner Gattin das heilige Abendmahl; es waren faſt genau 33 Jahre, ſeit er ſeinen Einzug in München gehalten hatte. Nun rüſtete er ſich zur Ueberſiedelung in ſeine Sommerwohnung. Dieſelbe war bereits in Starnberg gemiethet, und der alte Herr freute ſich, daß er von dort aus werde jeden Sonntag nach München zur Kirche kommen können. Aber er war zu ſchwach, als daß man ihn noch hätte dahin bringen dürfen. Dagegen hatte ſein Enkelſohn, unter deſſen ärztlicher Pflege er ſeit längerer Zeit ſtand, das Landgut Laufzorn bei Großheſſelohe, ohnweit München, käuflich erworben; dort bot ſich ihm eine beſſere Ruheſtätte. Anfangs gingen ihm die Tage daſelbſt glücklich und leicht hin; er freute ſich, Abends vor der Thüre zu ſitzen, ergötzte ſich an den jungen Bäumen, welche der Enkelſohn gepflanzt hatte, und noch mehr an ſeinen beiden niedlichen Urenkelinnen. Doch nahm ſeine Schwäche ſo raſch überhand, daß er bald auf ſein Zimmer beſchränkt ward, ſelten noch der freien Himmelsluft koſtend. Dazu kam beſtimmtere Todeserwartung. Am 1. Juni fragte er nach dem Datum und ſagte dann: alſo „Gott Lob! nur noch vier Wochen.“ Allmählich traten dieſe Gedanken wieder zurück; er arbeitete an der ſechsten Ausgabe ſeiner Erinnerungen an die Herzogin von Orleans und ſah am 17. Juni noch viele Beſuchende in ſeinem Zimmer. Am 18. ließ er ſich ſeine dritthalbjährige Urenkelin bringen, um ihr von dem Herrn Jeſu zu erzählen. Am Abend deſſelben Tages nahm ſein Leiden eine tödtliche Wendung: es trat ein Blutverluſt und in Folge davon eine Schwäche ein, welche fürchten ließ, die durch Boten und durch den Telegraphen herbeigerufenen Verwandten würden zu ſpät ankommen. Er überſtand

aber die ſchlafloſe Nacht und begrüßte ſeine Tochter mit dem Worte: „Du bringſt mir Geneſung.“ In der folgenden Nacht fand er den Schlaf wieder und konnte den Dekan Meyer aus München, welcher ihm das letzte Abendmahl brachte, am 21. freudig empfangen. „Doch bat er, mit ſeinem geliebten Seelſorger vorher noch einmal allein ſprechen zu dürfen. Da hat denn dieſer alte Jünger — es mochte etwa die vierte Stunde des Nachmittags ſein — ſeine Sünden mit ſolcher Demuth bekannt und zugleich mit ſo feſter Zuverſicht des Glaubens um Vergebung gebeten, daß der Geiſtliche tief davon ergriffen war.“ — Nach beendigter Beichte nahmen die Uebrigen betend und ſingend an der hohen Feier Theil. „Da dieſelbe zu Ende war, kam Eins nach dem Andern und küßte ihm die Hand. Da pries er die Gnade, die ihm Alles vergeben habe und ſprach mit freudiger Erregung von dem Vaterhauſe, wo ſie einander bald wiederſehen würden.“ Nun folgte eine Zeit, in welcher bald Fieberphantaſieen ihn beunruhigten, bald ſeine Arbeitsluſt ihn wieder ergriff, bald Vorleſungen aus der Schrift von ihm begehrt wurden. An dem Spruche Jer. 31, 20 kräftigt er ſich ſichtlich. Zweierlei beunruhigte ihn noch: Er fürchtete zu erſticken und wandte ſich deßwegen in Gebeten, welche durch ihre Beſtimmtheit die Umgebenden in Staunen ſetzten, an ſeinen Gott, ſich auf ſein Kindesrecht berufend. Dann wollte er durchaus noch eine Ergänzung in dem Buche über die Herzogin anbringen. Endlich fand er die Stelle, wo er bis dahin vergeſſen hatte, einer Dame dankend zu erwähnen, welche ihm Einiges mitgetheilt hatte. Es kam noch ein drittes hinzu: „Am dritten Tag vor ſeinem Ende — 28. Juni — ließ er ſeine Tochter des Morgens vor 4 Uhr zu ſich rufen, um ihr etwas mitzutheilen, was ihm bei Nacht ſchwer auf dem Herzen gelegen hatte. Es ſei, ſo ſagte er, in der Kirche etwas eingeriſſen, was ihr höchſt verderblich ſei, das übertriebene Menſchenlob. Er deutete an, daß man ihm ſelbſt dieſes Lob in übertriebener Weiſe ertheilt habe; es

iſt aber kein Zweifel, daß er ſich ſelbſt eines Antheils an dieſem Unrecht bewußt war, und daß es ihm noch am Ende ſeiner Tage Schmerzen machte, begabte und wirkſame Männer auf eine Weiſe gelobt zu haben, die dieſen ſelbſt gefährlich war und darum vor Gottes Gericht nicht beſtehen konnte. Er fühlte ſich, wie von einer ſchweren Bürde befreit, als er ſich ausgeſprochen und von ſeiner Tochter die Zuſage empfangen hatte, daß ſie es mir mittheilen werde (d. i. dem Schwiegerſohne)."

Er reifte dem Tode langſam entgegen, tröſtete am 29. die Pfleger, als er ſie ſagen hörte, ach das iſt recht ſchwer, und ſprach: „Nein, nein, das iſt nicht ſchwer." In der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag brach der Todeskampf aus, er konnte den Morgen nicht erwarten und verlangte ſchon um 11 Uhr des Nachts den Morgenſegen zu hören. Als der Tag endlich kam, las man aus Röm. 8, 18—23.

„Bald darauf fing er an, etwas zu röcheln. Aber mit vollem Bewußtſein ließ er ſich noch umkleiden und aus dem Bett heben. Er hoffte, auf ſeinem Lehnſtuhl zu verſcheiden. Da ließ er ſein ſterbend Haupt noch einmal waſchen. Noch einmal vernahm er ſein Lieblingslied: Herzlich lieb hab' ich dich, o Herr. Da er Arznei genommen hatte, verſchwanden die Beſchwerden des Athmens ganz, und er verlangte, noch einmal in ſein Bett gehoben zu werden. Da lag er denn in vollkommener Ruhe. Dann ſagte er: Jetzt wird die Sonne bald untergehen. Für den Trank, den ihm ſein lieber Arzt reichte, war er ſehr dankbar; er vergalt dieſe Erquickung mit einem Segenswunſch. Man hörte ihn mit leiſer Stimme ſagen: Lieber Heiland — guter Heiland — wie herrlich, wie ſchön. Als man ihm ſagte: bald wirſt du deinen Heiland ſehen — antwortete er leiſe: Ich ſehe ihn ſchon. Gnade, Frieden und Segen über Euch Alle! Das ſind ſeine letzten Worte geweſen. Noch einmal wurden jene Worte himmliſchen Troſtes aus dem Propheten Jeremias über ihn ausgeſprochen. Noch einmal öffnete er die Augen; es war

der Blick eines Betenden. Dann folgten zwei Athemzüge, wie die eines betäubt gewesenen und noch ein wenig schluchzenden Kindes; das Haupt neigte sich ein wenig auf die Seite — und er war verschieden." Er starb an demselben Sonntage, an dem er vor sechzig Jahren zum ersten Male auf der Kanzel gestanden hatte.

40. Schluß.

Als die Nachricht von Schuberts Erkrankung durch das Land ging, da war es, so erzählen die Freunde, als ob die Betglocke geläutet würde. Ueberall beugten sich Kniee und beteten Herzen für ihn um eine leichte Erlösung. Die Kunde von seinem Tode war eine Trauerbotschaft für seine Vaterstadt und über dieselbe hinaus. Man sprach es aus, [1]) daß die Stadt um ein gastlich Haus, die Welt aber um einen der edelsten Menschen ärmer geworden sei; daß sein Name fortleben solle, so lange noch Tugend, fleckenlose Reinheit des Charakters, Edelmuth der Gesinnung, eine mit der umfassendsten Fülle des Wissens gepaarte, wahrhaft kindliche Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, ein dem reinsten Forschen und Streben nach Wahrheit gewidmetes Leben in der Welt ihre Geltung haben.

Für seine Beerdigung hatte der Entschlafene selbst die genauesten Bestimmungen getroffen. Er hatte sich einen Platz bedungen, da später seine Julie neben ihm ruhen könne, hatte gewünscht, in derselben Stunde zur Ruhe getragen zu werden, wo einst seine Henriette, um acht Uhr des Morgens, und hatte sich auch das Lied: Herzlich lieb hab' ich dich, gewählt, welches vor und nach der Trauerrede gesungen werden sollte. Diese hielt Dekan Dr. Meyer und führte in derselben aus, wie der Friede Gottes den Entschlafenen im Leben begleitet, im Tode umwaltet habe und ihn jetzt in der Fülle der Ewigkeit umgebe. Es war

[1]) Vrgl. Allg. Ztg. 1860. Nro. 185. 187. 188.

ein Begräbniß, wie man es selten sehen und wie es noch seltner einem Protestanten in München werden mag. Ein zahlloses Gefolge, die Elite der Bevölkerung, wetteiferte, ihm die letzte Ehre, den letzten Dank abzustatten. Wohlthuend war die Erscheinung des Benedictiner-Abtes Dr. Haneberg in vollem Ordenskleide, doppelt, weil sie nicht vereinzelt war.

Den Freunden war es lieb, von Barfuß Meisterhand ein in Kupfer gestochenes Bild des Entschlafenen zu erhalten. [1])

Wir aber halten still, um von der Höhe des Grabhügels noch einen letzten Blick auf Gotthilf Heinrich v. Schubert zu werfen. Er hat als Naturforscher, als ein Genosse der Prediger des göttlichen Wortes, als Schriftsteller, als Christ unsere Theilnahme in Anspruch genommen.

Seine Gelehrsamkeit war eine so umfassende, wie sie sich wohl nur bei den allerwenigsten seiner Zeitgenossen wiederfinden dürfte. Er war in den alten Sprachen gründlich unterrichtet; von den neueren war ihm keine der romanischen fremd, die englische geläufig. Die Weltgeschichte und alle diejenigen Wissensgebiete, welche den Theologen machen, hatte er durchlaufen. Und das alles nur nebenher; denn die Wissenschaft seines Lebens war die von der Natur in allen ihren Zweigen. — Allerdings gehört er nicht zu den Gelehrten ersten Ranges; er hat viel gefördert; nirgends jedoch eigne neue Bahnen eingeschlagen; aber wir dürfen seine Bedeutung dennoch nicht gering achten. Er war noch kaum dreißig Jahre alt, als ein Schlosser an ihn schrieb: „Du, dessen jugendlicher Geist schon nur Gedanken der Menschheit denken konnte, bist um so ernster, eifriger, lauter als jemals, zu dem Werke der Versöhnung berufen. Gehe uns voran, wir wollen dir gern folgen.“ Er stand auf der Mitte seines Lebens, als ihm Schelling schrieb: „Du hast die Freude der Menschen an

[1]) Vrgl. den Holzschnitt im August-Heft der Leipziger Ill. Ztg. von 1860.

Dir gesehen, Du hast die Größe Deines Berufes an den ersten Wirkungen schon erkannt, und die Freude wird immer größer werden, — Gott segne Dich und lasse Dich auf dem Leuchter, worauf er Dich gesetzt, fort und fort und immer heller leuchten, als ein Licht, das zu Vieler Erleuchtung und Erwärmung bestimmt ist." Auch Männer, welche seine Ansichten nicht theilten, wie Nees, Oken, Otto, Meister ihrer Wissenschaft, haben ihm durch Wort oder That ein ähnliches Zeugniß gegeben.

Doch wir bedürfen dessen nicht; denn wir wissen, daß er überall Hand angelegt, überall weiter gebaut, geholfen hat, und daß kein Zweig seiner Wissenschaft dessen entbehren möchte, was er in ihr gethan. Sein Werk war es, suchend und ausführend mit unermüdlichem Fleiße den Spuren nachzugehen, auf welche die Meister ihn wiesen, sodann die Schätze, welche Wenige reich machten, zum Gemeingut Vieler zu machen, und vermöge der Freude an der Sache, welche ihm aus der Seele redete, Andere für dieselbe zu gewinnen. Die besonderen Gaben, welche ihn dazu geschickt machten, waren neben seiner glühenden Liebe für die Wissenschaft und seinem eisernen Fleiß, seine Empfänglichkeit, seine Bescheidenheit und nicht zuletzt seine anmuthige Darstellung.

Genau mit denselben Gaben, und darum auch denselben Kräften begegnen wir ihm auf dem Felde, wo er uns näher steht, dem geistlichen. Er arbeitet hier vorwiegend mit dem Gemüth und überläßt sich der Heiterkeit und Frische desselben. So erklärt sich jene bald gescholtne, bald wieder zu hoch erhobene Duldsamkeit seines Wesens. Allerdings ist die Linie, über der er sich bewegt, eine so weite, oder sein Standpunkt über den Parteien ein so hoher, daß ihm viele der von ihm hochgeachteten Männer so weit nicht zu folgen vermochten. Es ist ein Kleines, daß er mit allen Confessionen in gleichem Frieden geht; der lutherische Schöner, der reformirte Krafft, der katholische Sailer stehen seinem Herzen gleich nahe; aber welch' eine bunte Schaar bilden diejenigen, mit denen er sich zum Aufbau des Reiches Gottes in nähere Verbindung setzte.

Welch' einen Weg hat man zurückzulegen von der Stellung seines Freundes Köthe, oder der des alten Vogel in Erlangen bis zu der Hengstenbergs; und welche Querlinien ziehen sich da hindurch: Kießling, Schöner, Burger, Spleiß und Krafft, Bomhard, Blumhardt, Barth, Neander, Tholuck, Nitzsch und zu allen Zeiten Schelling!!

Aber gerade darin lag seine Kraft und seine Bedeutung. In seinem Herzen waren alle diese Männer wirklich vereinigt, ihm waren sie alle Bauleute Gottes, und vor seinem reinen Auge war alles rein; er sah nur Licht. Dadurch wurde er so besonders geschickt zum Volksschriftsteller, und wenn gesagt wird, er sei Stillings Nachfolger geworden, so muß zugestanden werden, daß er mehr als dieser gewirkt hat. Sein Wort ist überall hin gedrungen und hat eine freundliche Stätte gefunden, wo man ein strengeres zurückgewiesen hätte. Ich komme deßwegen auf ein früheres Bild zurück und nenne ihn einen der rührigsten Werbeoffiziere seines Herren.

Dabei ist zu beachten, daß seine innere Entwickelung mit dem Jahre 1824 etwa abschließt, mit einer Zeit also, wo noch alle bibelgläubigen Christen fest zusammenhielten. Verschiedene Wege, einander selbst bekämpfend, sind diese erst seit den letzten dreißig Jahren gegangen, und in diese Zeit der Wirren und Streitigkeiten ragt nun sein Bild als ein Denkmal der Friedenszeit hinein. So wird er selbst durch seine bloße Erscheinung zu einem Prediger der Liebe und des Friedens.

Am meisten aber und am nachhaltigsten hat er lehrend und erbauend durch seine Persönlichkeit gewirkt. Nehmt Alles nur in Allem, er war ein Christ, und die mit ihm in Verbindung traten, erfuhren etwas von der Gewalt des Christenthums oder von der Seligkeit seines Friedens. Dankbare Liebe gegen Andere, bei unerbittlicher Strenge gegen sich selbst, war der Grundton seines Wesens. Hat man doch von ihm gesagt, wer einen Besuch von ihm haben wolle, müsse ihn reizen, er werde

gewiß morgen kommen, um zu versöhnen. So wußte er nur, wo er gut zu machen, zu mildern habe. Er bedauert in seiner Selbstbiographie, daß er nicht Jedem danken könne, von dem er auf seiner Lebensreise einen Becher Wassers oder Weins erhalten habe. Wie Viele aber hat er gelabt! es war ja dies so recht sein Thun, Andern auf ihrem Lebenswege förderlich zu sein. So wurde sein ganzes Leben zu einem Segen, dessen Fülle und Tiefe sich nicht ermessen läßt, und so geschah es, daß Tausende an seinem Grabe bekannten:

Ach, wir haben einen guten Mann begraben. Und mir war er mehr.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

V 3154621